

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS
LUDWIGSBURG e. V.

Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 26

Mit 26 Abbildungen

1974

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

P

2A 4772, 26.1974



Herausgegeben im Auftrag des Historischen Vereins

für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V.

von **Dr. Willi Müller**, Schwieberdingen

Alle Rechte beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V.

Für den Inhalt der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich

Gesamtherstellung Eichhorn-Druckerei und Verlag Kallenberg GmbH, Ludwigsburg

Inhalt

Vorwort	5
Der frühmittelalterliche Sporn von Bietigheim Mit 3 Abbildungen. Von Robert Koch	7
Geschichte der Stadt Asperg im 17. Jahrhundert Mit 3 Abbildungen. Von Theodor B o l a y	17
Balthasar Sprenger (Springer) zum 250. Geburtstag – Prälat und Abt, Professor und Herzogl. Württ. Rat, ein Sohn unseres Kreises Mit 7 Abbildungen. Von Karl R o h m	35
David Friedrich Strauß – zum 100. Todestag Mit 2 Abbildungen. Von Ernst B e n z	51
David Friedrich Strauß und sein Schüler Hermann Gundert Mit 1 Abbildung. Von Siegfried G r e i n e r	69
Ludwigsburg im Umbruch vom Jagdschloß zum regionalen Zentrum Mit 7 Abbildungen. Von Erich F a ß l	79
Die neue Orgel in der Bönningheimer Cyriakus-Kirche Mit 2 Abbildungen. Von Elisabeth Z i p p e r l e n	105
Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Kreis Ludwigsburg (Forts.) Von Günter S t e g m a i e r	115
Berichte, Besprechungen und Notizen. Mit Beiträgen von Markus O t t o und Willi M ü l l e r	129
In memoriam Kurt Aigner	135
Anschriften der Verfasser	136
Bildernachweis	136
Satzung des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Ludwigsburg Neufassung vom Jahr 1974	137

Lieferbare Hefte der „Ludwigsburger Geschichtsblätter“

Vorwort

Das Ableben unseres langjährigen 2. Vorsitzenden, Kurt Aigner, am 7. April 1974, hat die Mitglieder des Historischen Vereins und seines Vorstands wohl ebenso überrascht und getroffen wie die Familienangehörigen. Wir konnten am Grabe unseres Ehrenmitglieds die letzten Grüße unseres Vereins entbieten. Ein Gedenkblatt ist dem Verstorbenen in diesem Heft gewidmet.

Das Amt des 2. Vorsitzenden ist nun von Rechtsanwalt Dr. Wolfgang Bollacher, Ludwigsburg, übernommen worden. Seine Veröffentlichungen historischer Art, sein geschichtliches Interesse und seine ständige beratende Tätigkeit für den Verein in Rechtsfragen prädestinierten ihn zu diesem Ehrenamt, zu dem er in der Hauptversammlung des Vereins im Januar 1974 einstimmig gewählt wurde. Dr. Bollacher ist es auch, der die endgültige Formulierung der am Ende dieser Geschichtsblätter veröffentlichten neuen **Satzung** des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Ludwigsburg juristisch mit Rat und Tat unterstützt hat. Die vor einem Menschenalter abgefaßte alte Satzung genügte nicht mehr den Erfordernissen unserer Zeit. Dr. Bollacher sei an dieser Stelle für seine ehrenamtlichen Bemühungen im Namen des Vereins und seiner Vorstandschaft Dank gesagt.

Neu aufgenommen wird von diesem Heft 26 an ein Bericht über die Tätigkeit unseres Vereins während des Winter- und Sommerhalbjahres. In dankenswerter Weise hat sich unser Vorstandsmitglied, Apotheker Markus Otto, Bissingen, um dieses Vorhaben angenommen. Vielleicht kann auch in einem der nächsten Hefte eine Gesamtübersicht über die Aktivität des Historischen Vereins in den letzten Jahrzehnten dokumentiert werden.

Im übrigen ist es bisher schon immer ein Anliegen gewesen, den aus unserer Kreisstadt herausgewachsenen Verein als solchen durch entsprechende Beiträge in den Ludwigsburger Geschichtsblättern, die unsere Stadt zum direkten oder indirekten Gegenstand haben, darzustellen. Freilich gelingt dies nicht in jedem unserer Hefte so gut, wie es zu wünschen wäre, weil die entsprechenden Autoren nicht immer zur Verfügung stehen. Im vorliegenden Heft aber glauben wir einiges wieder nachgeholt zu haben. Die Aufsätze anlässlich des hundertsten Todestags von David Friedrich Strauß, über dessen Schüler Hermann Gundert und nicht zuletzt der Beitrag über „Ludwigsburg im Umbruch . . .“ zollen unserer Kreisstadt die nötige und verdiente Reverenz; unsere Kreisorte sind wie immer ohnedies vertreten. Stadt und Kreis und auch unseren Mitgliedern sei dafür gedankt, daß wir trotz noch immer steigender Preise für derartige Veröffentlichungen das Heft 26 vorlegen können. Es ist seit 1963 das 12. Heft in ununterbrochener Reihenfolge.

Dr. Willi Müller

Der frühmittelalterliche Sporn von Bietigheim

von Robert Koch

Bestandteile von Sporengarnituren aus den drei Jahrhunderten nach der Merowingerzeit sind in Süddeutschland nur in verschwindend geringer Zahl bekannt. Um so mehr erstaunt es, daß selbst diese wenigen Stücke bisher kaum Beachtung gefunden haben. Den zahlreichen und in verschiedenen Typen bekannten Sporen aus merowingischen Reihengräbern des 6. und 7. Jahrh. n. Chr. schenkte man dagegen in jeder Bearbeitung von neuem Fundmaterial viel Aufmerksamkeit, ebenso wie den Sporen des hohen Mittelalters¹. Die seltenen süddeutschen Belegstücke des 9. und 10. Jahrh. schienen dagegen kaum einer näheren Betrachtung wert.

Das gilt besonders von einem Sporn aus der Umgebung von Bietigheim (Abb. 1), der schon vor mehr als 100 Jahren gefunden wurde, bisher aber nur unzureichend veröffentlicht wurde.

Im Alamannenwerk von W. Veeck wird der eiserne Sporn von Bietigheim irrtümlich als Bronzesporn bezeichnet². Wahrscheinlich war der wenig korrodierte Metallgegenstand in den 30er Jahren noch nicht präpariert. Über seine Fundumstände ist nicht mehr bekannt als W. Veeck schreibt: „Gefunden bei Waldarbeiten 1871 im Revier Bietigheim auf einer alten Römerstraße.“ Vermutlich handelt es sich somit tatsächlich um einen verlorenen Gegenstand, der als Einzelstück wieder aufgesammelt wurde. Die kleine Fotoabbildung bei Veeck erlaubte keine Beurteilung; neben den mit ihm abgebildeten spätmerowingischen Sporen fällt allerdings sein langer Stachel auf. Eine genauere Vorlage des keineswegs alltäglichen Fundgegenstandes erschien deshalb notwendig³.

Die langen, ursprünglich wohl parabelförmigen Schenkel des Sporns sind zwar massiv, erscheinen aber durch die Facettierung dennoch zierlich; gegen die Ferse zu verdicken sie sich etwas. Die Länge des Sporns beträgt – in seiner Mittelachse gemessen – 15 cm. Der 2,6 cm lange, kräftige Stimulus, der in seinem unteren Drittel mit zwei Querrillen und einer Perlleiste verziert ist, wurde in den Bügel eingenetet und der Bügel dafür kreisförmig

¹ Die beste Übersicht bietet nach wie vor: R. Zschille – R. Forrer. Der Sporn in seiner Formenentwicklung 1 (1891), 2 (1899).

² W. Veeck, Die Alamannen in Württemberg (1931) 184, Taf. 67 B 2. – Die gleiche Vorlage verwendet bei K. Dinklage, Zur deutschen Frühgeschichte Thüringens, Mannus 33, 1941, 495 f., Taf. 5, 7.

³ Dem Württembergischen Landesmuseum Stuttgart sei für die Erlaubnis hierzu und Frau Dr. R. Wolf für die freundliche Unterstützung vielmals gedankt. Weitere Hinweise gaben K. Eckerle – Karlsruhe, H. Vierck – Münster und N. Wand – Darmstadt.

verbreitert. Auf der Unterseite ist hier eine deutliche Fuge vom Verschmiedenen erkennbar. Die beiden Schenkel enden in breiten Platten; eine ist so stark korrodiert, daß ihre ursprüngliche Form nicht mehr zu bestimmen ist; die andere läßt den Umriß aber eindeutig erkennen. Die Kanten der 2 mm dicken, fast quadratischen Mittelpartie sind zu Randstreifen dünngehämmert und für drei Nieten durchlocht. An diesen Platten waren die Lederriemen zur Befestigung des Sporns am Fuß des Reiters fest angenietet. Der Sporn von Bietigheim gehört somit in die Gruppe der Nietsporen, die in der Zeit um 700 erstmals in größerer Zahl auftreten⁴. Die älteren merowingischen Sporen des 7. Jahrh. besitzen dagegen an den beiden Enden eine Schlaufe, durch welche die Riemen zur Befestigung der Sporen am Fuß hindurchgezogen wurden. Die spätmerowingischen Nietsporen haben jedoch mit dem Sporn von Bietigheim nichts gemein; sie sind vor allem wesentlich kleiner.

Ein genaues Gegenstück zum Sporn von Bietigheim ist aus Süddeutschland bisher nicht bekannt. Dies darf nicht allzu sehr verwundern, da Metallfunde des 8.–10. Jahrh. bei uns nicht sehr zahlreich sind. Denn im Laufe des 8. Jahrh. verschwindet hier die Beigabensitte bei den christlichen Bestattungen fast vollständig, und man ist somit auf Siedlungs- oder Einzelfunde angewiesen⁵. Abgesehen von einigen verzierten karolingischen Bronzesporen⁶, die später noch zur Sprache kommen werden, sind nur zwei Eisen-sporen vom frühmittelalterlichen Teil der Heuneburg bei Hundersingen an der Donau⁷ und ein Spornfragment aus der frühmittelalterlichen Siedlung von Osterfingen bei Schaffhausen⁸ zu nennen. Leider ist dieses letzte Exemplar, das auch für die Datierung der mitgefundenen Keramik wichtig wäre, nur stark verkleinert abgebildet, und es fehlen außerdem auch der Stachel und das Ende des Schenkels. Worauf die angegebene Datierung in das 10. Jahrh. beruht, ist nicht zu kontrollieren; nach der mitgefundenen Keramik ist sie wenig wahrscheinlich.

Am ehesten besteht in jenen Gebieten, in denen es auch im 9. und 10. Jahrh. noch üblich war, den Verstorbenen Beigaben ins Grab zu legen, die Aussicht, vergleichbare Stücke aufzufinden. In erster Linie kommt das von Slawen besiedelte östliche Mitteleuropa und der nördliche Balkan in Be-

⁴ F. Stein, *Adelsgräber des 8. Jahrh.* (1967) 28 f., Taf. 108. – G. Fingerlein, *Die alam. Gräberfelder von Güttingen und Merdingen in Südbaden* (1971) 129 f.

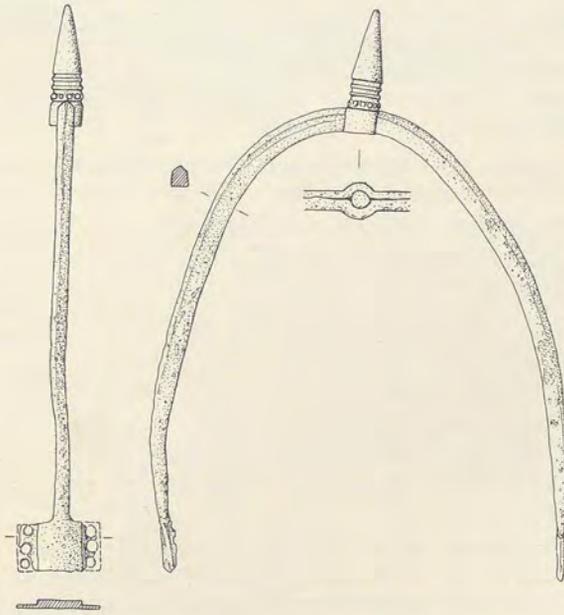
⁵ Ein kennzeichnendes Beispiel ist Kirchhausen Haus 1/1968, wo sich 30 auswertbare Scherben und ein einziger Metallgegenstand gegenüberstehen: R. Koch, *Frühmittelalterliche Siedlungsfunde aus Kirchhausen und Jagstfeld*. Hist. Verein Heilbronn, Jahrb. 26, 1969, 25 ff., Abb. 17.

⁶ Erstmals zusammengestellt durch L. Lindenschmit, *Altertümer unserer heidn. Vorzeit* 5 (1911) 227 ff.

⁷ W. Kimmig – E. Gersbach, *Die neuen Ausgrabungen auf der Heuneburg, Germania* 44, 1966, 120 ff., Abb. 12, 5. – W. Kimmig, *Die Heuneburg an der oberen Donau. Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern in Württemberg und Hohenzollern*, 1, 1968, 67 ff., Abb. 36. Ein Sporn von Mehrstetten – erwähnt bei G. Neumann, *vergl. hier Anm. 20* – ist heute im Landesmuseum Stuttgart nicht mehr zuweisbar.

⁸ W. U. Guyan, *Die frühmittelalterliche Siedlung von Osterfingen (Kt. Schaffhausen)* *Zeitschr. f. Schweizer. Archäologie und Kunstgeschichte* 11, 1950, 193 ff., Abb. 5, 13.

tracht. Dort war es besonders unter der adligen Oberschicht Brauch, neben der Tracht mit ihren Metallbestandteilen auch kostbare Waffen und Reitsporen als Attribute des gehobenen sozialen Standes den Toten in das Grab zu legen. Das wird vor allem daran klar und deutlich, daß Sporen dort mehrfach in Gräbern von 3-7jährigen Kindern gefunden wurden⁹. Auch in den Randgebieten zum slawischen Siedlungsbereich wie z. B. der Oberpfalz und Thüringen wurde ebenso wie bei den Wikingern Skandinaviens und bei den Friesen und Sachsen der Nordseeküste die Beigabensitte in dieser Zeit noch weiter geübt.



Bietigheim. Frühmittelalterlicher Eisensporn (M. 2 : 3)

Um den einfachen, fast ganz unverzierten Eisensporn von Bietigheim näher zu beurteilen, eignen sich mehrere Merkmale: Erstens seine Gesamtform, zweitens die Form des Stimulus und drittens die Form der Nietplatten; von diesen ist wenigstens eine gut erhalten.

In Größe und Form am besten zu vergleichen ist ein Bronzesporn aus Grab 27 von Sundremda bei Rudolstadt in Thüringen¹⁰; er unterscheidet sich

⁹ A. Sos, Die slawische Bevölkerung Westungarns im 9. Jahrh. (1973) 122.

¹⁰ H. Deubler, Neue karolingische Grabfunde bei Sundremda, Kr. Rudolstadt. Ausgrabungen und Funde 11, 1966, 277 ff., Taf. 39. – J. Werner, Sporn von Bacharach und Seeheimer Schmuckstück – Bemerkungen zu zwei Denkmälern des 9. Jahrh. vom Mittelrhein, in: Siedlung, Burg und Stadt = Festschrift P. Grimm. Deutsche Akademie d. Wissenschaften zu Berlin, Schriften d. Sekt. f. Vor- und Frühgeschichte 25, 1969, 502, Taf. 26, d – f.

jedoch dadurch, daß seine beiden Schenkel in angegossenen Schlaufen enden. Größe und Gliederung des Stachels stimmen an den beiden Sporen fast völlig überein. Die Teilung des Stimulus in eine durch Querrillen verzierte zylindrische Basis und die lange konische Spitze findet sich auch an dem vergoldeten Bronzesporn mit eisernem Stachel von Pfahlheim bei Ellwangen¹¹ sowie an dem eisernen Sporenpaar von Sievern bei Bremerhaven¹² und in ähnlicher Form an dem bronzenen Sporenpaar aus Grab 326 von Dunum in Ostfriesland¹³. Zur Sporengarnitur des Dunumer Grabes gehört im übrigen eine kleine Riemenzunge mit einer vogelähnlichen Mittelrippe¹⁴, eine Form, die bisher nur aus Dalmatien und Westungarn¹⁵ bekannt war, und die u. a. durch das münzdatierte Grab 1 von Knin-Biskupija (Dalmatien) in das späte 8. Jahrh. bzw. in die Zeit um 800 datiert wird¹⁶. Als ähnliche vogelförmige Rippe laufen auch an den beiden Sporen des gleichen Grabes die Schenkel über die rechteckigen Nietplatten, die an beiden Kanten je drei Nietstifte aufweisen.

Für die Nietplatten der Schenkelenden liefern besonders die Grabfunde aus der Zeit des Großmährischen Reiches viele verwandte und vergleichbare Stücke. Unter den zahlreichen Sporen in Grabfunden des 9. Jahrh. aus Mähren überwiegt eine Form von Nietsporen, bei der drei Niete eine Reihe quer über die Nietplatten bilden¹⁷. Als Material wurde für sie Eisen, Bronze oder Silber verwendet und teilweise sind sie vergoldet. Daneben treten etwas seltener noch zwei weitere Typen auf, bei denen die Schenkel auf die Nietplatten hinaufreichen oder als Rippe ganz über sie hinweglaufen¹⁸.

Nach der Belegung im Gräberfeld von Pohansko bei Breclav (Lundenburg) in Südmähren¹⁹ treten diese dort in Gräbern, die dicht bei der Kirche liegen, auf und sie scheinen somit innerhalb des großmährischen Fundstoffes etwas älter zu sein als die zuerst genannte Sporenform mit einer querlaufenden Reihe von Nieten.

Bei jenen Exemplaren, deren Schenkel als Rippe über die Nietplatten hinweglaufen, sind die Nietstifte als zwei Reihen parallel zu den beiden Seitenkanten angeordnet. Dieser Form ist auch der Eisensporn von Baderitz

¹¹ Zuletzt mit älterer Literatur: F. Stein, *Adelsgräber* (1967) 285, Taf. 87, 2. – Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern, Bd. 22: Aalen – Lauchheim – Ellwangen (1973) 164 f. – J. Werner, in: *SUEVIA SACRA. Frühe Kunst in Schwaben*, Ausstellungskatalog Augsburg 1973, 77 f. Nr. 29.

¹² P. Schmid, *Das frühmittelalterliche Gräberfeld von Dunum, Kr. Wittmund, Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen* 5, 1970, 59 f., Abb. 8, 1.

¹³ wie Anm. 12, 57 ff., Abb. 7, 1.

¹⁴ wie Anm. 12, 58, Abb. 7, 3.

¹⁵ Zuletzt zusammengestellt: J. Werner, *Sporn von Bacharach und Seeheimer Schmuckstück*, *Festschrift P. Grimm* (1969) 502 ff., mit Anm. 32 und 41.

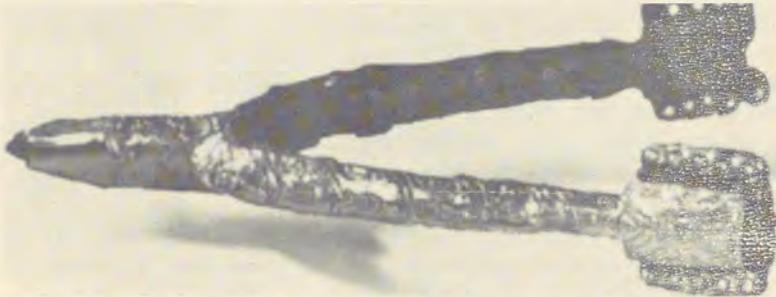
¹⁶ D. Preradovic, *Zeitschr. f. hist. Waffen- und Kostümkunde* 4, 1906/08, 97 ff. – Z. Vinski, *Acta Archaeologica Carpathica* 8, 1966, 301 ff., Abb. 1.

¹⁷ V. Hruby, *Stare Mesto* (1955) 108 ff. – B. Dostal, *Slovanska pohrebiste ze sredni doby hradistni na Morave* (1966) 74 ff., Abb. 16, 1–2. – J. Poulik, *Dve Velkomoravske rotundy v Miculcicich* (1963) 40 ff.

¹⁸ B. Dostal, *Slovanska pohrebiste* (1966) 75, Abb. 16, 3–4.

¹⁹ F. Kalousek, *Breclav-Pohansko I – Großmährisches Gräberfeld bei der Kirche* (1971).

in Sachsen²⁰ und sein kostbares, mit Filigran geschmücktes Gegenstück aus dem Doppelgrab von Kolin in Böhmen²¹ zuzurechnen; diese Bestattung eines adligen Mannes und einer Frau kam vermutlich in den Jahren 860–870 in den Boden²². Einfache eiserne Exemplare sind ferner aus den karolingischen



Stara Kourim (Böhmen). Eisensporn mit Goldblechverzierung (M. 2 : 3)

Reihengräbern der Oberpfalz²³ und des westlichen Thüringen²⁴ bekannt. Der einfache Sporn aus den Schottern des Leinetales bei Klein-Schneen im Kreis Göttingen²⁵ ist ebenfalls in diesen Zusammenhang zu stellen. Zum gleichen Typ gehören schließlich der Eisensporn von Scharstorf in Schleswig-Holstein²⁶ und das Sporenpaar von Tartaria in Siebenbürgen²⁷.

Alle diese Exemplare können aber nur als verwandte Stücke für den Sporn aus Bietigheim herangezogen werden. Die gleiche rechteckige Form der Nietplatten, mit kantig abgesetzter Mittelpartie, ist bisher nur noch von dem Sporenpaar aus dem Adelsgrab (Nr. 120) von Stara Kourim östlich von Prag²⁸ bekannt; die Sporen (Abb. 2) bestehen aus Eisen, sind aber vollständig überzogen mit Goldblech, in das auf der Schauseite eine Blattornamentik eingepreßt ist. Gerade diese Ornamentik aus dicken Akanthusblättern verbindet die Sporen von Stara Kourim mit dem Spornfragment von Bacharach am Rhein²⁹; an beiden Sporen ist auch zu beobachten, daß die

²⁰ G. Neumann, Ein bemerkenswerter Reitersporn vom Festenberg bei Baderitz, Landesverein Sächs. Heimatschutz 21, 1932, 129 ff.

²¹ M. Solle, Stara Kourim (1966) 84 ff., Abb. 14a, 7.

²² R. Turek, Zur Ornamentik der mitteleuropäischen kleeblattförmigen Beschläge, in: Studien zur europäischen Vor- und Frühgeschichte, Festschrift H. Jankuhn (1968) 297 ff.

²³ A. Stroh, Die Reihengräber der karolingisch-ottonischen Zeit in der Oberpfalz (1954) 7 ff., Taf. 9, J 3 und Taf. 13, K 7–8.

²⁴ H. Rempel, Reihengräberfriedhöfe des 8.–11. Jahrhunderts aus Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen (1966) 38, Taf. 58, A 1.

²⁵ K. Raddatz, Kleinere ur- und frühgeschichtliche Funde aus der Göttinger Gegend, Göttinger Jahrbuch 15, 1967, 24 ff., Abb. 8.

²⁶ K. Hücke, Tonware und Siedlung der Slawen in Wagrien (1938) 39 f., Taf. 13, 1.

²⁷ K. Horedt, Untersuchungen zur Frühgeschichte Siebenbürgens (1958) 113 ff., Abb. 33.

²⁸ M. Solle, Stara Kourim (1966) 303 ff., Taf. 27, 1 und Abb. 11b.

²⁹ J. Werner, Sporn von Bacharach und Seeheimer Schmuckstück, Festschrift P. Grimm (1969) 500 ff., Abb. 2, Taf. 25b.

Verzierung vom Bügel ohne Trennlinie auf den Stachel übergreift. Auf den vergoldeten Bronzesporen des 8. Jahrh. ist dies – außer bei den Sporen von Barleben in Thüringen³⁰ – nicht der Fall. Leider sind an dem Sporn von Bacharach die Enden der Schenkel abgebrochen, so daß offen bleibt, ob es sich um einen Schlaufen- oder einen Nietsporn handelte. Im böhmischen Fundmaterial ist der Sporn von Stara Kourim aber ein fremdes Stück. Man darf ihn, zusammen mit dem Fragment von Bacharach, als ein Beispiel für die kostbaren Sporen betrachten, die während des 9. Jahrh. im ostfränkischen Bereich für den Hochadel angefertigt wurden.

Der einfache Eisensporn von Bietigheim ist dagegen ein Muster für die gleichzeitigen, weniger aufwendigen Sporen, die der niedere Adel oder andere berittene Krieger benutzten.

Die angeführten, meist aus slawischen Fundkomplexen stammenden Vergleichsstücke dürfen nicht dazu verleiten, den Sporn von Bietigheim als ein slawisches Erzeugnis zu betrachten. Auch die jüngeren Sporenformen des 10. Jahrh., besonders die Sporen mit überlangem Stachel³¹, sind aus dem slawischen Gebiet und aus Skandinavien in großer Zahl³² bekannt. Die wenigen süddeutschen Vorkommen beschränkten sich bisher auf den Süd- und Westrand der Mittelgebirgszone und markieren durch die Exemplare vom Gleichberg in Süd-Thüringen³³, von Coburg in Oberfranken³⁴ und Mursberg in Oberösterreich³⁵ die Südwestgrenze der geschlossenen Verbreitung dieses Typs. Der zu dieser Gruppe zu rechnende Sporn vom frühmittelalterlichen Teil der Heuneburg bei Hundersingen³⁶ sowie das Exemplar aus der Altstadt von Basel³⁷ und vom Lindenhof in Zürich³⁸ zeigen deutlich, daß ähnliche Sporen ebenso in Süddeutschland während des 10. Jahrh. verwendet wurden. Auch im Rheinland³⁹ und Hessen⁴⁰ waren sie nicht unbekannt. Die heute durch Bodenfunde erschließbare Verbreitung von Metallgegenständen kennzeichnet somit keineswegs immer das ganze Gebiet ihrer ehemaligen Verwendung. Wie sehr die durch Bodenfunde erschließbare Verbreitung, besonders für die Zeit vom 9.–11. Jahrh., täuschen kann, veranschaulichen als Beispiel die in Esslingen am Neckar im 10. und

³⁰ H. Rempel, Reihengräberfriedhöfe des 8.–11. Jahrh. (1966) 37 f., Taf. 3 A.

³¹ H. Rempel, Zu den Reitersporen der Hildagsburg, Abhandlungen und Berichte aus dem Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Magdeburg 8 (1948–53) 230 ff.

³² H. Ritter, Der Wikingersporn von Staucha, Kr. Meißen, Sachsens Vorzeit 4, 1940, 28 ff. – H. Bach – S. Dusek, Slawen in Thüringen (1971) 38 (mit weiterer neuer polnischer Literatur).

³³ G. Neumann, in: Das Gleichberggebiet (1963) 29, Abb. 19, 13.

³⁴ G. Neumann, Abriß der Vor- und Frühgeschichte des Coburger Landes, in: Coburg mitten im Reich 1 (1956) 21 ff., Abb. 6, 3.

³⁵ E. Beninger – A. Kloiber, Oberösterreichs Bodenfunde aus baierischer und frühdeutscher Zeit, Jahrb. d. Oberösterr. Musealvereins 107, 1962, 174, Abb. 9.

³⁶ Vgl. Anm. 7.

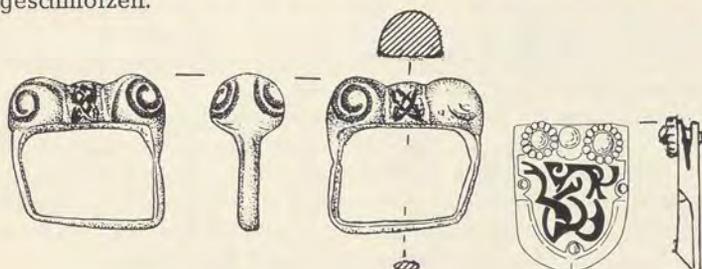
³⁷ L. Berger, Die Ausgrabungen am Petersberg in Basel (1963) 61 ff., Taf. 28, 4–5.

³⁸ E. Vogt, Der Lindenhof in Zürich (1948) 206, Taf. 39, 3. – Ein weiteres Exemplar im Vorarlberg. Landesmuseum Bregenz, Inv.-Nr. E 162, Fundort nicht mehr bekannt.

³⁹ A. Herrnbrod, Der Husterknupp (1958) 112 f., Abb. 55 (dort in Periode I = Flachsiedlung, spätes 9. Jahrh. – 1. Hälfte 10. Jahrh.).

⁴⁰ N. Wand, Der Büraberg bei Fritzlar. Führer zur Nordhessischen Ur- und Frühgeschichte 4, 1974, 80 ff., Abb. 51, 9.

11. Jahrh. geprägten Silbermünzen⁴¹. Die Esslinger Denare dieser Zeit sind aus Süddeutschland als Bodenfunde überhaupt nicht belegt, überaus zahlreich dagegen aus Polen und Skandinavien; dort gelangten sie mit Versteckfunden oder Gräbern in den Boden und blieben dadurch erhalten. In Süddeutschland wurden sie als kursierendes Geld benutzt und am Ende wohl oft eingeschmolzen.



Beschläge von karolingischen Sporengarnituren
Riemenschieber von Nordheim bei Heilbronn und Riemenzunge
von Forchtenberg am Kocher (M. 1 : 1)

Auch wenn man nicht ganz genau erschließen kann, wo der Sporn von Bietigheim hergestellt wurde, so spricht doch alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß er irgendwo in Süddeutschland entstand. Er steht somit als seltener Einzelfund für eine größere, bisher nicht belegbare Sporengruppe, die man als Vorform für die Sporen aus slawischem Milieu voraussetzen muß.

Zwei kleine Metallbeschläge von Sporengarnituren mögen noch angeschlossen werden, auch wenn sie ein wenig älter sind als der Sporn von Bietigheim und als Einzelfunde von zwei verschiedenen Orten stammen.

Südlich von Nordheim, Kr. Heilbronn, wurden 1967 während der Planierungsarbeiten zur Rebflurbereinigung im Gewann „Auerberg“ durch H. Kunz ein paar verschieden alte Metallgegenstände als Einzelfunde aufgesammelt⁴². In unserem Zusammenhang interessiert nur ein rechteckiger, 2,1 cm breiter Riemenschieber (Abb. 3), der in einem Stück gegossen ist. Der grün patinierte Bronzegegenstand besteht an drei Seiten aus einem 2,0–2,5 mm breiten, flachen Bügel, dessen Außenseite teilweise stark abgerieben ist. Die vierte Seite, die ursprüngliche Schauseite, besteht dagegen aus drei massiven Buckeln. Die zwei gleich großen seitlichen Buckel sind mit je zwei einzelnen Spiralen verziert. Der schmale Wulst in der Mitte ist etwas niedriger und durch einen gleichmäßig breiten Streifen eines regelmäßigen Flechtbandes geschmückt. Durch langen Gebrauch ist vor allem die Schauseite so stark abgerieben, daß das Ornament nur noch undeutlich zu erkennen ist. Von der ehemaligen Feuervergoldung, die ursprünglich sicher die ganze Schauseite überzog, sind nur in den tiefen Rillen zwischen dem Mittelwulst und den seitlichen Buckeln noch einige Reste erhalten geblieben sowie in den kleinen Vertiefungen des Flechtbandes und in einer kleinen vertieften Fehlgußstelle auf der Oberseite des einen seitlichen Buckels.

⁴¹ E. Nau, Esslinger Münzen, Jahrb. f. Numismatik und Geldgeschichte 11, 1961, 53 ff., 73, Karte 3.

⁴² Vorbericht in: Schwaben und Franken 14, 1968, Nr. 1.

Der zweite Gegenstand ist eine 1,5 cm breite und knapp 2 cm lange Riemenzunge aus Bronze, die während der Ausgrabung in der mittelalterlichen Wüstung Wülfigen – gegenüber von Forchtenberg am Kocher – im obersten Abraum, und damit ebenso als Einzelfund geborgen wurde⁴³. Die Riemenzunge (Abb. 3) ist nur am abgeschrägten Rand stark, in der Mitte aber wenig abgenutzt, so daß die Feuervergoldung noch recht gut erhalten ist. Am oberen gespaltenen Ende sitzen drei Niete, von denen die beiden äußeren eine Perlrandungsumrahmung aus Bronze aufweisen. Zwei Niete bestehen aus massivem Silber, der dritte – ein Eisenniet – wurde wahrscheinlich bei einer Reparatur hinzugefügt. Das wappenförmige Feld der Schauseite ist mit einem gegen die Nietköpfe gerichteten Tier verziert, das den Kopf über seinen Körper nach rückwärts wendet. In der unteren Spitze des Bildfeldes sitzt in einer runden gegossenen Fassung eine 1,5 mm große hellblaue Glasperle; zwei weitere Perlen waren ursprünglich an den Seiten vorhanden, doch sind die beiden runden Fassungen heute leer.

Obwohl die Riemenzunge und die Riemenschlaufe an zwei verschiedenen Orten gefunden wurden, könnten sie dennoch von derselben Sporengarnitur stammen. Beide Stücke sind – wie sich zeigen wird – gleichzeitig. Die Riemenzunge läßt sich zudem ohne Schwierigkeit und mit genügend Spielraum durch den rechteckigen Rahmen der Riemenschlaufe hindurchschieben.

Von den vergleichbaren karolingischen Bronzesporen stammt nur das Paar aus Barleben in Thüringen⁴⁴ aus einem Skelettgrab, und zu einem der Schlaufensporen ist auch ein Riemenschieber und eine Riemenzunge vorhanden; diese zeigen dieselbe Buckel- und Volutenverzierung wie die beiden Sporen und gehören somit zu ihrer Riemengarnitur. Die übrigen vergleichbaren Sporen von Jülich im Rheinland, von Mainz und Welbsleben in Thüringen⁴⁵ sind ebenso wie der Sporn von Pfahlheim bei Ellwangen⁴⁶ Einzelfunde. Metallbeschläge ihrer zugehörigen Riemengarnituren sind nicht mehr vorhanden. Der in Süddeutschland bisher einzigartige Riemenschieber von Nordheim erweitert somit unsere Kenntnis vom Aussehen der Sporengarnituren der Karolingerzeit.

Bewegliche Riemenschieber treten in der Zeit um 700 erstmals sowohl an Schlaufen- wie an Nietsporen in größerer Zahl auf; zusammen mit einer meist rechteckigen Schnalle und einer Riemenzunge bilden sie die Beschläge der Sporenriemen⁴⁷. Auf ihrer Schauseite sind sie meist flach oder nur durch Querrippen verziert, keinesfalls aber mit so kräftigen Buckeln versehen wie das Stück aus Nordheim. Die älteren Sporen des 7. Jahrh. wurden offenbar

⁴³ G. P. Fehring in: Chateau Gaillard 3, 1969, 48 ff., – Die Riemenzunge bereits verwertet bei J. Ypey, Ber. ROB 18, 1968, 175 ff., Abb. 10–11. – Ferner bei J. Werner, Sporn von Bacharach (1969) 497, Anm. 2 (vergl. hier Anm. 10).

⁴⁴ H. Rempel, Reihengräberfriedhöfe des 8.–11. Jahrh. (1966) 37 f., Taf. 3 A.

⁴⁵ Vgl. G. Haseloff, Der Tassilo-Kelch (1951) 26 f.

⁴⁶ Vgl. Anm. 6 und 11. – M. Last, Die Bewaffnung der Karolingerzeit, Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 41, 1972, 77 ff. (ohne Angaben der Sporen).

⁴⁷ Stein, Adelsgräber (1967) 30. – R. Christlein, Der Runde Berg bei Urach I. Die frühgeschichtlichen Kleinfunde außerhalb der Plangrabungen. Abhandl. d. Heidelberger Akad. d. Wissenschaften, Phil.-hist. Kl. 1, 1974, 25.

nur mit Lederriemen ohne Schnallen an den Fuß festgebunden. Die einzige Ausnahme bildet bisher der Sporn aus Grab 75 von Donzdorf bei Göppingen, zu dem sowohl Schnalle und Riemenzunge wie auch eine Riemenschleufe vorhanden sind; nach der silberplattierten Tierornamentik wird der Sporn in der Mitte oder der 2. Hälfte des 7. Jahrh. entstanden sein⁴⁸.

Die Datierung der beiden Einzelfunde von Nordheim und Forchtenberg ist nicht allzu schwierig, da beide eine charakteristische Ornamentik aufweisen. Besonders das rückblickende Tier auf der Riemenzunge ist in seiner markanten Ausprägung eines der wesentlichen Motive jener anglo-karolingischen Tierornamentik, die sich an eine der bedeutendsten Goldschmiedearbeiten des 8. Jahrh. anschließt, an den Tassilo-Kelch⁴⁹. Der Kelch wird heute noch im Kloster Kremsmünster in Oberösterreich aufbewahrt, das der Bayernherzog Tassilo III. im Jahr 777 gründete. Der Fuß des Kelches trägt eine Inschrift mit dem Namen des Herzogs und dem seiner Gemahlin Liutperc, der Tochter des letzten Langobardenkönigs Desiderius. Wahrscheinlich wurde der Kelch aus Anlaß der Hochzeit von Tassilo und Liutperc (768/69) angefertigt und später von Herzog Tassilo an sein Hauskloster Kremsmünster geschenkt.

Besonders im Randfries des Kelches fallen als mehrfach wiederholtes Motiv einzelne in halbrunde Felder gestellte, zurückblickende Tiere auf, die in ihrer Ausführung mit dem Tier auf der Riemenzunge von Forchtenberg unmittelbar zu vergleichen sind. Die Christusdarstellung und die Apostelbilder auf Cuppa und Fuß des Kelches werden eingerahmt von Streifen aus engem, einzeiligem Flechtband, das uns in ähnlicher Weise und vor allem mit den beiden spitzwinkligen Enden auf dem Mittelwulst der Sporenschleufe von Nordheim wieder begegnet. An den Palmetten- und Rankenmotiven sowie in den Schenkeln der Tiere finden sich ferner die einzelnen Spiralen mit einem dicken Endpunkt in ihrer Mitte. Dieses Spiralmotiv dominiert auf einem vergoldeten Bronzearmring aus der Umgebung der Habsburg in der Nordschweiz⁵⁰ und auf dem Sporn von Pfahlheim bei Ellwangen⁵¹, der außerdem – was bisher meist übersehen wurde – in den zwei rechteckigen Mittelfeldern unterhalb des eingeneteten Eisenstachels je ein nach links gerichtetes, kauernendes bzw. laufendes, stark stilisiertes Tier im Stil des Tassilo-Kelches aufweist. Auch die Verwendung von kleinen blauen Glaskugeln verbindet die Riemenzunge von Forchtenberg mit mehreren gleichartigen Gürtelbeschlägen und mit dem Tassilo-Kelch⁵².

⁴⁸ E. M. Neuffer, *Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf* (1972) 48, Taf. 21–24; 43, 4–7.

⁴⁹ G. Haseloff, *Der Tassilo-Kelch* (1951).

⁵⁰ J. Werner, *Frühkarolingische Silberohrringe von Rastede (Oldenburg). Beiträge zur Tierornamentik des Tassilo-Kelches und verwandter Denkmäler, Germania* 37, 1959, 179 ff., 189, Taf. 25, 2.

⁵¹ Vgl. Anm. 11; von J. Werner, *SUEVIA SACRA* (1973) 73 als ein nach rechts gerichtetes Tier beschrieben. – Vergleichbar ist ein freilich besser ausgearbeitetes, nach rechts laufendes gestrecktes Tier auf dem Sporn von Jülich: G. Haseloff, *Der Tassilo-Kelch* (1951) 36 f., Abb. 22, obere Reihe rechts.

⁵² J. Ypey, *Fundstücke mit anglo-karolingischer Tierornamentik in niederländischen Sammlungen*, Ber. Rijksdienst voor het Oudheidkundig Bodemonderzoek 18, 1968, 175 ff., bes. 179 f.

Die beiden Bronzeobjekte von Nordheim und Forchtenberg gehören somit sowohl ihrer Form und Technik nach wie aufgrund ihrer Ornamentik zu den kennzeichnenden, profanen Metallarbeiten der 2. Hälfte des 8. Jahrh. Da diese in den letzten Jahren immer wieder die Aufmerksamkeit auf sich zogen und mehrmals behandelt und ergänzt wurden, darf ihre Verbreitung im Osten des karolingischen Reichsgebietes – vor allem zwischen Maas, Elbe und Alpen – als gesichert gelten⁵³.

Ergänzen die Beschläge von Sporenriemen aus Nordheim bei Heilbronn und Forchtenberg am Kocher auf willkommene Weise den bekannten Bestand an ornamentierten Metallarbeiten im Stil des Tassilo-Kelches, so zeigt der unscheinbare Eisensporn von Bietigheim geradezu exemplarisch, wie man sich durchschnittliche Reitersporen des 9. Jahrh. vorzustellen hat. Auf süddeutschem Boden wird durch diesen Einzelfund eine sonst völlig unbekannte Fundgruppe faßbar, die wir in so reicher Zahl besonders durch die eisernen, bronzenen oder silbervergoldeten Sporengarnituren aus dem Gebiet des Großmährischen Reiches kennen. Die mit ihnen gleichzeitigen Formen müssen bei uns weitgehend unbekannt bleiben, da der Adel der späten Karolingerzeit dem Beispiel des Königshauses folgte und entgegen den früheren Vorstellungen in erster Linie auf eine Beisetzung innerhalb einer Kirche⁵⁴ Wert legte, zugleich aber darauf verzichtete, den Verstorbenen kostbare Gegenstände in das Grab mitzugeben.

Die in Süddeutschland während des 9. Jahrh. entstandenen Metallarbeiten lassen sich somit in der Tat nur auf jenem Wege herausarbeiten, den H. Armann 1937 beschritt⁵⁵, den J. Werner 1969 als Arbeitsprogramm⁵⁶ nochmals festgehalten hat und der für den Sporn von Bietigheim in besonderem Maße zutrifft: Durch den Vergleich einzelner, bisher oft vernachlässigter Einzelfunde aus dem ostfränkischen Reichsgebiet mit Funden aus dem slawischen Milieu und mit karolingischen „Importstücken“ aus dem wikingischen Nordeuropa (einschließlich der britischen Inseln) sowie durch Aufzeigen des formenkundlichen Ursprungs einzelner Typen in der merowingisch-karolingischen Formenentwicklung.

Auf diesem Wege zeigte sich, daß der Sporn von Bietigheim keineswegs nur ein alter Einzelfund ist, der keine Beachtung verdient, sondern ein aufschlußreiches Beispiel für die in Süddeutschland so seltenen durchschnittlichen Metallarbeiten des 9. Jahrhunderts. Seine Bedeutung erhöht sich noch dadurch, daß er nicht aus der Zone vor den Grenzen des Karolingerreiches stammt, sondern aus dem karolingischen Reichsgebiet selbst.

⁵³ J. Ypey, Fundstücke mit anglo-karolingischer Tierornamentik, Ber. Rijksdienst voor het Oudheidkundig Bodemonderzoek 18, 1968, 175 ff., mit Verbreitungskarte Abb. 11. – Zu ergänzen ein Beschlag von Hohenundersingen: R. Christlein, Archäolog. Korrespondenzbl. 3/4, 1973, 456 f., Taf. 95, 2. – Die Bearbeitung eines verzierten Sporns von Haithabu und verwandter Gegenstände bereitet H. Vierck vor.

⁵⁴ B. Kötting, Der frühchristliche Reliquienkult und die Bestattung im Kirchengebäude (1965) bes. 31 ff.

⁵⁵ H. Armann, Schweden und das karolingische Reich. Studien zu den Handelsverbindungen des 9. Jahrh. (1937).

⁵⁶ J. Werner, Sporn von Bacharach und Seeheimer Schmuckstück, Festschr. P. Grimm (1969) 499.

Geschichte der Stadt Asperg im 17. Jahrhundert

Von Theodor B o l a y

Besonders schwere Zeiten erlebte das Land um den Asperg zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Zwar begann das 17. Jahrhundert mit einem gewissen Wohlstand, denn die Bietigheimer Annalen berichten: „In Anno 1634 war die Statt Bietigheimb, wie auch dies ganze Land Württemberg, in Höchstem Flor, denn es waren darinnen eine Menschenherd von 1800 Seelen. 350 Bürger befunden sich meistens in gutem Vermögen, von Vieh, Zug- und Reitpferden, Frucht, vielhundert Fuder köstlichen Wein, und schöner Barschaft an Geld, Kleinodien und vielem Silbergeschirr.“ Und auch in Asperg waren damals die Verhältnisse sehr angenehm, hatte man doch kurz zuvor im Jahre 1594 sogar ein neues Rathaus erbauen können!

Asperg zählte um das Jahr 1608 83 Bürger, von denen jeder ein Stück Land bei der Schießmauer als Krautland genossen hatte, wofür jeder einen Batzen im Jahr zu bezahlen hatte. Zwei Wirte waren vorhanden, und der Metzger Hans Müller besaß eine Fleischbank unter dem Rathaus. Eine weitere Fleischbank besaß Hans Georg Rieger. Immer wieder hören wir, daß auf dem Rathaus ein Schankbetrieb war, in welchem der Büttel den Wein ausschunkte, die Maß zu drei Schilling. Zwei Nachtwächter sorgten für den nächtlichen Frieden. Es war also ein gemütliches Leben zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Doch bald sollte sich alles wenden, denn der Dreißigjährige Krieg war im Kommen.

Im Jahre 1611 war Generalleutnant Graf Kraft von Hohenlohe zum Inspekteur der württembergischen Festungen ernannt und ihm besonders die Oberaufsicht über die Festung Hohenasperg übertragen worden. An seine Stelle trat im Jahre 1620 Oberst Böcklin von Böcklinsau, und nach dessen Bericht hatte die Festung damals 200 Mann Besatzung, zahlreiche leichtere und schwere Geschütze, Doppelhaken, Landknechtshaken, gemeine Haken, Musketen, teils solche mit Feuerschlössern, viele hundert Zentner Pulver und Blei, Tausende von Kugeln und zahlreiche Spieße und Rüstungen. Es war also gut vorgesorgt, und die Bürger im Städtchen am Fuße der Festung brauchten zunächst keine Sorge zu haben, denn alles ging zunächst noch seinen gewohnten Lauf: Der Schultheiß Balthas Reißer führte mit seinen vier Rossen einen Wagen mit Musketen vom Berg nach Stuttgart und von dort wieder nach Feuerbach, womit er anderthalb Tage zubrachte. Ein andermal führte er drei Eimer Wein zur fürstlichen Hofhaltung nach Stuttgart. Als über Nacht eine „Landtquardi zu Roß“ in Asperg im Quartier lag, mußte eine Fuhr Heu vom Berge herab gefahren werden. Viermal wurde mit vier Rossen in der Roßmühle auf dem Berge gemahlen. Hans Glemser führte in diesem Jahre mit zwei Rossen lange Spieße nach Stuttgart, und auch er

mußte ein andermal zwei Eimer Wein zur Hofhaltung nach Stuttgart führen. Ein weiterer Fuhrmann im Dienste der Herrschaft war Caspar Knauß. An zwei Wintertagen führte er 1618/19 mit drei Rossen Holz auf die Festung „für die Losament“. Eine Ladung mit Salz und Haber, gezogen von zwei Rossen, war für das Bannholz bestimmt. Einen halben Tag verbrachte er mit seinem Roß damit, Kalk auf den Wall zu führen. Vor dem Herbst führte er das Keltergeschirr vom Berg herunter in die Kelter, und auch ihm wurde der Auftrag zuteil, eine Fuhre Langer Spieße mit zwei Rossen nach Stuttgart zu verbringen.

Marx Ade und etliche andere wurden mit einer Fahrt Stippich mit Pulverflaschen nach Zuffenhausen beauftragt, und den Damhirschen im Bannholz hatte man in diesem Jahr 12 Scheffel Haber als Futter „Verötzt“. Und noch von einem besonderen Ereignis weiß die Kellereirechnung von damals zu berichten:

„Allß In Anno 1618 Im Octobri Hannß Beckh Zeugwarth zue Stuetgarten Feuer Kuglen Probiert Und beschossen, Haben Ihre 9 Persohnen Und Bürger zu Asperg darzue ein Loch und gruob im Bühl beyw Osterholtz aufgraben, Und nach Verrichter sachen widerumben eingeworfen, Derwegen Ihrem Jedem ein taglohn zue 10 Kreuzer Unnd zusammen bezahlt 1 Gulden 30 Kreuzer“ worden.

Die Heiligenpflegerechnung des Jahres 1621/22 weist fremde Arme auf, denen auf ihrer Durchreise aus dem Armenkasten hilfreich gesteuert wurde. Es fällt auf, daß in diesem Jahr gegenüber früheren derartigen Aufzeichnungen mehr Soldaten unter diesen Fremden verzeichnet sind, und daß diese Fremden sowohl aus der näheren als auch aus weiteren Entfernungen stammen. Wohl ein Zeichen beginnender allgemeiner Unsicherheit und wirtschaftlichen Notstandes!

Vor der Ernte 1623 war eine Aufforderung ergangen, eine gemeine Landesmusterung und Auswahl vorzunehmen. Die allhiesige Bürgerschaft wurde den Besigheimer und Bietigheimer Fahnen unterstellt und der Festung Hohenasperg zugerechnet. Auch wurden die Hiesigen nach Besigheim „citirt“. Aber die Asperger hofften, es bei Ihren Fürstlichen Gnaden zu erreichen, daß sie nicht ausgehoben wurden. Die Kommission, die damit beauftragt war, die Petition an der richtigen Stelle vorzubringen, und zwar in Pfullingen, wurde nahegelegt, sich zu bequemen und dem Befehl Folge zu leisten. Trotz wiederholten Versuchen wurde nichts erreicht, vielmehr gelangte eine Kommission vor erfolgter fürstlicher Resolution mit Dienern und Unteroffizieren in Asperg an, um die Musterung und Auswahl vorzunehmen, „Darzu (aber) die Burgerschaft nach der Zeit nit einwilligen wollen“. Trotzdem blieb die Kommission hier über Nacht und verzehrte bei dem Wirt Daniel Schieber einen Morgenimbiß, so daß der ganze Aufenthalt samt der Stallmiete die Gemeindekasse auf 52 Gulden zu stehen kam. Zu allem hin mußten hernach noch der Schultheiß und die beiden Bürgermeister zum Verhör vor dem Landhofmeister, dem Kanzler und den Räten nach Stuttgart reisen.

In diesem Jahr errichtete die Gemeinde ein Bürger- und Vorratshaus, das alte Rathaus wurde zum Schulhaus umgewandelt, und an Bartholomäi konnte der Schulmeister in seine, wie es heißt, neu erbaute Behausung ein-



Quam dedit Usuram Tellus, quod Vineae foenus

Sanction erit, haud tale est, quod mercatorum creat

*Die frucht vom feldt, vom Stock der Wein,
Der wucher ist heilig und kein.*

*Kein andrer dem zu gleichen ist,
Insunderheit der Kranner list.*

Asperg 1626

ziehen. Schultheiß, Gericht und Rat verglichen sich nun über die Verwendung des alten Schulhauses, und sie beschlossen, „weil bisher allerhand Klagen der Beckhen halber vorgefallen, den ndern Stockh zue einem Bachhauß zu errichten und es mit einem Bestandt- oder Burgerbeckh zu versuchen“.

Die folgenden Jahre brachten mehr und mehr Einquartierungen und Durchzüge, die der Gemeinde große Kosten verursachten. So beliefen sich beispielsweise die Kriegskosten des Rechnungsjahres 1631/32 laut Bürgermeisterrechnung auf 328 Gulden 23 Kreuzer. Als am 12. Juli 1634 unter dem Vorsitz des Kellers hier ein Bürgerlicher Rechtstag gehalten wurde, wurde unter anderem auch gegen einen Wengertknecht aus Kornwestheim verhandelt, der hier in Diensten stand. Er war des Fluchens an einem Sonntag angezeigt worden. Er gestand sein Vergehen und meinte: „Es seye Ihme Layd, Unnd woll es Innskünftigt nicht mehr thuen. Pitte um Verzeyhung unnd Gnad, Begehre sonsten seine Straff uszustehen.“ Nach diesem Geständnis erteilte das Gericht folgenden Bescheid: „Dieweil er sonderlich Bey disen Trüebseeligen Zeyten, da man Gott vihl mehr umb abwendung seines gedachten Zornes unnd Straffen Innstendig Pitten sollte, Sein Göttliche Allmacht gelästert, Alls solle er in Armen Casten 1 Gulden Straff erlegen Unnd sich 2 tag unnd nacht in die Gefenckhnus einstellen.“ Und die nächsten Monate sollten wahrlich sich noch trübseliger gestalten, als es die bisherigen Zeiten waren.

Am Tage nach der Nördlinger Schlacht, am 28. August 1634, hatte man morgens um 1 Uhr drei Losungsschüsse auf der Festung Hohenasperg getan, daß die umliegende Mannschaft mit ihrer auferlegten Wehr sich daselbst

sammeln sollte. „Darauff dann ein grosse Flucht und schrecken im ganzen Land sich erhabt, und wußten die Leut nit, wo auß und an.“ So berichtete der damalige Spezialsuperintendent und Stadtpfarrer in Markgröningen, Magister Wendel Bilfinger, in seiner Beschreibung über die Belagerung des Hohenaspergs vom September 1634 bis Juli 1635. Am 30. und 31. August ist das schwedische Volk mehrerteils bei Gröningen vorübergezogen, „haben den Bauren sehr viel pferd genommen“. Am gleichen Tage wurde Rüdiger von Waldo, Oberstlieutenant über die Schwedische Artillerie, von Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, nachdem dieser mit andern die Festung besichtigt hatte, zum Kommandanten ernannt. Commissarius auf der Festung war Jeremias Godelmann, und am 31. August ist alsdann die Rheingräfische Garnison, 500 Mann stark, in die Festung eingezogen.

Wegen der vorbeireisenden plündernden Soldaten hatte man am 2. September auf der Festung einen Schuß aus einem Falkonetlein getan. Am 8. September sind dann Bilfinger mit Weib und Kind sowie der Vogt, der Bürgermeister und ein Teil der Bürgerschaft von Markgröningen auf den Asperg geflohen, weil nunmehr die Gefahr sehr nahegerückt war. Am 9. September, morgens in der Frühe, sind zwei Kroaten bis an den Berg vorgedrungen, und am 10. und 11. hat das kaiserliche Volk „hauffenweiß angefangen, bey Asperg fürüberzuziehen“. Am 12. September zog das kaiserliche Volk zu beiden Seiten des Aspergs in Richtung Markgröningen und Bietigheim vorüber. Um die Mittagszeit wurde ein Überfall auf den Flecken Asperg verübt, die Schweden, die die Besatzung bildeten, wurden wieder auf den Berg gejagt, die Kaiserlichen hatten sich in der Kirche „impatroniert“, „uf welche man aber mit Stuckhen daper ferwer geben, und Sie auß der kirchen widerumb herauß getrieben, hernacher sie sich in die häuser, fürnemblich in die keller, verschlupfft, und den Asperger wein anheben zu versuchen“. „Und haben die Kaiserischen selbige Nacht das Dorff Asperg innebehalten, morgens aber stillschweigend verlassen, aber 8 Häuser angezündt und abgebrannt, auch des Commisarii Godelmann Gutschen wolgeladen mit sich hinweggeführt. Es haben selbige Soldaten hernacher allwegen 6 miteinander umbs leben spihlen müssen, daß darvon einer sterben solle, weil Sie das Dorff Under-Asperg so schandlich wider verlassen.“ Am 15. Sept. haben die Rheingräfischen bei dem Dorf Asperg 13 Italiener und eine Frau niedergemacht. Am 18. Oktober haben kaiserliche Reiter einen Einfall in Asperg unternommen, den Flecken an verschiedenen Stellen angezündet, „sonderlich in der kirchen, strohwisch an die Stüel gebunden, und angezündt, man hatt aber alsbalden einen starckhen außfall auß der Festung auff sie gethon, und von dem Berg mit Stuckhen, Doppelhacken und Musqueten starckh unter sie gedonnert und wider abgetrieben“. In der Nacht am 21. Oktober haben die Kaiserlichen abermals Asperg angezündet, darüber einer gefangen worden war und alsbald von den Schwedischen erschossen, „daß ihm all sein klaid am Leib verbronnen“. Am 22. Okt. hatte man angefangen, etliche Häuser in Asperg abzubrechen und das Holz „herauffer auff den Berg zu tragen“. Am 25. ist Rittmeister Donawer in der Kirche zu Unterasperg begraben worden, da er mit einem Kapitän am 24. einen unnötigen Streit angefangen hatte, den der Kommandant schlichten wollte. Dabei ging demselben unversehens seine Pistole los und traf den Rittmeister die Kugel durch den Kopf, „daß er alsbald tod geblieben“. Etliche

Soldaten wurden am 2. November gefangen, welche den Bauern Vieh abgenommen und geschlachtet hatten, „und ist das Dorff Under-Asperg von den Soldaten gantz und gar ausgeplündert worden“. Und am folgenden Tag, den 3. November, „haben die Schwedischen das dorff Asperg vollends ausgeplündert, einem Todten das Beth, darauff er noch gelegen, und vilen leuthen die klaiden weggenommen“. Vom 26. Nov. wurde berichtet, „daß die kaiserische alle Bronnen umb die Vestung herumb verderbt, etliche mit Stein außgefüllt, in andere Todte Roß geworffen und disen Stangenbronnen zum andernmal vergiftet, welches dann ritterliche Thaten gewesen“.

Um drei Uhr in der Frühe des 8. Dezember „haben die Kaiserische zu pferd und fuoß den fleckhen Asperg an etlichen Orten angefallen, und mit fewr angesteckt, da dann abermahlen die beste und schönste Heuser und Scheuren hinweggebrant worden. Es war ein grausam schröcklich fewr, in einem mächtig dicken Nebel und starckhen wind, welche die fewr funckhen heuffig in die Vestung hinein getriben, das es einem rechten fewrigen Regen gleich gesehen, und sehr fürchterlich anzuschawen war, weil es sonsten gar finster gewesen. Auch seind in solchem Einfall in der finstere die kaiserische Reutter an einander gerathen, und auf einander loßgebrant“. Am 9. Dezember hat der Kommandant „was noch an Heusern übrig war, in den beeden Fleckhen Asperg und Thamb, vollends hinwegbrennen lassen, in welchem wesen der kirchen Thurn zu Thamb auch eingäschert worden, sampt Glockhen und Uhrwerkh ruiniert“. Von den Kaiserlichen wurde dann am Abend des 10. Dezember „dem Commissario Godelmann seine schöne behausung, so allein noch zu UnderAsperg übrig gewesen“ abgebrannt. Inzwischen aber wurde der Ring der Belagerer um den Asperg immer enger. Auch haben die Kaiserlichen begonnen, vier Reiterschildwachen um den Asperg aufzustellen. Trotzdem vergaßen die auf der Festung nicht, im Dezember auf die Jagd zu gehen, denn es wird berichtet: Am Nachmittag des 22. Dezember waren die schwedischen Offiziere auf einer Hasenjagd und beunruhigten dabei die kaiserlichen Wachten in Thamb und Möglingen. Als am 29. Dezember etliche kaiserliche Reiter in Asperg einfielen „seind sie von den darinnen ligenden Rheingrävischen Musquetierern wider hinauß gejagt worden“. Am 4. Januar 1635 wurde ein Asperger Maurer von den Kaiserlichen in Eglosheim erschossen. Am 6. Januar wurde Magister Johannes Schädäus, Pfarrer zu Unterasperg, christlich begraben, ebenso der Herrenküfer Hanß Schöpff und auch der Schultheiß von Unterasperg, Hannß Glauer, wurde am 10. Januar begraben. Unterm 15. Januar wurde berichtet, daß die schwere Hauptkrankheit grausam in der Festung grassierte und daß man täglich Leute zu begraben hatte und die Not einmal so groß war, daß man die Toten in der Kirche etliche Tage aufeinander stellen mußte, weil die Totengräber alle gestorben waren. Am Nachmittag des 5. Februar haben kaiserliche Reiter etliche Asperger Leute auf einem Rübenacker überfallen, „darvon Sie einen Jungen und ein weib nidergeschossen, ein weib übel gehawen, ein weib und Jungen hinweg gefüert, diß waren damals ihre ritterliche Thaten“.

Am 7. Februar ist alsdann der Commissarius Jeremias Godelmann auf der Festung verstorben. Ein Bauer von Asperg, der am 16. Februar im Bahnholtz Holz gehauen, wurde von den Kaiserlichen überfallen und so übel verwundet, daß er anderntags verstarb.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle auf weitere Einzelheiten während der Belagerung einzugehen, denn auch in der Folgezeit wurden täglich neue Einfälle unternommen, und die noch wenigen Bewohner hatten in den teils verschütteten Kellern ihrer zerfallenen Häuser nur recht notdürftig ein Unterkommen gefunden. Um aber den Feinden keinen Unterschlupf zu bieten, hatte man am 23. April „zu Unterasperg alle Kellerhäls mit Steinen und Holtzwerckh außgefüllt oder eingeworfen“. Diese Keller wurden dann in der Nacht vom 27. auf den 28. von den Kaiserlichen wieder geöffnet. Am 7. Mai mußten die Bauern auf Antrieb der Kaiserlichen in den Möglinger Weinbergen die Reben abschneiden, so daß die Weinberge verderbt wurden.

Am 23. Mai hatten sich die Kaiserlichen Unteraspergs bemächtigt, so daß es unmöglich war, von der Festung auf den Friedhof im Flecken zu gelangen. Nicht einmal den verstorbenen Fähnrich Waldo, dessen Grab bereits ausgehoben war, konnten die Belagerten mehr unten bestatten, vielmehr haben sie ihn um 9 Uhr vormittags „in das kirchlin uf der Vestung, so gut wir könt haben, in ein doppelt Baar eingeschlagen und begraben“. Und am 25. Mai wurde der erste Soldat auf dem neuen Kirchhof bei den Palisaden droben auf dem Berg begraben. Dieser Schwedenfriedhof wurde dann während der Belagerung verwendet. Insgesamt 50 Personen wurden bis zur Übergabe der Festung im Juli 1635 auf diesem Bergfriedhof begraben.

In der zweiten Julihälfte 1635 waren zwischen den feindlichen Gruppen Verbindungen zwecks Abschluß der Feindseligkeiten aufgenommen worden, und am 22. Juli war verabredet worden, daß man beiderseits mit dem Schießen innehalten, keine Partei die andere beleidigen, doch keine der andern in ihre Quartiere gehen soll, sondern eine jede Partei in ihrem Vorteil liegenbleiben. Und am 23. Juli war es ganz still, die Schwedischen und Kaiserlichen gingen außerhalb der Festung zusammen, sprachen und zechten miteinander und schieden wieder friedlich voneinander. Den 28. Juli kam dann endlich der Waffenstillstand zustande, der auch die Übergabe der Festung regelte, und am 29. Juli um 11 Uhr zog dann die ganze Garnison mit Sack und Pack von der Festung ab. Um 1 Uhr nachmittags wollte die Auswahl vom Landvolk, deren noch sehr wenig gewesen, ebenfalls abziehen, sie mußten sich jedoch den Kaiserlichen unterstellen. Am 2. August fingen dann die Leute an, wieder nach Hause zu gehen. Als am 29. Juli die Übergabe erfolgte, waren auf der Festung insgesamt 230 Geflüchtete aus Unterasperg, nämlich 45 Männer, 56 Weiber, 121 Kinder und acht Ehehalten.

„Anno 1635 nach der Übergab der Vestung seind (aber) die Asperger Burger, deren noch etlich wenig übrig waren allenthalben verstreuet worden, und haben sich sonderlich uffgehalten zu Gröningen, Biettigkeim, Marpach, Stutgardt, etliche blieben im verbrandten dorf, und wohnten in den kellern, etliche baweten kleine hüttlin, hatten noch zum besten ihr öfen, so die Soldaten vor einäscherung des dorffs Asperg uf die Vestung hinauff getragen, und bißhero in ihren paraquen auf dem wahl gebraucht hatten.“ Und Bilfinger endete seinen Bericht mit folgenden Worten: „Als die Vestung Asperg von den Schwedischen dem kaiserischen Volckh übergeben worden, die Garnison sampt den geflohenen Unterthonen abgezogen, und die kayserische hingegen eingezogen, Ist inner wenig Tagen ohne allen Zweifel wegen wüesten und unsaubern haußhaltens eine grausame pest uf dem berg eingerissen, daß das Volckh heuffig hinweggestorben, und man schier alle



Asperg nach Merian 1643

14 tag frisch Volckh hinauff legen müessen. Mag auch wol sein, weil Sie zuvor die Bronnen zweymahl vergiftet, daß sie hernach solches büessen müessen.“

Vermutlich hatte im Jahr 1626 in Asperg die Pest gewüetet, denn im Totenbuch sind vom 9. Juli 1626 bis 30. Dezember 44 Einträge verzeichnet, jedoch ist keine Todesursache angegeben. Im Jahre 1633 verstarben 40 Personen, 1634 sind 163 Einträge verzeichnet und 1635 bis zum Ende der Belagerung gar 190 Tote verzeichnet! Und abschließend vermerkte der Pfarrer, daß in der Zeit vom 1. Sept. 1634 bis 1. August 1635 351 Personen angezeigt wurden, die verstorben waren, daß aber wohl noch weitere 50 Personen starben, die nicht angezeigt, somit nicht im Totenbuch verzeichnet wurden. Im Juni 1638 beginnen wieder einige Einträge, 1639 und 1640 sind je zwei Todesfälle verzeichnet, und mit dem Jahre 1646 hören die Eintragungen überhaupt auf, um erst mit dem 5. Oktober 1650 wieder regelmäßige Aufschriebe aufzuweisen.

Not, Elend und Hunger waren an der Tagesordnung bei der Asperger Bevölkerung, als sie sich nach Beendigung der Belagerung anschickte, ihr Hauswesen wieder aufzubauen, denn es wird berichtet: „Dannenhero die armen Burger, nach solchem erlittenen Unwiederbringlichen Schaden der eine hie - der andere dord verschollen, die ybrigen wenigen aber, sich in Verbrandten Kellern und Ruinierten Kirchen, Elendiglichen uffgehalten, dessentwegen auch weilen Keiner nichtz im Vermögen mehr, Sondern zu schaffen gehabt, daß sie sich und doch mit großer Mühe, Unnd allerhand unordenlichen Speißen Kaum deß bitterm Hungers wehren können.“ So wurde auch beim Ruggericht am 14. August 1637 gerügt, daß, wenn es ein Ungewitter geben würde, oder ein starker Wind gehen würde, würde es ganz unordentlich im Flecken unter der Bürgerschaft zugehen, sintemalen sie ohne Unterschied gleich zu laufen anfangen, als wenn alles abgewehte Obst

ihnen preis wäre, und dies würden auch die tun, die den andern wehren sollten! Und weil in des gemeinen Flecken Kasse kein einziger Heller vorhanden war, eine Extraumlage in Höhe von 10 Gulden umgelegt werden mußte, die auf die 57 vorhandenen Bürger und Grundbesitzer verteilt wurde, so daß vom einzelnen je nach Vermögen zwischen 5 und 48 Kreuzer eingezogen wurden. So wurde auch beim Gerichtstag am 24. Januar 1638 vorgebracht, wie es zu machen sei, weil keine Uhr mehr im Flecken vorhanden war. Die Reparatur der alten oder am Ende gar vielleicht eine neue würde auf 8 Gulden zu stehen kommen. Die Frage war nun, wer die Kosten dafür bezahlen solle, „weil bey gemeinem Fleckhen der geringste Heller nicht im Vorrat zugegen sein möchte“, kam man zu dem Beschluß, weil eine Uhr der ganzen Gemeinde zugute komme, die 8 Gulden auf die gesamte Bürgerschaft umzulegen.

Während nun die Asperger sich bemühten, ihre Behausungen, so gut es eben ging, im Laufe der nächsten Jahre wiederaufzubauen, kam neues Unheil über den schwergeprüften Ort. Eine Bittschrift von 20 „Verbrändte arme Burger“ zu Asperg gibt uns darüber nähere Auskunft:

„Nachdem Vergangenen Sonntag [es war im August des Jahres 1648] vor Tag Etlich Hundert conjugirte Frantzösische Völkher auss den Garnisonen Hin und Wider, von Reitter und Musquetierern, In allhiesigen Fleckhen eingefallen, Und es Ihrem Vorhaben nach dorumben Sie allhier angesetzt, nicht ergangen, haben wür arme underthänige Supplicanten Unss Engelten – und layder erfahren müessen, daß unss Hauss, Hoff, Frucht, Mobilien, auch alles anders angesteckht, Und in 27 gebäu, darunder Häusser undt Scheuren, mit Feur Verbrändt, dodurch wür dann (Gott im Himmel erbarmt) solcher gestalten Ins Ellend und Verderben gestürtzt worden, daß wür nicht ein Stuckh Brott mehr Zue Essen, noch unss, und unsern armen Weib und Kleinen, ohnerzogenen Kindern, nach Notturfft beschlaifen Könden, Sondern des mehrerTheil, des Laydigen hochbetauerlichen Exilyum bedinen . . .“ Bereits am 8. August wurde in der Kanzlei des Herzogs Eberhard ein Schreiben an den Keller zu Asperg ausgefertigt, dessen wichtiger Inhalt wie folgt lautete: „ . . . Lieber Getreuer! Auff der Verbrannten Burger Zue Asperg Underthöniges Suppliciren, darinnen Sie uns umb ein Patent ein Brandsteuer zu samblen flehentlich angesuecht, haben Wir ihnen mit gegenwärtigem Patent an unsere Stätt und Ämbter under der Steig gnädig willfahrt, damit um die ersamlete gellter nicht distrahirt, sondern wohl und zu nuzen, der armen verbrannten Leuth angelegt werden. Alss ist Unser Befelch, du sollest dein fleisige Inspection und Aufsicht halten, daß dieselbe nirgend anderst alls zu Aufriichtung der gebew verwendet werde . . .“ So hatte der Herzog also ein Einsehen mit den armen Asperger Bürgern, die, wie sie in ihrer Eingabe noch weiter ausgeführt hatten, nicht mehr eine Feder hatten, „darauf zue Ruehwen, Sondern Unss Ellendlich in Kellern hin und wider uf dem Strew betragen müessen . . .“

Volle 14 Jahre war die kaiserliche Besatzung auf dem Hohenasperg verblieben, und lange nach dem Abschluß des Westfälischen Friedens, am 20. Sept. 1649, wurde die Festung Hohenasperg an Württemberg zurückgegeben, obgleich im Waffenstillstand zu Ulm, der am 24. Januar 1647 abgeschlossen worden war, die Rückgabe des Hohenaspergs an Württemberg

versprochen worden war. Und nun erfahren wir erstmals eine Nachricht vom Vorhandensein des Gasthauses zur Krone, denn der Keller von Hohenasperg verzeichnete damals in seiner Kellereirechnung u. a.: „Als vor Übergabe der Vestung den 16. Sept. 1649 ein Duglasischer Major samt bei sich habenden Corporal und acht Reitern hieher gekommen und auf Befehl Ihrer fürstlichen Gnaden bemelter Corporal und selbige Reiter bei Hans Mayer Cronenwirt alhier Einkehr genommen, haben dieselben bis den 21., also innerhalb sechs Tagen zu unterschiedlichen Zehrungen an Kosten verursacht 29 Gulden 54 Kreuzer.“

„Als den 20. dieses Monats der Durchlauchtigste hochgeborene Unser gnädiger Fürst und Herr mit dero Hofstaat allhie glücklich angelangt, zuvor aber der hochansehnliche Herr Rat und Kommissar allen Vorrat und Provision zu stürzen und zu inventieren gnädigen Befehl erteilt, zugleich obbesagter schwedischer Major mit bei sich gehabtten Dienern bis zum völligen Abzug allhier verbleiben müssen, da dann ehe man den Provision Wein angreifen dürfen bei Hans Mayer für 6 Gulden 37 Kreuzer Wein geholt worden, damalen auch 61 Pfund Rindfleisch, auch 30 Pfund Hammelfleisch, verzehrt Und dann vor Salz, Schmalz, Gewürz, Kuchenspeise, Lichter und anderes, so höchst nötig hergeben werden müssen, welches bei großer Unruhe nicht alles specificiert werden konnte . . .

Und als dann am 16. März die hochgeborene Fürstin und Frau, Frau geborene und vermählte Pfalzgräfin bei Rhein, Herzogin zu Bayern von Neuenstein und zur Fürstlichen Kindtaufen nacher Stuttgart abreiste und Ihre Einkehr in Hans Mayers Behausung genommen, ist auf Ihre fürstlichen Tafel an Essenspeiß, Wein und anders hergeben worden, so sich beloffen auf 3 Gulden 48 Kreuzer und auch für die Gutsch und Fuhrknechte Umb Essen und Wein 2 Gulden 46 Kreuzer.“

Als nach dem Kriege der Herzog daranging, Württemberg wieder aufzubauen, sollten auch die Asperger zu Frondiensten und dergl. herangezogen werden. Damit waren aber die Asperger nicht einverstanden, vielmehr beriefen sie sich auf ihre alten Privilegien und Freiheiten. Diese Privilegien der Stadt Asperg waren jedoch dem Herzog und seiner Regierung damals unbekannt, weshalb in einem unterm 13. August 1650 ausgestellten Schreiben an den Keller Johannes Föll auf Hohenasperg derselbe aufgefordert wurde, „weil wir aber davon keine Wissenschaft haben“, Unterlagen dieser Privilegien von den Aspergern zu begehren und hernach dieselben an den fürstlichen Oberrat einzuschicken, „damit Wir uns darinnen ersehen, und hiernach ferner darauf gnädigst resolviren können“. Ob dies in der Folgezeit geschehen ist, kann nicht festgestellt werden, jedoch ist zu vermuten, daß dies der Fall war, da in den nächsten Jahren keine Klagen in dieser Angelegenheit seitens Aspergs erhoben wurden.

Asperg zählte 1634, also vor Beginn des eigentlichen Krieges in unserer Gegend, 117 Bürger. Diese Zahl dürfte einer Einwohnerzahl von 600 entsprechen haben. Nach dem Kriege zählte man noch 61 Bürger, was einem Bevölkerungsschwund von rund 300 entsprach. 1653 waren es noch 321 Einwohner. Rund ein Viertel der Markung, nämlich 211 Morgen, waren 1652 noch nicht wieder angebaut, darunter allein $126\frac{3}{4}$ Morgen Weinberge. Die gesamte Weinbaufläche betrug damals $237\frac{1}{2}$ Morgen. 93 Häuser waren 1652

noch zerstört oder unbewohnt, 81 waren bereits wieder aufgebaut. Vielleicht gehört dazu auch das Fachwerkhaus in der Königstraße. Über die kirchlichen Verhältnisse von damals geben die Kirchenbücher keine Auskunft, wie aus einem Eintrag von Pfarrer Baur aus dem Jahre 1659 ersichtlich ist und der in kurzen Worten verzeichnete: „1646–1659 von M. Martin Zimmermann weder Ehen noch Tote aufgeschrieben.“

In den Stürmen der Belagerung war auch das Pfarrhaus in Trümmer gegangen, und nur noch das steinerne Fundament und der Keller waren die traurigen Überreste des einst so stattlichen Gebäudes. So war der neuaufgezogene Pfarrer Magister Heinrich Fischlin 1639 gezwungen, bei einem Bürger in einem schlichten Stüblein Unterschlupf zu finden. Deshalb entschloß er sich in einem Brief an seinen durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, seinem Herzen Luft zu machen. Und er berichtete unter anderem, daß das Stüblein bei einem Bürger gefährlich und beschwerlich war, schon allein wegen des ermangelnden Camins und des ruinierten Fundamentes und besonders noch deshalb, weil er „nit drucken darinnen wohnen“ konnte.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle auf alle Einzelheiten von damals näher einzugehen, 1646 kam ein neuer Pfarrer, Magister Zimmermann aus Esslingen, aber noch machte niemand gute Miene, das zerstörte Pfarrhaus wieder aufzubauen. Erneute Kriegsfurien vernichteten aufs neue, wie wir bereits gesehen haben, 27 Gebäude, so daß die Asperger wieder in feuchten Kellern ihre Lagerstätten errichten mußten. Sie, die immer treuen Untertanen, baten ihren Herzog, in den vornehmsten Ämtern des Landes eine Brandsteuer zu sammeln, damit die zu Bettlern gewordenen armen Untertanen wieder auf die Beine kommen könnten. Kein Knecht wollte mehr in Asperg bleiben, denn nichts gab es mehr zu verdienen. Da aber zu befürchten war, daß sich auch die übrige Bevölkerung aus dem Staube machen würde und Asperg wie so viele andere Orte mehr und mehr verschwinden würde, willigten die herzoglichen Räte ein, Mittel zum Wiederaufbau bereitzustellen. Und so wurde im Juni 1648 der herzogliche Werkmeister Heinrich Kretzmeier beauftragt, sich um die Sache anzunehmen.

Er schlug vor, da in Asperg kein entsprechendes Haus zur Verfügung stand, das baufällige Verwaltungshaus in Gröningen vollends abzurechen und davon ein Pfarrhaus nach Asperg machen und richten zu lassen. In den folgenden Jahren wurde nun das Pfarrhaus in Asperg wieder aufgebaut und das Baumaterial von dem abgebrochenen Gröninger Verwaltungsgebäude hiezu verwendet. Markgröningen bekam ein neues solides Gebäude, während Asperg sich mit dem alten Material zufriedengeben mußte.

Im Jahre 1650 war Georg Friedrich Düring als Schulmeister nach Asperg gekommen. Er war von Statthofen und hatte neben dem Schulmeisteramt auch noch das Amt des Gerichtsschreibers inne. Anlässlich der Visitation im Jahre 1653 wurde festgestellt, daß die Gemeinde mit ihm zufrieden war und 25 Knaben und 21 Mädchen die Schule besuchten. Andere aber klagten über ihn, daß er zuviel auf dem Rathaus und in der Festung wäre.

Am 3. Januar 1652 wurde den beiden Metzgern Leonhard Hörmann und Jakob Schmidhammer vom Keller anlässlich eines Gerichtstages der fürstliche Befehl eröffnet, wonach innerhalb Monatsfrist ein jeder wieder einen

„Postklepper“ sich zulegen solle oder er seine Strafe zu gewärtigen habe. Wegen Stellung eines Postrosses hätten sich die beiden am 27. März „ganz halsstarrig“ erwiesen, und erneut wurde ihnen allen Ernstes die Anschaffung der zwei Pferde auferlegt, und am 11. April wurde dem Hörmann bei Androhung einer Strafe von 14 Gulden nochmals befohlen, innerhalb 14 Tagen sein Roß anzuschaffen „oder ohnfehlbar die Strafe zu erlegen“.

Am 27. März 1652 verhandelten Keller, Schultheiß, Gericht und Rat über einen eingegangenen fürstlichen Befehl, worin angefragt war, wie und in welcher Gestalt die Restaurierung des abgebrannten Rathauses in Angriff genommen würde. In den folgenden Verhandlungen wurden Caspar Creß und Hans Kaulh zu Baumeistern des Rathauses einhellig bestimmt und ihnen befohlen, keinen Heller anders zu verwenden als zu diesem Bau, was sie auch an Eides Statt gelobten. Am 9. Dezember 1653 wurde dann einhellig beschlossen, daß „man mit Aufbaung eines neuen Rathauses fürderlichst einen Anfang machen“ und solchen Bau nun verleihen, d. h. vergeben solle. Das alte Rathäuslein war inzwischen an den Barbier Hans Hagel verkauft worden. Wann das Rathaus fertig war, kann leider nicht festgestellt werden, da die entsprechenden Rechnungen nicht mehr vorhanden sind. Vermutlich war der Bau im Rechnungsjahr 1655/56 bereits vollendet. Am 28. August 1655 erwartete Asperg hohen Besuch. Der Landesherr Herzog Eberhard hatte mit seinem Bruder, dem Herzog Friedrich von Württemberg, eine festliche Begegnung auf dem Rathaus, und diese Anwesenheit der hohen Gäste benutzten die Ratsherrn, um eine längst gehegte Bitte vorzubringen. Weil sie keine eigentliche Stadtgerechtigkeit und keinen öffentlichen Salzkauf ihr eigen nannten, baten sie, um wenigstens nach außen hin die Bedeutung ihrer Stadt zum Ausdruck zu bringen, auf Jakobi einen jährlichen Jahrmarkt abhalten zu dürfen und darüber hinaus wöchentlich einmal, am Samstag, ihre Waren auf einem Wochenmarkt öffentlich feilbieten zu dürfen. Aber erst auf wiederholtes schriftliches Bitten beauftragte der Herzog am 20. Dezember die Oberräte, das Weitere zu unternehmen. Am 27. Dezember wurde dann im Geheimen Rat der Bescheid gefaßt, „daß zur Wiederaufrichtung ihrer durch den Brand zerstörten Stadt, den Aspergern die Gnade vergönnt worden, daß sie jährlich auf gedachten Tag Jacobi solchen ihren Jahrmarkt anstellen, ausschreiben, halten und gebrauchen mögen, also daß der Jahrmarkt Recht, Sitte, Gewohnheit ist, von allen menniglich daran ohngehindert“. Dieses Schriftstück wurde dann den Aspergern am 9. Januar 1656 zugestellt, und seit dieser Zeit wird also in Asperg ein Jakobimarkt abgehalten.

Am 2. Juni 1671 waren acht Fremde mit zwei Bären nach Asperg gekommen und haben auf dem öffentlichen Marktplatz gespielt. Diesen Personen ließ der Schultheiß „von Fleckens wegen“ 30 Kreuzer aushändigen. Und an dem nach Jakobi stattgefundenen Nachmarkt waren wieder aus Gemeindemitteln 30 Kreuzer verwilligt worden verschiedenen Personen, welche mit drei Bären auf öffentlichem Marktplatz gespielt haben, worunter sich auch zwei „gaukelnde Knaben“ befanden. – Immer wieder haben in diesen Jahren Zehrungen auf dem Rathaus stattgefunden, wobei der nötige Wein, sofern er nicht vom Fleckenkeller genommen, von den Wirten gegen Bezahlung geliefert wurde. Die Wirtschaften selbst hatten noch kein Schild. Für die

Zubereitung der Speisen hatte die Frau des Bürgermeisters Sebastian Vater im heutigen Gasthaus zum Lamm zu sorgen. Ihr wurde dafür im Rechnungsjahr 1656/57 insgesamt 1 Gulden ausbezahlt. Bei den Einträgen im Rechnungsjahr 1664/65 in der Bürgermeisterrechnung ist nun entscheidend, daß die Wirtschaften nun auf einmal Schildbezeichnungen aufweisen. Dies läßt vermuten, daß man, da sich ja der allgemeine Wohlstand gehoben hatte, auch nach außen hin sich sehen lassen wollte.

Als am 19. Dezember 1663 der Hauptmann und Hausschneider auf der Festung mit zwei Pferden von Stuttgart kommend hier eintrafen, war die Festung schon „versperrt“, so daß sie gezwungen waren, „beim Lamb“ zu pernoctiren, d. h. zu übernachten, wofür ihnen 1 Gulden 20 Kreuzer aus der Gemeindekasse ersetzt wurden. Der damalige Keller, als Rechnungsprüfer, vermerkte: „Dem Hausschneider hätten nicht 40 Kreuzer zu verzehren gebührt!“

Als am 18. Mai 1664 der Gnädige Fürst mit seiner Begleitung von Stuttgart nach Sachsenheim reiste, nahm er hier einen Abstand, wobei „bei warmem Wetter an neuem Wein 4 Maß zu je 10 Kreuzer und an altem Wein 2 Imi 5 Maß zu je 12 Kreuzer, also insgesamt für 5 Gulden und für Brot noch 12 Kreuzer ausgegeben wurden. Auf der Rückreise am 27. hatte dann die ganze Gesellschaft abermals „uff der Gassen beim Lamb“ einen Trunk getan, wobei nochmals 3 Maß alter Wein getrunken wurden.

Alljährlich fand die Musterung der ausgewählten Mannschaft statt. Dies war immer ein besonderer Tag, und im Jahre 1671 war es der Feiertag Peter und Paul, der 29. Juni. An diesem Tage führte der Hauptmann von Hohenasperg, Andreas Hailmann, im Beisein des Kellers Johann Eberhard Popial den hiesigen „zusatz“, d. h. Ersatz der ausgewählten Mannschaft zusammen, besichtigte ihre Ober- und Untergewehre und verbesserte, was untüchtig geworden war. Nach Ersetzung derer, die altershalber „herausgetan“ worden waren, durch junge Mannschaft, wurden die „exercitia militaria“, die militärischen Übungen, verrichtet. Nach dieser Besichtigung nahmen dann die beiden Herren sowie Schultheiß, zwei Bürgermeister und der Gerichtsschreiber beim Lammwirt ein trockenes Abendessen ein, wobei 6 Maß alter Wein aufgewendet wurden. Darüber hinaus wurden noch 5 Maß Fleckenwein getrunken. Der gesamten Auswahlmannschaft aber wurde nach Verrichtung der Übungen auf dem Rathaus ein Trunk beschert, und die 42 Personen tranken insgesamt 4 Imi und 2 Maß! Dies sind nicht weniger als rund 70 Liter!

24 Jahre waren seit der Beendigung des Dreißigjährigen Krieges verfloßen, als der durch Ludwig XIV. herbeigeführte Ausbruch des 2. Niederländischen Krieges auch dem Schwäbischen Kreis Veranlassung gab, sich in Kriegsverfassung zu setzen, was zwar nicht mit Eifer geschah. Man wollte noch zögern, so lange, bis der Feind, der sich zunächst in den Niederlanden befand, näher herangerückt war. Nachdem aber der deutsche Kaiser Leopold I., der König von Spanien Karl III. und der Kurfürst von Brandenburg Friedrich Wilhelm III. am 30. August 1673 ein Bündnis geschlossen hatten und ein kaiserliches Heer bei Eger sich sammelte, näherten sich auch die Franzosen unter dem Marschall Turenne den württembergischen Grenzen. Da Württemberg sich dem Bündnis gegen Frankreich angeschlossen hatte,

darf es nicht wundernehmen, wenn unser Land auch in die Kriegshandlungen einbezogen wurde. Im Jahr 1675 hatte Württemberg hauptsächlich unter Einquartierung und Durchmärschen zu leiden, und es wurde viel über diese Einquartierungen verhandelt und geklagt. In den Jahren 1677 und 1678 hatten die württembergischen Truppen genug zu tun, die Einwohner und ihr Eigentum gegen herumstreifende Abteilungen der verbündeten Truppen zu schützen. Leider sind die Ortsakten dieser Zeit nicht mehr vorhanden. Einen kleinen Hinweis über die Belastungen dieser Kriegsjahre gibt dann die Bürgermeisterrechnung des Jahres 1680/81. Darin heißt es, daß nach der am 12. Juni 1679 getroffenen landschaftlichen Abrechnung gemeiner Flecken „an Ordinari Ablösungshilf zu liefern hinderstellig gewesen 410 Gulden 36 Kreuzer 2 Heller“ und auf Grund eines fürstlichen Befehls vom 10. April 1679 für die Zeit „von Katharina 1678 bis dahin 1679 zu bezahlen 513 Gulden 22 Kreuzer assignirt worden. Zusammen also 923 Gulden 58 Kreuzer 2 Heller. Daran haben die vorgewesenen Amtsbürgermeister amtshalber nach und nach in ihren Jahren auf Kriegsohnkosten, Proviant-Commisfuhren, Kaiserl. Feldwägen, Knecht, Pferd und Geschirr, auch Philippsburger Schanzer, item zur Festung gereichten Weingelter und dergleichen ausgelegt, so von löblicher Landschaft kraft deren den 11. Juni 1680 getroffenen ordentlichen Abrechnung dem Flecken an der Steuer pasiert und decoutirt worden, nämlich 369 Gulden 45 Kreuzer“. Auch hören wir von Durchzugskosten anläßlich des Durchzugs der General Coppinschen Truppen, die der Schultheiß Sebastian Vatter und Johann Sebastian Schmierer dem Flecken vorgestreckt hatten, in Höhe von 41 Gulden 53 Kreuzer.

Im Jahre 1684 war in Regensburg ein Waffenstillstand zustande gekommen, der auf 20 Jahre berechnet war und der dem König von Frankreich Straßburg, Kehl, Luxemburg und andere Gebiete zusicherte. Unter dem Vorwand von Erbstreitigkeiten in der Kurpfalz und um den Streit über die Nachfolge des am 3. Juni 1688 verstorbenen Kurfürsten Maximilian Heinrich von Köln brach Ludwig XIV. den Waffenstillstand, und ohne Kriegserklärung ging am 20. Sept. 1688 ein Corps unter dem General Montclar bei Fort Louis über den Rhein und schloß am folgenden Tag die Festung Philippsburg ein. Da die meisten Reichstruppen damals im Felde gegen die Türken standen und der Herzog Administrator Friedrich Karl von Württemberg 3000 Mann den Venezianern gegen die Türken zur Verfügung gestellt hatte, war fast nirgends an Verteidigung zu denken, zumal auch keine Vorbereitungen getroffen worden waren. Nach der Einnahme Philippsburgs im Oktober drangen die Franzosen unter den Generalen Mélac und Feuquiere in das Württemberger Land ein, dasselbe in mehreren Abteilungen durchziehend. Gleichzeitig sollte die verwitwete Herzogin Magdalena Sybilla in Stuttgart aufgefordert werden, den Hohenasperg zu übergeben. Mélac zog dann von Esslingen in Richtung Ulm weiter. Die Herzogin mußte der Aufforderung nachgeben, und am 3. (13.) Dezember 1688 besetzten 200 Franzosen die Festung Hohenasperg. Am 11. (21.) Dez. besichtigte dann Montclar selbst die Festung. Da aber inzwischen die schwäbischen Kreistruppen und ein kaiserliches Reiterregiment heranrückten, ordnete Mélac am 23. Dez. (2. Jan.) den Rückzug an, nicht ohne noch weitere Summen und Geiseln zu fordern. Die Festung wurde am 22. Dez. (1. Jan.) geräumt, ohne einen Angriff abzu-

warten. Die Franzosen verbrannten das Zeughaus und sprengten einige Werke, auch nahmen sie die Geschütze mit, die sich damals auf der Festung befanden.

Rund 20 Tage hatte die Herrschaft der Franzosen auf dem Hohenasperg gedauert, und es ist verständlich, daß dieser Aufenthalt auch seine Schatten auf den Flecken, wie man damals sagte, geworfen hatte. Leider sind in den Ortsakten kaum Einträge vorhanden, denn das Gerichtsprotokoll schweigt sich aus, und zwar vom 24. November 1688 bis zum 9. März 1689. In dieser Zeit wurde kein Rechtstag gehalten. Und doch erfahren wir aus dem Protokoll vom 21. März 1689 Näheres über die Zustände in Asperg während der französischen Besatzung auf der Festung. Denn es beklagten sich der Lammwirt Heller, Philipp Schmautz, Hans Jakob Schwarz, Hans Jakob Lipp und Melchior Greger, alle Bauern und Metzger, „daß bei der gewesen und ertlittenen französischen Quartier auch ihre Posten (Postpferde) von Franzosen weggenommen worden seien, hoffend daher, weilen sie vor den gantzen Gemeinen Flecken solch Ihre Pferdts uff Befelch und Beschehens Bitten hergeben müssen, man auch schuldig sein werde, solche Pferdts gemeines Flecken wegen widerumben zu ersetzen“. Als Ersatz bekamen sie aus der Bürgermeisterkasse 120 Gulden ausbezahlt.

Im Jahre 1689 blieb Württemberg von den Franzosen verschont. Dagegen dauerten die Durchmärsche der Kaiserlichen und der Reichstruppen an. Größtenteils sächsische Truppen lagen 1690 im Land.

Im Juli 1693 marschierten die Verbündeten von Heilbronn nach Ottmarsheim, und Ende des Monats war Mélac mit 6000 Mann in der Gegend von Vaihingen. Am 13. (23.) Juli traf der Dauphin über Illingen, Enzweihingen in Oberriexingen ein und ließ noch am gleichen Tage die unverteidigte Festung Hohenasperg durch den General Uxelles mit 400 Mann besetzen. Am 15. (25.) Juli vereinigte sich Marschall de Lorge mit dem Dauphin, so daß das französische Heer eine Stärke von 60 000 Mann erreichte, und noch am selben Tage wurde die Enz überschritten. Das Hauptquartier kam nach Eglosheim, der rechte Flügel dehnte sich bis Gerlingen aus, Nachzügler der Kaiserlichen und Schnapphähne plünderten Feuerbach und andere Orte. Asperg lag also inmitten des feindlichen Heeres! Bald gab der Dauphin zu erkennen, daß er das rechte Neckarufer überschreiten wolle, um den Markgrafen anzugreifen. Am 17. und 18. (27. u. 28.) Juli überschritten dann die Franzosen bei Benningen auf zwei Schiffbrücken den Neckar. Am 20. befand sich das franz. Hauptquartier in Pleidelsheim (Ochsen), später in Ilsfeld. Nach einem Gefecht bei Gruppenbach erkannte der Dauphin die großen Schwierigkeiten und setzte zum Rückzug an. In Heutingsheim wurde jetzt das Hauptquartier aufgeschlagen. Schon bei der Annäherung des französischen Heeres ging der Schrecken vor ihm her, Verheerungen bezeichneten seine Schritte, und ein verödetes Land blieb hinter ihm. Am 25. Juli hatte Marschall de Lorge an die herzoglichen Räte in Stuttgart geschrieben, daß, wenn auch nur ein einziger Bauer einen französischen Soldaten verletze, er alle Bauern, die er bekommen könne, aufhängen und alle Städte und Dörfer zerstören lasse. In der Zeit zwischen dem 18. und dem 21. Juli wurden Marbach, Backnang, Großbottwar und Beilstein geplündert und angezündet, und die Zügellosigkeit der französischen Truppen wurde sogar

von französischen Schriftstellern offen eingestanden. Um weiteren Schaden zu verhüten, verhandelte der inzwischen volljährig gewordene Herzog Eberhard Ludwig im Lager in Großingersheim. Zwar hielten die Franzosen den Vertrag nicht ein, es wurde weiter geplündert, und erst am 19. August verließen die Franzosen Stuttgart, und am 22. waren sie bei Philippsburg über den Rhein zurückgegangen. Das Amt Asperg hatte 31694 Gulden Schaden, das ganze Land seit Abschluß des Vertrages 2 Millionen Gulden! In Möglingen waren allein 35 Häuser abgebrannt. Im Juni 1694 ging de Lorge erneut wieder über den Rhein und bedrohte das Herzogtum. Das verbündete Heer stand bei Heilbronn, und in aller Eile waren auf dem Hohenasperg die zerstörten Werke wiederhergestellt worden. De Lorge aber ging hernach wieder über den Rhein zurück, und in die folgende Zeit fällt der Bau der großen verschanzten Linie, welche der Markgraf von Baden zur Deckung der Grenze von Heilbronn bis in den Schwarzwald errichten ließ. Der Friede von Rijswijk vom 30. Okt. 1697 machte dem ganzen Kriege ein Ende.

Über die Kriegsquartiers- und Durchzugskosten geben uns die Bürgermeisterrechnungen wertvolle Angaben. Einige seien angeführt: „Am 12. Mai 1690 übernachtete ein Obristlieutenant vom Caraffischen Regiment mit einer Compagnie Reiter im Ort, welcher sein Nachtquartier bei dem Lammwirt gehabt, weilten aber kein Wein bei dem Flecken vorhanden gewesen, und Er, Herr Obristlieutenant, nichtsdestoweniger Wein verlangte, wurden beim damaligen Pfarrer 2 Imi 8 Maas Wein geholt, wofür ihm hernach 5 Gulden 6 Krz. bezahlt wurden.“

Am 11. Juni kamen etliche Husaren mit einer Bagage von Möglingen her, um in Asperg zu übernachten. Um dieses Quartier abzuwenden, wurden dem Wagenmeister 3 Gulden 30 Kreuzer gereicht. Am 6. Juni kam die Savoische Bagage hieher, lag 2 Tag und Nacht „still“, und es mußten ihnen 2 Pfund Butter und 1 Maß Essig gereicht werden, wofür aus der Bürgermeisterkasse Hans Jerg Schmutz, bei dem diese Dinge geholt worden waren, 26 Kreuzer bezahlt wurden. Ebenfalls am 6. Juni „seind Hans Basti Riegern drei Soldaten Weiber einlogirt worden, welche bei ihme verohnkostet, so das Bürgermeisteramt bezahlt 43 Kreuzer. Ingleichen seind gleich dem Rieger David Zubolden drei Weiber einquartiert worden, welche ebenfalls verschlechet 59 Kreuzer“.

Am 20. August haben Hans Melchior Greger, Hans Beerer, Jakob Lipp und Consorten den Bayrischen bis auf Gemmingen vorgespannt und damit zwei Tag zugebracht, wofür ihnen 8 Gulden aus der Bürgermeisterkasse bezahlt wurden. Am 12. September mußten 2 Stippich Mehl von hier zum Magazin nach Maulbronn geführt werden. Ein andermal mußte der Savoische Wein zu Esslingen abgeholt werden. Als am 17. November eine Compagnie Bayrischer sowie die Heidenheimer Compagnie hierher kamen, „ist um Haltung guten Kommandos einem Bayrischen Hauptmann und Führer verehrt worden 5 Gulden 30 Kreuzer“. 50 Pfund Fleisch gingen drauf, als am 12. Mai die württembergische Bagage hieher kam, und der Rittmeister Küppach verbrauchte während seines Hierseins 38 Pfund Lichter um 7 Gulden 36 Kreuzer.

Am 30. Januar 1691 mußte ein württembergischer Fähnrich mit vier Pferden nach Horkheim geführt werden. Etliche Sättel und Kyriß mußten am

13. Januar nach Esslingen verbracht werden. In Oberschefflenz mußte ein Wagen mit Gewehren abgeholt, den Bayern nach Kirchheim Zelte überführt werden. Endlich wurde Schultheiß Vatter nach Stuttgart gesandt zu Herrn Cammermeister, um den Flecken vor weiteren Winterquartieren zu verschonen. Insgesamt haben die Kosten im Rechnungsjahr 1690/91 nicht weniger als 788 Gulden 59 Kreuzer betragen. Daneben mußte aber die ausgewählte Mannschaft eingekleidet und verpflegt werden, wofür in der gleichen Zeit 933 Gulden 11 Kreuzer 2 Heller an Kosten entstanden.

Der Juli und August des Jahres 1693 waren für Asperg eine schlimme Zeit. Die Franzosen waren ja wieder auf dem Hohenasperg, und der Flecken war in starker Bedrängnis. Der damalige Pfarrer war nicht in der Lage, die während der Zeit der Besetzung angefallenen Toten in seinem Totenbuch zu verzeichnen. Erst im September wurden die Einträge von Magister Johann Christoph Vollmer nachgetragen. Es waren rund 39 Personen, Männer, Frauen und Kinder. Über die damaligen Zustände berichtete Dekan Faber in Markgröningen in seinem Totenbuch: „In diesem Jahr, das durch die schreckliche Hungersnot infolge des furchtbaren Einfalls der Franzosen und der völligen Vernichtung der sehnlichst erwarteten Ernte für alle Zeit als ein Unglücksjahr gekennzeichnet ist, hat unser Gröningen einen so außerordentlichen Rückgang erlebt, daß er dem im Jahre 1637 gleichkommt, wo Hunger Krieg und Pest über die Welt dahin gegangen sind.“ Und er berichtete weiter: „So lange dieser Krieg am Rhein gedauert, ist alle Sommer Stadt und Amt Gröningen durch Fouragiren entweder um die Früchte oder wenigstens um Heu und Öhmd gekommen, darauf starke Winterquartier erlitten, bis endlich die Franzosen selber gekommen, Stadt und Amt rein ausgeplündert, Alles im Haus und Feld ausgefressen, daß hernach die Hälfte Leut seind Hungers gestorben.“ Ähnlich wird es auch in Asperg gewesen sein, denn bei der Plünderung waren auch die Unterpfandsbüchlein über die verzinsten Capitalien verlorengegangen. Deutlich wird die Hungersnot sichtbar, wenn der Asperger Pfarrer in seinem Totenbuch verzeichnete: „Den 28. April 1694 starb Hans Balduff von Kirnbach 1 Stund von Derdingen. wollte nach Stuttgart zu seinem Vetter, aus Hunger von Haus getrieben. also uff dem Weg verschmachtet, hat ein Weib und 3 Kind hinterlassen allhie.“ Und im Gerichtsprotokoll ist zu lesen: Es klagte Herr Majer, „Daß an verwichenem 10. April 1694, am hohen Osterfest, Georg Geißler auf seinen eigenen und ausgesäten Gütern angetroffen worden, und Ihme die ausgesäte Frucht ufgelesen, an solchem Heiligen Osterfest aber es danach nicht verblieben seye, sondern habe am Ostermontag widerum ein Kind, so ein Bub, hinausgeschickt und es Ihn, also gleich wie er selbst getan, auflesen lassen, welche Frucht in Gegenwart des Schützen Er Majer ihme Buben selbst abgenommen habe“.

Der Krieg war zu Ende. Allmählich nahm das Leben wieder seinen gewohnten Lauf, man freite und ließ sich freien, man bezahlte seine Steuern und Abgaben, und man versuchte die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hatte. Aber auch in der folgenden Zeit warf der ausgebrochene spanische Erbfolgekrieg seine Schatten bis zu uns, und die Gründung Ludwigsburgs als 3. württ. Residenz brachte neue Sorgen und Nöte über die Stadt. Die Schatten, die Burg und Festung durch Jahrhunderte hindurch auf

Asperg geworfen hatten, waren verschwunden, der Hohenasperg hatte als Festung ausgedient, dafür aber mußte nun Asperg im Schatten der neugegründeten Residenz sein Dasein fristen.

Quellen: Stadtarchiv Asperg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart.

Literatur: Mertens [Kriegsgeschichte] Stgt. 1847; Biffart, Gesch. d. württ. Feste Hohenasperg, Stgt. 1858; Bilfinger, Belagerung des Hohenasperg 1634/35 in: Schmidlin, Beiträge zur Gesch. d. Herzogtums Württ., 1780; Römer, Markgröningen im Rahmen der Landesgeschichte, 1933. Quellen: Hauptstaatsarchiv – Kellereirechnungen Hohenasperg; Akten des Oberrats A 206; Akten der Rentkammer. Evang. landeskirchl. Archiv: Synodusberichte. Stadtarchiv Asperg: Bürgerrechnungen B6–B15; Heiligenpflegerechnungen B 455–B 461; Gerichtsprotokolle B 562–566. Pfarramt Asperg: Kirchenbücher. Stadtarchiv Bietigheim: Bietigheimer Annalen.



Hohenasperg, Nordwestseite mit Torturm

Balthasar Sprenger (Springer) zum 250. Geburtstag

Prälat und Abt, Professor und Herzogl. Württ. Rat,
ein Sohn unseres Kreises

Von Karl R o h m

Im Jahr 1724, mitten im Zeitalter des Rationalismus und der Aufklärung, wurden drei Männer geboren, die jeweils einen gewissen Neubeginn in der Geisteswelt verkörpern:

I m m a n u e l K a n t (1724–1804) als Ausgangspunkt für die meisten neuesten philosophischen Richtungen, Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803) als Wegbereiter deutscher Dichtung und Balthasar Sprenger (1724–1791) als erster Deutscher, der den Versuch unternahm, eine Theorie der Landwirtschaftslehre aufzustellen, wissenschaftlich zu begründen und durch praktische Versuche abzusichern, wodurch er weit über seine engere Heimat hinaus in der Welt bekannt wurde. Denn die ersten, im 16. Jahrhundert erschienenen deutschen Schriften über den Landbau enthielten bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts eigentlich bloß Regeln römischer Schriftsteller oder Erfahrungen, denen eine wissenschaftliche Fundierung fehlte und die zudem örtlich nicht anwendbar waren.

Im „Königreich Württemberg“ wird er nur kurz erwähnt: „Hier in Neckargröningen ist geboren Balthasar Sprenger (Abt) in Adelberg.“ Das „Ludwigsburger Heimatbuch“ verrät uns schon mehr: „ . . . 1753 Diakon in Göppingen, 1759 Professor in Maulbronn, 1781 Abt in Adelberg, wo er 1791 starb. Er hat sich durch Wort und Schrift um die Förderung der Landwirtschaft große Verdienste erworben.“ Kloster Adelberg ist eine ehemalige Prämonstratenser Propstei, 1423 zur Abtei erhoben, 1535 reformiert, aber erstmals 1565 mit einem evangelischen Abt besetzt. Heute stehen nur noch die Umfassungsmauern und die Ulrichskapelle, welche den wertvollen Hochaltar von Zeitblom enthält.

Eine eingehendere Lebensbeschreibung finden wir im „Deutschen Geschlechterbuch der bürgerlichen Familien“:

„Balthasar Sprenger, Magister, Rat, Prälat und Generalsuperintendent zu Adelberg. Er war zu Neckargröningen am 11. 2. 1724 geboren und früh zum geistlichen Beruf bestimmt, studierte 1743–46 Theologie und Philosophie zu Tübingen, ebd. wurde er demnächst zum Magister promoviert und konnte seit 1749 als Repetent funktionieren. Nachdem er in den nächstfolgenden Jahren größere Studienreisen durch Deutschland, Holland, England und Frankreich ausgeführt hatte, wurde er 1753 als Diakon in Göppingen angestellt, nach vier Jahren aber schon als Professor an das Kollegium zu Maulbronn berufen und zugleich mit dem dortigen Pfarramte betraut. Hier wirkte er bis 1781; in diesem Jahr erfolgte seine Ernennung zum Prälat und Gene-

ralsuperintendenten für den Bezirk Adelberg sowie seine Charakterisierung als Herz. Württ. Rat mit Sitz und Stimme im Landtag. – Obschon er in seinem engeren Berufskreise sich als Prediger und Lehrer einer ungeteilten Anerkennung erfreuen konnte, hatte er doch während seines langjährigen Wirkens in Maulbronn noch Veranlassung genommen, sich ziemlich eingehend mit Angelegenheiten des Feld- und Weinbaues zu beschäftigen, um nach wissenschaftlichen und theoretischen Grundsätzen für diese Kulturzweige zu suchen. Auf den ausgedehnten Besitzungen des Klosters Maulbronn war ihm ohne Zweifel dazu vielfach Gelegenheit geboten, hauptsächlich aber mochte er durch die im fruchtbaren Neckartale gemachten Wahrnehmungen dazu geführt sein, durch Anregung und Belehrung förderlich auf die Hebung der Landwirtschaft seines Vaterlandes einzuwirken. Dieser Aufgabe suchte er teils durch Beobachtungen und Ermittlungen nach math.-naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten, teils durch schriftstellerische Bearbeitung der dabei erhaltenen Ergebnisse zu entsprechen, und so kam er zu einer ausgebreiteten schriftstellerischen Tätigkeit, welche sich sowohl auf sammelnde als auch auf selbständige Leistungen erstreckte. Unter diesen sind als nennenswerte hervorzuheben:

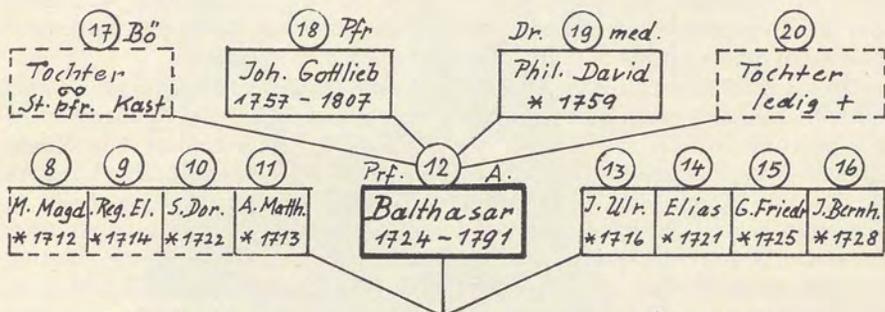
1. Vollständige Abhandlung des gesamten Weinbaues, 3 Bände, 1765
2. Vollständige Anfangsgründe des Feldbaues, 2 Bände, 1772–1778
3. Einleitung in die neuere Bienenzucht, 1773
4. Anweisung zur gründlichen und dauerhaften Verbesserung der Weine, 1775
5. Versuchs eines Handbuchs der Cameralwissenschaft, 1778
6. Ökonomische Beiträge und Bemerkungen zur Landwirtschaft, 1780
7. Geschichte eines kleinen verbesserten Landguts in Württemberg, 1792

Mit den meisten seiner Schriften drang auch sein Ruf als Förderer des Landbaues in weitere Kreise Deutschlands, während er in seiner Heimat zugleich als gründlicher Philosoph, als guter Mathematiker und als gelehrter, duldsamer Theologe geschätzt wurde. In Anerkennung seiner persönlichen Tüchtigkeit wurde er 1786 zum Mitglied des landwirtschaftlichen Ausschusses von Stuttgart ernannt und als Landschaftsassessor mehrfach in Anspruch genommen. Seinem verdienstvollen Wirken sollte jedoch ein vorzeitiges Ende bereitet werden, da er schon im 68. Lebensjahr an einer Krankheit mit akutem Verlaufe seinen Tod fand. † Adelberg 14. 9. 1791.“

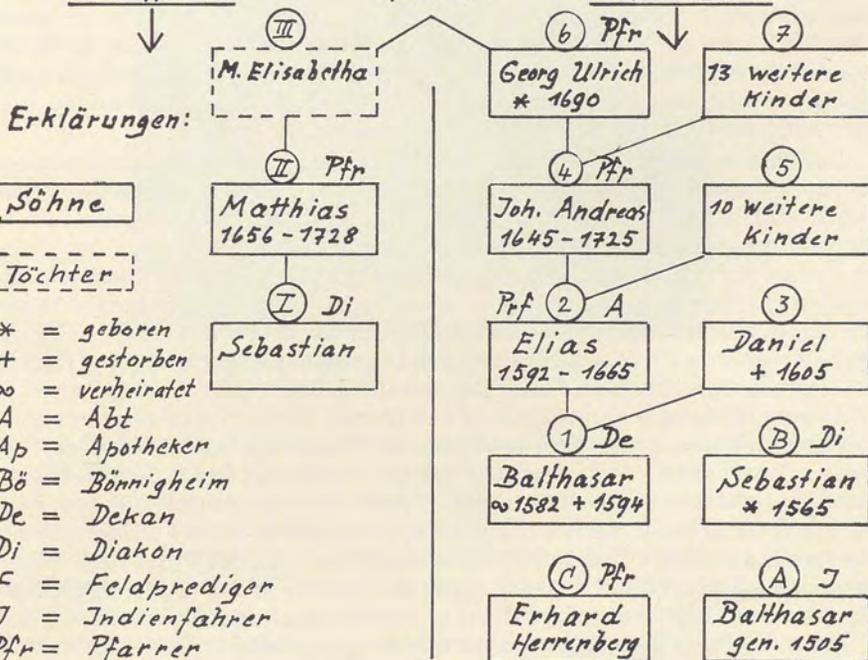
Nach dieser etwas allgemein gehaltenen Darstellung scheint es geboten, mehr ins Konkrete zu gehen, um einen Einblick in seine Gedanken und Werke zu gewinnen und auch die Beziehungen zu Neckargröningen zu verdeutlichen, wo Sprengers Vater und Schwiegervater als Pfarrer wirkten. Zunächst gibt uns ein einfacher Stammbaum über die Herkunft dieser Familie näheren Aufschluß (s. Abb. 1).

Balthasar Sprenger (Nr. 12) entstammt also zwei ausgesprochenen Theologenfamilien, ähnlich der „Blumhardt“, die ebenfalls aus Neckargröningen kommen und in vier Geschlechterfolgen lauter berühmte Missionare und Theologen hervorbrachten. – Die Dekane, vom Herzog selbst ernannt, hatten ihren Sitz gewöhnlich in der Amtsstadt. Über ihnen standen die Äbte zu Adelberg, Bebenhausen und Maulbronn sowie der Propst zu Denkendorf.

Wie Balthasar sind auch die übrigen Glieder der „Sprenger“ oder „Springer“, wie sie auch genannt werden, weit herumgekommen (nomen est omen).



Käuffelin 17∞10 Sprenger



Erklärungen:

Söhne

Töchter

- * = geboren
- + = gestorben
- ∞ = verheiratet
- A = Abt
- Ap = Apotheker
- Bö = Bönningheim
- De = Dekan
- Di = Diakon
- F = Feldprediger
- J = Indienfahrer
- Pfr = Pfarrer
- Prof = Professor
- gen. = genannt

Einfacher Stammbaum
Käuffelin - Sprenger

KR

Die Herkunft der Vorfahren weist in den Raum Österreich/Bayern, weshalb eine Verwandtschaft mit dem Indiefahrer (A) zu vermuten ist, der gleichfalls Balthasar heißt und ein ähnliches Wappen besitzt. Das der „Sprenger“ ist ein in Blau aufspringender silberner Steinbock mit goldenen Hörnern, auf dem gekrönten Helm mit blau-seidener Decke der Steinbock wachsend; das des Indiefahrers weist statt des Steinbocks einen Hund als „Springer“ auf, stellt also auch ein sog. redendes Wappen dar (s. Abb. 2).

Dieser Balthasar Springer von Fylß (A) unternahm 1505–1506 eine Fahrt nach Indien und gehört zu den Vertretern der Augsburger Handelshäuser Fugger und Welser, welche zu Beginn des 16. Jahrhunderts von König Emanuel von Portugal die Befugnis erhielten, in den neu entdeckten Ländern Afrika und Asien Handel zu treiben. Anfang 1505 wurden von ihnen in Antwerpen drei Schiffe ausgerüstet und bewaffnet. Die Reise ging über Lissabon, Kanarische Inseln, Kap der Guten Hoffnung, Kiloa. Weitere Schiffe stießen dazu, so daß es drei deutsche, drei portugiesische und drei lombardische waren. Über Mombasa, Melinde ging es nach Indien, wo vier Schiffe mit Pfeffer beladen wurden, einige mit Gewürzen. Die Rückreise war sehr schwierig. Im November 1506 kamen die Schiffe vor Lissabon an, nachdem noch schwere Krankheiten durchgemacht worden waren, die 123 Mann hinwegrafften. Es war die Fahrt der ersten Deutschen nach Portugiesisch-Indien. Heute, nach bald 500 Jahren, ist Portugal dabei, seine Kolonien wieder aufzugeben.

Der Diakon Sebastian (B) und Erhard (C), Pfarrer zu Herrenberg, gehören vermutlich auch zu den Vorfahren Balthasars (12). Der erste nachweisbare Ahn Balthasar (1) starb 1594 als Spezial (= Dekan) zu Wiesenbronn in Unterfranken und war nach der Grabinschrift seines Enkels um der evangelischen Religion willen von der österreichischen Stadt Peuerbach auf die Universität gekommen. Sein erster Sohn Daniel (3) war Sängerknabe in der Herzoglich-Württ. Hofkapelle, der andere, Elias (2) studierte auch in Tübingen, wo er zum Professor Musicus der Universität avancierte, war Diakon in Herrenberg, schließlich Generalsuperintendent (= Abt, Prälat, Propst) in Adelberg, Königsbronn, Alpirsbach und Hirsau. Er war verheiratet mit einer Tochter des berühmten Sigwart, Prof. der Theologie und Rektor der Tübinger Universität, und starb als Herzogl.-Württ. Rat am 1. 3. 1665 abends vier Uhr während des Landtags in Stuttgart. – Johann Andreas (4) war Pfarrer in verschiedenen württembergischen Gemeinden, zuletzt in Herrenberg, und hatte 14 Kinder. Eines davon ist Georg Ulrich (6), der Vater des Neckargröninger Springer (12), war Magister und Pfarrer in Berneck, Feldprediger im Regiment Rehbinder, darauf Vikar in Neckargröningen, wo er 1722 dem Pfarrer Käuffelin wegen dessen schlecht vernehmlicher Stimme und seinem hohen Alter (65 Jahre) beigegeben wurde. Hier hatte er bereits 1710 Käuffelins einzige Tochter geheiratet, wie im Neckargröninger Ehebuch zu lesen ist: „Anno 1710, den 27. Maji (wurden copulirt) Herr Magister Georg Ulrich Springer, pfarrer zu bern Egg, Herrn Mag. Johann Andreas Springers, pfarrers zu Oschelbronn, Leonberger Ampts Ehelicher Sohn vnd Maria Elisabetha, mein, deß pastoris loci eheliche Tochter. offer 1 fl. 50 x“. Die Familie Sprenger wohnte etwa 25 Jahre lang in Neckargröningen, wo dann Balthasar (12) als siebtes von neun Kindern geboren wurde. Der Eintrag im Taufbuch lautet: „Anno 1724, den 16. February (wurde) Herrn Georg Ulrich Springers,



Das Pfarrhaus in Neckargröningen

pfarr Adjunctus, vnd Maria Elisabethas Kind Balthasar“ getauft. Damals, bei der Taufe Jakob Ulrichs (13) stand noch als Vater „Feldprediger in Sawoien“. Im Visitationsprotokoll von 1724 lesen wir die interessante Notiz: „Vicarij Georg Ulrich Springer, ät (= Alter) 34, feldprediger 3, Vic. in loco 2 Jahr, hat 3 Kinder, bittet unthertänigst, daß ihm die bereits decretirte sustentationsgelder (= Unterhaltsgelder) einmahl möchten gerecht werden“. Zu allem hin, daß die Besoldung in Neckargröningen „gar gering“ war, verzögerte sich die Auszahlung derselben. So suchte man noch Nebenverdienst in der Landwirtschaft. Schon Pfarrer Käuffelin kaufte bis 1717 immer wieder kleinere Grundstücke auf und bewirtschaftete sie neben seinem Beruf und seinen ihm zustehenden Besoldungsgütern. Groß ins Geschäft jedoch stieg Balthasars Vater Georg Ulrich, als er 1724 die Hälfte des Beltzinger Hofes, den sog. Egenhof, mit rund 60 Morgen Land erwarb, wie das Kaufbuch bezeugt. „7. 9. 1724. Oben gemelden Jahr vnd dag verkaufft Michel Ege gegen hern pfarrer Georg vlrich sprenger, nämlich an dem hauß, scheuren vnd hofreidung die helffte, wie auch am garden ein morgen zwei Viertel, . . . dazu 18 ein halb morgen Eckher in Zelg humelfeld, 17 ein halb

morgen in Zelg regenthall und 20 morgen in zelg obweil, ferner anderthalb morgen wiesen. Vndt ist solcher kauff geschehen vor vnd vmb tausend Gulden bar geld.“ Dazu kaufte Sprenger von alt Michael Egens Erben noch die andere Hälfte des Hauses um 100 Gulden, so daß er nun mit seiner Familie das ganze Haus bewohnen konnte. Denn der Amtsnachfolger Käuffelins zog im Jahr 1728 im Pfarrhaus auf. Schließlich erwarb er noch sämtliche Güter dieses Hofes, so daß zuletzt ca. 118 Morgen in Sprengers Besitz waren. Er war inzwischen Kammerrat geworden, was wir aus Philipp Friedrich Hillers, des Dichterpfarrers Einträgen 1732 und 1734 entnehmen: „Gevattersleute sind Frau Elisabetha, Tit. Herrn Georg Ulrich Sprengers, Hochfürstl. Hechingischen cammerraths Haußfrau“. Er wird aber schon 1736 als „geweßener Cammerrath Bey Ihro Durchlaucht von Hohenzollern“ bezeichnet. Er hatte nämlich durch ein unüberlegtes Anlehen den größten Teil seines Vermögens verloren. So mußte das Hofgut im Jahr 1735 wieder verkauft werden und ging an eine „Regina Barbara Eisenbachin aus Stuttgart“. Sprenger konnte daher nur mit großen Opfern die Kosten der wissenschaftlichen Ausbildung seines vielversprechenden Sohnes Balthasar bestreiten.

Hier in Neckargröningen wuchsen also die vier Söhne Andreas, Ulrich, Balthasar und Georg Friedrich auf. Die schon früh gestorbenen Geschwister liegen auf dem alten Kirchhof begraben. Und hier auf dem Hofgut des Vaters wurde Balthasar (12) erstmals mit der Landwirtschaft und ihren Problemen vertraut, was für seine spätere Studien nicht ohne Einfluß geblieben sein mag. Früh kam der begabte Junge als Alumnus ins Kloster Bebenhausen und dann nach Tübingen, wo er bei der Promotion 1744 als Magister Sixt Balthasar Sprenger „Nicro-Groeningensis“ eingetragen ist. Den weiteren erfolgreichen Lebensgang kennen wir schon. Seine Gattin war eine geborene Beck von Göppingen, die ihm fünf Kinder gebar, drei Söhne und zwei Töchter. Der erste Sohn Johann Gottlieb (18) widmete sich dem geistlichen Stande und starb als Pfarrer in Bissingen/Teck. Der zweite, nach seinem Großvater Georg Ulrich benannt, starb im Alter von 7^{1/2} Jahren. Der dritte, Philipp David (19) studierte Medizin an der Karls-Akademie in Stuttgart und starb unverheiratet als praktizierender Arzt in Irkutsk. Eine Tochter starb ebenfalls ledig, die andere wurde die Gattin des Stadtpfarrers Kast in Bönigheim.

In seinem Denken und Wirken ist Balthasar Sprenger durchaus ein Kind seiner Zeit, d. h. des Rationalismus und der Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Der von John Locke begründete Empirismus, zu dem auch Voltaire eine entschiedene Neigung empfand, Rousseaus Lehre von der naturgemäßen Entfaltung und Entwicklung sowie Kants Postulat „Erkenntnisse beruhen und beziehen sich einzig und allein auf Erfahrung, auf Sinneserkenntnis“ konnten nicht ohne Einfluß auf Sprenger bleiben. Auch für ihn galt die These, daß es eine reine Vernunftkenntnis nicht gebe, vielmehr alle gültige Erkenntnis auf Erfahrung, besonders auf Beobachtung und Experiment, gegründet sein müsse. Dies durchzieht wie ein roter Faden alle seine Werke. Aufbauend auf der Naturwissenschaft wendet er die wissenschaftlichen Verfahrensweisen auch auf praktische Tätigkeiten, wie z. B. den Land- und Weinbau auf die landwirtschaftliche Erziehung an, wie wir noch sehen werden. Auch ihn beherrscht der Glaube an den Fortschritt und die Entwicklung. Er denkt an Reformen, Belehrung und Weiterbildung.

Seine wissenschaftlichen Arbeiten sind überaus interessant und anschaulich geschrieben und werden heute noch an der Universität Hohenheim studiert. Er nahm vieles vorweg, was erst in unserem Jahrhundert Wirklichkeit wurde, besonders auf dem Gebiete der Landwirtschaft, deren üble Lage er durch Wort, Schrift und Tat zu verbessern suchte und so den Weg zu einem späteren Strukturwandel frei machte, obwohl das Maschinenzeitalter längst noch nicht angebrochen war.

Zum besseren Verständnis sei hier die Lage der Landwirtschaft im 18. Jahrhundert kurz geschildert: Mit dem Zusammenschluß zu einer Dorfgemeinschaft wurde von unseren Vorfahren die Dreifelderwirtschaft und der Flurzwang mit all ihren Begleiterscheinungen eingeführt. Sie bestand in Neckargrönungen noch 1892 und wurde erst durch die Feldbereinigung ganz abgeschafft. Um jeden Bauern jedes Jahr eine etwa gleich große Ernte zu garantieren, waren die Äcker auf alle drei Zelgen verteilt, wurden aber im Laufe der Zeit mehr und mehr zerstückelt. Brache und Fruchtwechsel waren notwendig, weil man noch keinen Dünger kannte. Das Vieh war fast ganz-



Das Wappen der Sprenger

jährig auf der Weide, denn auch die Stallfütterung war noch unbekannt. Man betrieb fast reine Getreidewirtschaft, baute flürlich weder Rüben, Kartoffeln, Mais noch Klee oder sonstige Futterpflanzen an. Auf Neckargröninger Markung wurden z. B. 1772 erst ein halber Morgen mit Mais und ein Morgen mit Rüben bepflanzt. Auch die von den Waldensern eingeführte Kartoffel breitete sich nur langsam aus. Noch 1773 wird hier vermerkt: „Was aber die Erdbirnen und Säubohnen anbelangt, so sind diese Gattungen erst in neuerer Zeit und zwar anno 1771 erstmals wegen des ao. 1770 gewesenen Brod-Mangels in die Zelg gebaut worden.“ 1780 bat der Pfarrer um gnädige Zuteilung des Kleezehnten, der ihm auch gewährt wurde, „da der Zehntertrag desselben ohnedem wenig ausmache“, wie die Stiftsverwaltung bemerkt. Und 1798 empfiehlt der Oberamtmann den Schultheißen, „daß er die

dem Brachanbau noch im Wege stehenden Hindernisse aus dem Weg zu räumen suche und die Untergebenen zu Pflanzung künstlicher Futterkräuter, Vermehrung des Viehstands und zur Stallfütterung aufmuntern werde". Das dauerte noch eine geraume Zeit. Die Erträge waren gering und reichten notdürftig für den eigenen Gebrauch. Der Bauer lebte äußerst bescheiden und einfach, nur wenige hatten einen größeren Grundbesitz. Im Stalle standen im Durchschnitt eine Kuh, ein Schwein, zwei Schafe, dazu fünf Hühner und zwei bis drei Gänse. Jeder fünfte besaß einen Ochsen, Pferde waren selten. Anscheinend half man sich mit Zugtieren aus. Die Inventuren und Teilungen führen uns die wenigen Geräte und die einfache Kleidung der damaligen Bauern vor Augen. Die tägliche Kost bestand im wesentlichen aus Hafer- und Hirsebrei. Es herrschten also i. a. mehr als dürftige Verhältnisse, vor allem wenn man bedenkt, daß die Ernteerträge bei Hafer und Dinkel acht- bis neunmal geringer waren als heute und der Kartoffelanbau fehlte.

Dies alles suchte Balthasar Sprenger von Grund auf zu ändern. Wie er sich das denkt, erfahren wir aus seinen genannten Schriften. „Die vollständigen Anfangsgründe des Feldbaus“ (s. Abb. 4) trugen ihm den Titel eines herzoglichen Rats mit Sitz und Stimme im Landtag ein. Er beginnt mit einer allgemeinen, noch jetzt sehr lesenswerten Übersicht des ganzen Feldbaus und zeigt dann erst, inwiefern die Mathematik und die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft auf denselben angewendet werden können. So wird z. B. die Lehre über die Tiefe des Pflügens durch Gründe aus der Bodenkunde und Pflanzenphysiologie bewiesen. Gleich eingangs aber mahnt er: „Man muß nie so fest an alten Vorurteilen kleben, daß man glaubt, es sei keine Verbesserung mehr möglich. Man besorge und verbessere nicht nur ein Stück, sondern erhalte alles überhaupt und im ganzen in seiner Ordnung. Ein jedes Stück ist ein Rad eines Uhrwerks, worin alles zusammenpassen muß, worin nichts stillstehen darf, sondern eines das andere in Gang erhalten muß.“ Sprenger bezieht auch die Gebäude in den Verbesserungsplan ein, baute statt der alten neue und richtete sie geschickt ein. „Man stelle vor allem eigene Überlegungen an, suche sein Wissen durch Reisen in andere Länder zu erweitern und ziehe gute Bücher zu Rate, mache auch Versuche im Kleinen und bestelle das Ackerfeld, daß es weniger kostet, z. B. weniger Pferde braucht, weniger oder keine Tagelöhner, brauche leichtere Pflüge, wechsele mit den Saaten ab, führe neue Arten von Pflanzen ein, z. B. Erdbirnen, neue Arten von Korn, säe Samen von fremden Orten und Arten, baue in der Brache Rüben, Handlungskräuter usw., verbessere den Boden. Man arrondiere den Besitz (vgl. die heutige ‚Zusammenlegung‘) durch Verkauf und Aufkauf und suche die Arbeiten leichter, wohlfeiler, schneller und nützlicher zu tun, den Ertrag der Äcker zu vermehren, und von ihnen noch Nebennutzungen zu ziehen. Man schaffe den Arbeitern Wohnungen durch Bau kleiner Häuslein, damit man ihrer versichert ist. Man sehe, daß jeder das schaffe, wozu er sich am besten schickt und den ganzen Tag richtig eingesetzt werde.“ Zur Erlernung des Feldbaus bringt er viele praktische Beispiele und begründet alles eingehend. Er plädiert auch für die Abschaffung der Dreifelderwirtschaft, dafür Bebauung des Brachfeldes mit Hackfrüchten und für die Einführung der Stallfütterung. Den Nachteilen der Weidewirtschaft stellt er die Vorteile der

Vollständige
Anfangsgründe
des
Feldbaues,
oder
Einleitung in die gesamte Landwirthschaft,
nebst
den vorläufigen Kenntnissen aus der Größenlehre oder
Mathematik und der allgemeinen und besondern
Naturlehre

von

M. Balthasar Sprenger,

Professor des Herzogl. Würtemb. Collegii und Prediger zu Maulbronn,
Mitgl. der kais. Akad. der Naturforscher, Correspond. der Kön. Groß-
britannis. Gesellsch. der Wissensch. zu Göttingen, Mitgl. der deutschen
Gesellsch. daselbst, der lateinisch- und deutschen zu Jena, der
ökonomischen zu Bern und der physical. ökonomischen
zu Zürich.

Zwey Theile.



Stuttgart
bey Johann Benedict Metzler 1772.

Bebauung des Brachfeldes gegenüber und empfiehlt das Pferchen der Schafherden (s. Abb. 5).

Zur Ergänzung sei hier gleich Sprengers letztes Werk herangezogen: „Die Geschichte eines kleinen verbesserten Landguts in Württemberg“, das 1792, ein Jahr nach seinem Tode, herauskam. Dieses Landgut, das zehn Morgen Gras- und Baumgarten, dazu 24 Morgen Äcker mit magerem und leichtem Boden in drei Zelgen umfaßte, scheint er in der Gegend von Schwäb. Gmünd bei seiner Beförderung zum Prälaten in Adelberg im Jahr 1781 erworben und sich auch als praktischer Landwirt betätigt zu haben. Denn selbst in seinem hohen Kirchenamt arbeitete er unausgesetzt für sein Lieblingsfach. – Sein Nachfolger in Maulbronn wurde übrigens der 1734 in Neckargröningen geborene Sohn Philipp Friedrich Hillers. – Aus diesem Buch sollen nur einige seiner vielen Empfehlungen wiedergegeben werden: Um die Viehhaltung höher zu treiben, war reichlicherer Futterbau notwendig. Selbstverständlich ist für Sprenger eine gründliche Bearbeitung des Ackerbodens mit Ackern, Säen, Eggen und Walzen. Er legt in jeder Flur ein bis zwei Beete zu Versuchszwecken an, um festzustellen, welche Getreidearten, Garten- und Handelskräuter in dieser Gegend und auf diesem Boden besser gedeihen. Überhaupt berücksichtigt er, was gedeiht und was nicht so gut gedeiht. Wichtig ist ihm der Fruchtwechsel und auch die Mischfrucht, z. B. Klee und Frucht, wenn möglich auch Rüben und Kraut. Er sät Dinkel und mischt etwas Roggen darunter: „Obwohl der Roggen zeitigt, fällt er nicht aus, wenn man den Acker etwas später erntet. Er läßt sich im Dreschen leicht absondern, schützt bei Wetterschlag den Dinkel.“ Roggen allein baut er nur für Langstroh zum Garbenbinden. Die Erbsen sät er dick, damit das Unkraut auf dem Acker erstickt. Auch ist frühzeitig zu säen, damit die Saat vor Vögeln, besonders vor Tauben bewahrt werde und ihre Blüte nicht in die größte Hitze fällt. Die Setzlinge zu Weißkraut läßt er aus Samen von den Fildern ziehen und erhält dem Filderkraut ganz ähnliche Köpfe. Von Zeit zu Zeit wird niederländisch-flandrischer Kleesamen gekauft, da er sonst ausartet, und selbst vermehrt. Für die Aussaat des Getreides empfiehlt Sprenger schon Sämaschinen und beschreibt die Vorteile der Drillsaat.

Die Düngung geschieht mit gemahlenem ungebranntem Gips (6 Simri auf 1 Morgen) und mit Mist, der durch die Stallfütterung (Kleeäcker) anfällt: „Gips streute ich von 1765 an mit augenscheinlichem Nutzen auf Grasplätze und Kleestücke und fand, daß der Gips

1. auf nasse Plätze gestreut nicht schadet, aber nichts Nützliches erwirkt,
2. am besten bei windstillem, trockenem Wetter gestreut werde und gute Wirkung hat, wenn einige Tage darauf das Wetter trocken bleibt,
3. nicht allein düngen kann, sondern daß man alle Jahr neben Gips wenigstens die Hälfte Mistdünger geben muß, sonst versteinert der Boden, wird ausgemergelt und verdorben.“

Eigentliche Kunstdünger kannte man ja damals noch nicht. Die Gülle wird im Verhältnis 1 : 7 mit Wasser verdünnt und in großen Fässern gesammelt. Am Güllenfaß zum Ausführen empfiehlt er Verteiler beim Ausfluß. Kompostanlagen sind zu schaffen, auch soll man den Mist verrotten lassen und Asche und Müll verwenden. Für nasse Böden empfiehlt er besondere

Winterfutter. Verschont man nur 1 Jahr der gleichen Wiese mit diesem Weiden, so trägt sie im folgenden Jahr noch so viel, als eine daneben liegende im Frühling und Herbst abgeweidete Wiese.

2) Die Vortheile der gegenseitigen Einrichtung, die bey der Feldgemeinschaft und Gemeinweiden nicht sind, sind beträchtlich, und zwar erstlich in Absicht auf die Viehzucht. Man kann mehr Vieh halten, und es besser füttern, welches die Seele der landwirthschaft zur Düngung und Bearbeitung des Feldes ist. Man kann künstliche Wiesen mit Vortheil anlegen, die Koppelwirthschaft einführen; kann sein Vieh im Stall Sommers und Winters von den künstlichen Wiesen, in welche man die Brache meistens verwandelt, füttern, mithin $\frac{1}{2}$ mehr Vieh halten, mithin mehrern guten Dünger und mehrere Sicherheit vor der Viehsuche erhalten. Man kann die Gemeinweideplätze ausheilen, umbrechen und zu Wiesen machen. Man kann, nach der Weise der Engländer die Schaafe im Sommer auf den künstlichen oder natürlichen Wiesen in Horden einschließen, und so lange Tag und Nacht auf einer Stelle weiden, bis sie das Gras dort aufgezehrt, und sodann die Horden auf einen frischen Fleck weiter fortschlagen; oder man schränkt sie in der Nähe einer künstlichen Wiese auf einen engeren Platz beständig ein, bringt dort Krippen und Raußen an, trägt ihnen das vom Schäfer und einem Knecht abgemähere und von einem Jungen mit Döhsen zugeführte grüne Futter nebst den großen Mü-

ben

ben (Turneps) vor, und ernährt sie so, daß sie das beste Fleisch und die schönste Wolle liefern. Die treibt man sie aus, als etwa auf ungenügende dergleichen Wiesen, oder Klee stücker, wann man diese im spätern Herbst nicht mehr mähen kann. Zweytens äussert sich auch der Nutzen für den Ackerbau. Man kann die Brache besser benutzen, oder gar abschaffen. Man kann das Kornland besser bestellen, oft und allemal zu rechter Zeit ordentlich bearbeiten, das Stoppelfeld vor Winters, wann die abhängige Lage es nicht misrath, stürzen, den Acker dann und wann überzweck oder ins Kreuz pflügen, welches bey der Feldgemeinschaft wegen der Nachbar selten angeht, den Acker wegen des vermehrten Viehstandes und der Stallfütterung öfter und reichlicher düngen, öftere Neubrücke machen, das ist, künstlich oder natürliche Wiesen umbrechen, und zu guten Aekern machen, der Nachbar kann nicht, wie bey der Feldgemeinschaft, mit dem Zugvieh beym Pflügen und Eggen, sonderlich beym Umwenden, unserm Acker schaden, man darf nicht eine Anwohnde (ein Anweind) d. i. ein Stück lands, welches queer vor den übrigen Ackerbeeten liegt, und dazu bestimmt ist, daß beym Pflügen und Eggen jedermann darauf umwendet, zuspat um eines einzigen trägen Nachbars willen, bestellen, und auf alle andere warten; man kann nach Welken bessere und nißlichere Früchten, z. E. Gartens- und Handlungskräuter pflanzen, erhält das Gartenrecht, kann sein Feld einschließen, da die

3 2

bis

Zwei Seiten aus dem Werk über den Feldbau

Grassorten, also Wiesenlieschgras, Wiesenhaber, Honiggras, Mannagrass usw. —

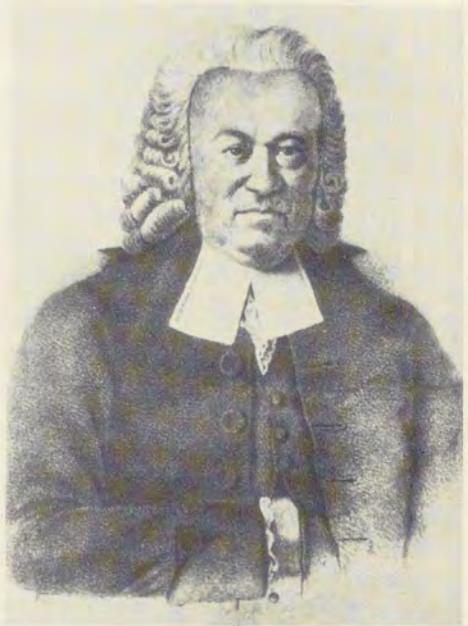
An dieser Stelle ist ein Wort über den heute wieder sehr propagierten „biologischen Landbau“ angebracht. Er verfolgt das Ziel, die Nahrungskette Boden-Pflanze-Tier-Mensch durch eine bevorzugte organische Bodenpflege und Düngung gesund zu erhalten. Nach Landwirtschaftsdirektor G. Brugger zeige jedoch die Praxis, daß es eine Landwirtschaft ohne Chemie nicht gebe und man ohne chemische Mittel zur Bekämpfung von Krankheiten und Schädlingen in Pflanzenkulturen nicht auskomme. Sie dürften eben nur in vertretbarem Maße eingesetzt werden: „Nicht die Nahrungsmittel sind es, die zu einer beängstigenden Zunahme der sog. Zivilisationskrankheiten führen, sondern der ungesunde übermäßige Verzehr und Gebrauch von überreichlich vorhandenen Nahrungs- und Genußmitteln. Das sind die wahren Ursachen für Herz-, Gefäß-, Kreislauf- und Zuckerkrankheiten.“ Und ein Seminar der Universität Hohenheim, das unlängst (1974) stattfand, stellte fest: „Beim Pflanzenbau stehen überhaupt die zu findende Kompromißlösung zwischen biologischem Landbau und standortswidriger Monokultur — die mit chemischen Mitteln überschüttet werden muß — im standortgerech-

ten Anbau zu liegen; jeder Boden braucht eine andere Düngung, eine andere Fruchtfolge und andere Maßnahmen zur Bodenverbesserung. Sicher muß der Boden auch Gewinn abwerfen, doch er ist eine lebendige Einheit, die nicht unendlich zu strapazieren ist, und von der wir noch immer sehr wenig wissen.“ Dies ist ganz im Sinne Sprengers gedacht, dem besonders die Bearbeitung des Bodens sehr wichtig ist: „Nie lasse ich, außer in äußerster Not, einen noch nassen Boden, nie einen bei rauher Luft und Winden beackern und noch weniger einsäen. Den Fehler des leichten Bodens suche ich durch Mergel zu verbessern. Diesen untersucht man vor dem Ausführen aufs Feld, ob er Ton- oder Kalkmergel sei, d. h. vorwiegend mehr Ton oder Kalk enthält, also im ersten Fall auf leichten, im andern auf schweren Boden taue.“

Um die hohen Ackerbeete in ebene zu verwandeln, läßt er sie einmal der Länge nach und später überzwerch der Breite nach und sogar über Eck pflügen und Wasserfurchen ziehen. Er benützt auch schon den Wendepflug. „Um nicht Unkraut mit dem Mist auf den Acker zu bringen, lasse ich alles Gesäme und was in der Scheuer beim Dreschen als unnütz abfällt, nicht auf den Mist werfen.“ Vom Pflügen hält er überhaupt sehr viel: „Ein Feld, das man am schärfsten und tiefsten sehr oft durchpflügt, behält allzeit die meiste Feuchtigkeit bei sich. Es ist nützlich, den Boden fleißig und so oft man kann, umzupflügen, überhaupt locker und klein zu machen, ihn noch vor Winter umzubrechen und rau und ungeeggt liegen zu lassen, auch sobald möglich im Frühling wieder umzuwenden, weil der Frost eine bessere Kraft hat, die Erdschollen klein, die Erde aber locker zu machen, und Schnee und Regen viel Gutes in sie einbringt.“ Er führt Virgil an: „Nur dasjenige Feld erfüllt die Wünsche auch eines geizigen Landmanns, das zweimal die Sonne, zweimal den Frost gefühlt hat, von dessen unermeßlichen Ernten könnten auch die Scheunen brechen.“ – Über die Getreideernte schreibt Sprenger: „Ich lasse nichts mit der Sichel mehr schneiden (Bem.: Das war damals unerhört und grenzte an Frevel!), sondern alles mit der Sense, die ein Habergestell hat, abmähen, aber nicht in Schwaden, sondern der Mann mit der Sense haut das Getreide an das noch stehende hin, von wo es dann mit der Sichel in Sammeln genommen und zum Ausdörren auf den Acker gelegt wird. Dies beschleunigt die Arbeit und vermindert die Erntekosten sehr.“

Mit meinem V i e h s t a n d halte ich es also:

- a) Ich halte zwei Pferde zu Reisen, die ich des Jahres öfters amtshalber machen muß, und vornehmlich zu dem Feldbau. Im Sommer bekommen die Pferde neben Haber Grünklee statt des Heues und befinden sich wohl dabei.
- b) Ich kaufte aus der Gegend bei Bregenz acht gute, wohl etwas teure Kühe, die neumelk sogar bei dürrerem Futter im Winter 10 württ. Maaß (= 20 Liter) guter Milch täglich, sonst aber doch 7–8 Maaß geben. Ihre Stierkälber werden alle verkauft, und nur von den allerbesten Kühen die Kuhkälber nachgezogen. Mein Rindviehstall besteht also aus acht Kühen, drei bis vier Kälbern. Höher lasse ich die Zahl nicht steigen, weil ich sie bei langen Wintern nicht füttern kann. Milchverkauf, die beste Viehnutzung, findet in meinem Weinort nicht statt und ich kann die Milch nicht in eine entfernte Stadt tragen. So macht man täglich Käse von süßer Milch, und zwar darf man jährlich 300–350 Käse, jeden zu 6 Pfund rechnen. Wenn ich meinen Hausgebrauch und Kälber, so verkauft



Balthasar Sprenger
Professor, Herzogl.
württemberg. Rat, Prälat,
Generalsuperintendent,
• 1724, † 1791
(V a = S. 333)

- oder angebunden werden, nur mäßig berechne, so ziehe ich gewiß wenigstens 450 fl. (= Gulden) aus dem Rindviehstall,
- c) Hierzu kommt noch die Schweinezucht. Sie erhalten das Abwasser vom Käse (im Käsewasser stecken nämlich noch viele Fette u. a. nährenden Teile), Kleen, die abfallenden Gewächse aus dem Garten, die Spüllicht usw. Die Aufzucht geschieht selbst. Dabei wurden die alten Schweine gemästet, verschnitten und verkauft und immer wieder junge nachgezogen.
 - d) Ich füttere alles Rindvieh im Stall. Dort habe ich zwei Dunströhren angebracht. Über die Gülle wurde schon gesprochen. Das Stroh wird erst zerkleinert und dann gestreut. Bei der Fütterung bringt der nasse, erhitze oder zu junge Klee die meiste Gefahr. Das muß verhindert werden, z. B. durch Lagern auf Gitterwerk, Mähen bei trockenem Wetter, nicht zu frühzeitigem Mähen.
 - e) Neben dem Stall ist die *Miststätte*. Sie ist unten ausgehöhlt, mit Leimen unten angefüllt und mit einem Graben umgeben, damit bei Regenwetter die Mistjauche nicht abläuft. Beim Abführen wird das noch unverfaule Stroh abgesondert und in die Mistgrube zu unterst hineingeworfen. Damit die Miste nicht den ganzen Tag der Sonne ausgesetzt ist, was sehr schädlich ist, habe ich italienische Pappeln um dieselbe setzen lassen.“

Wie es damit 1835 in Neckargröningen aussah, schildert das Protokoll des Ruggerrichts: „Da es an verschiedenen Orten der Fall ist, daß die Dungstätten

und namentlich die Mist-Jauche-Gruben in die Straßen hereingehen, was besonders in dem sog. Viehweg vor des Schuhmachers Maiers Haus zu erfahren ist, so wird der Schultheiß angewiesen, dies Mißstand nirgends zu dulden und überall darauf zu dringen, daß die Fahrbahn der Straßen rein erhalten und die Dungstätten und Jauchegruben in die Höfe und auf das Eigentum der Besitzer zurückgedrängt werden. Die beiden Dungstätten vor dem Hause des Schuhmachers Maier aber müssen von der Straße ganz entfernt werden. Die vielen unregelmäßigen und zum Theil sehr großen Gillen-Löcher sind nach und nach in ordentliche und regelmäßige Jauchegruben zu verwandeln, oder mittels Eingrabens von alten Fässern, was das Zweckmäßigste ist, ganz eingehen zu lassen.“ Bemerkt wird dazu, daß Schultheiß und Gericht dabei mit gutem Beispiel vorangehen sollten! Solche Zustände waren noch in unserem Jahrhundert anzutreffen und wurden erst beseitigt, als das Reich den Bauern Zuschüsse zum Bau von festen Dungablagen mit betonierten Jauchegruben gewährte. –

Das sind nur einige Beispiele aus Balthasar Sprengers vielen landwirtschaftlichen Schriften. Die Erlernung des Feldbaues sucht er zu untermauern durch praktische Beispiele aus der Rechenkunst, Naturlehre und Physik. Er stellt Einnahmen und Ausgaben nebeneinander, bringt das Inventar, Vorschläge, Ertrag, Preis, Maße und Gewichte, Geldsorten und Umrechnungen und schreibt zum Schluß: „Bei der bisher beschriebenen Landwirtschaft trägt mir mein Gut über Abzug aller Unkosten jährlich 500–600 fl. Es gibt mir viel Zufriedenheit, daß die Leute des Ortes anfangen, verschiedenes nachzumachen, und ich hierdurch nicht ohne Nutzen für den Staat und einzelnen Nebenmenschen unter ihnen gewohnt, unter ihnen, denen mein ganzes Herz alles Wohlergehen wünschet.“

Balthasar Sprenger war nicht nur einer der bedeutendsten deutschen Schriftsteller auf dem Gebiet des Ackerbaus, sondern auch der Weinbaukunde. Die meiste Zeit seines Lebens wirkte er als hochgeschätzter Lehrer und Prediger an der Klosterschule in Maulbronn, wo er einen größeren Weinberg besaß, viele praktische Versuche zur Verbesserung des Weinbaus anstellte und neue Methoden erprobte. Dann schrieb er das große dreibändige Werk „Die vollständige Abhandlung des gesamten Weinbaus“. Weinbau, Weinbereitung, Weinbehandlung, die Nebenprodukte usw. werden ebenso gründlich dargetan – wobei auch die Erfahrungen der Römer als Lehrmeister der Deutschen im Weinbau mit eingeflochten werden – als auch die Bedingungen für ein gutes Wachstum wie Nahrung, Feuchtigkeit, Wärme, Bodenarten, Lagen und Klimate usw. Er hat dabei nichts übersehen, was einen Einfluß auf das Gedeihen des Weinstocks haben kann. Wenn heute auch manches überholt ist, so besitzen diese Darlegungen durch die große Summe von Erfahrungen und Beobachtungen, die sie enthalten, einen bleibenden Wert. Dem dritten Band gab er den besonderen Titel: „Praxis des Weinbaus, besonders an Neckar, Rems, Enz, aus Gründen hergeleitet und mit praktischen Anmerkungen erläutert.“ Einer kurzen Naturgeschichte des Weinstocks folgt eine Beschreibung der in Württemberg gebauten Rebsorten und ein Nachweis der Hauptmittel des Baues wie Dünger, Arbeiten, Werkzeuge, Anlage und Wartung usw. Alles ist nach eigener Erfahrung beschrieben, begründet und bewertet. –

Neben einer „Einleitung in die neuere Bienenzucht“ und einem Handbuch



Kloster Adelberg – Ulrichskapelle

der Kameralwissenschaft gab Sprenger zwanzig Jahre hindurch auch einen Landwirtschaftskalender heraus, von dem er sagt: „Die Absicht dieser Blätter ist, dem Landmann, besonders dem schwäbischen, wohlfeil, kurz und faßlich Kenntnisse mitzuteilen, die ihm nützlich, bewährt und richtig, und von den verdientesten Schriftstellern hin und wieder bekannt gemacht werden.“ Dieser Kalender war ganz auf die Bedürfnisse des Bauern eingestellt: Witterung, Wettervorhersage, Gesundheitsregeln nebst Angabe bewährter Hausmittel, Wissenswertes über Viehzucht und Tierheilkunde, Pflanzenbau und Landhaushaltungen, überhaupt Belehrung des Bauern über sämtliche land- und hauswirtschaftlichen Fragen.

Außer seinen Neuerungen und Verbesserungen fordert Sprenger noch die Einrichtung von Ackerbauschulen, Akademien, Landwirtschaftsschulen,

Abendschulen (sog. Industrieschulen), entsprechende Lehrbücher und eine Abschlußprüfung. In Neckargröningen wurde erst 1875 die sog. „Winterabendschule“ für die schulentlassenen Söhne eingerichtet, aus der 1908 die Allgemeine Fortbildungsschule mit jährlich 80 Stunden Schul- und zehn Stunden Religionsunterricht für beide Geschlechter hervorging! Heute werden die Entlaßschüler den Berufsschulen übergeben, soweit sie nicht eine weiterführende Schule besuchen.

So war also Balthasar Sprenger seiner Zeit weit voraus, ein früher Schrittmacher des Strukturwandels in der Landwirtschaft, der die Arbeit des Bauern wesentlich veränderte, an Stelle der Weidewirtschaft die Stallfütterung auch im Sommer einführte, das vorher leere Brachfeld mit Futterkräutern und Kartoffeln bebaute und überall an Stelle der alten Gewohnheiten einem rationelleren und intensiveren Betrieb zustrebte, der durch das Maschinenzeitalter seine Krönung in der heutigen Modernisierung der Landwirtschaft erhielt (s. Ludwigsburger Geschichtsblätter 23/1971, S. 155–169).

Eine Würdigung seiner Persönlichkeit bildet die Inschrift seines Grabdenkmals aus schwarzem Marmor im Chor der Klosterkapelle von Adelberg (Abb. 7):

„Dem Andenken des weit hochwürdigen Herrn Magisters Balthasar Sprenger, Rath, Prälat und Generalsuperintendent zu Adelberg, des landschaftlichen Ausschusses Assessor, geboren den 11. Februar 1724, gestorben den 12. September 1791, gleich verdient um sein Vaterland als Seelsorger, als Lehrer der Jugend, als Vorsteher der Kirche, als Landstand u. als Bürger, der Acker- u. Weinbau durch Schriften u. durch Beispiel lehrte. Gründlich war seine Gelehrsamkeit, mannigfaltig seine Kenntnisse, aber sein größter Wert war sein Herz. Schnell kam sein Tod, doch ihm nicht unerwartet, auch nicht zu früh für ihn, denn sein Geist war längst zur Ewigkeit reif, aber zu früh für die Welt, für sein Vaterland, für die württembergische Kirche, ach! viel zu früh für seine Gattin, Kinder und Freunde, in deren Herzen er eine unauslöschliche Sehnsucht zurückgelassen hat.“

Literatur und Quellen:

- Das Königreich Württemberg, K. Stat. Top. Büro. Stuttgart 1863.
Deutsches Geschlechterbuch, genealogisches Handbuch bürgerlicher Familien, Band 120. Stuttgart 1955.
Paret, Oscar: Ludwigsburg und das Land um den Asperg. Ludwigsburg 1934.
Binder, M. Chr.: Wirtembergs Kirchen- und Lehramter. Tübingen 1798.
Schulze, Fr.: Balthasar Springers Indienfahrt. Straßburg 1902.
Sprenger, B.: Die Geschichte eines kleinen verbesserten Landguts in Württemberg. Stuttgart 1792 (urspr. im Allg. Intelligenzblatt, Jahrgang 1790).
Sprenger, B.: Vollständige Anfangsgründe des Feldbaues, 2 Bände. Stuttgart 1772.
Sprenger, B.: Vollständige Abhandlung des gesamten Weinbaues, 3 Bände. Stuttgart 1765/78.
Stoll, Joh. Nic.: „Sammlung aller Magister-Promotionen von 1477–1755.“ Stuttgart 1756.
Widenmann, Dr. W. Prof.: Darstellung der Verdienste des württ. Prälaten Dr. B. Sprenger. Tübingen 1830.
- Archivalien:
Tauf-, Ehe- und Totenbuch 1581–1767,
Kaufbuch 1724 ff., Steuer- und Güterbuch 1702 ff.,
Kirchenvisitationsberichte, Synodus-Protokolle etc.

David Friedrich Strauß - zum 100. Todestag

Festvortrag, gehalten am 8. Februar 1974 im Kulturzentrum Ludwigsburg
Von Professor D. Dr. Ernst Benz

Es ist mir als Historiker die dankenswerte Aufgabe zuteil geworden, einen großen Geist zu seinem 100. Todestag zu beschwören: David Friedrich Strauß. Wenn die Größe eines Geistes danach bemessen wird, wie sich seine Leistung in dem Jahrhundert nach seinem Tode durchgesetzt hat, so muß man sagen: die geistige Leistung dieses Mannes, der zu seinen Lebzeiten aufs heftigste verfolgt wurde, hat das ganze Jahrhundert nach ihm aufs stärkste erfüllt. Was sich in der Geschichte der Theologie seit dem „Leben Jesu“ von Strauß abgespielt hat, ist bis zum heutigen Tag eine Weiterführung seiner Methoden der Kritik des Neuen Testaments und des christlichen Dogmas, die heute unter dem Schlagwort der Entmythologisierung die ganze Theologie beherrscht. Der Grundgedanke dieser Kritik war: man muß an den heiligen Überlieferungen des Christentums, vor allem an der Gestalt Jesu, zwischen dem historischen Kern und seiner mythischen Auslegung unterscheiden, mit der seine Anhänger diese Gestalt umkleideten. Diese mythologische Auslegung als Messias, als Gottessohn, als Menschensohn, gilt Strauß als die große Verfälschung, die in einem wissenschaftlichen Zeitalter einer gebildeten Öffentlichkeit nicht mehr zumutbar ist.

Man kann sagen: in Strauß hat sich die entscheidende geistesgeschichtliche Wende vollzogen, die für die gesamte Epoche des frühen 19. Jahrhunderts charakteristisch ist. Strauß stellt den Übergang der ersten Aufklärung eines Reimarus, eines Semler, eines Karl Friedrich Barth in die zweite Aufklärung dar, die mit ihm beginnt. War die erste Aufklärung noch eine fast esoterische Bewegung in einem verhältnismäßig kleinen Kreis von Gelehrten und Schriftstellern, so ist die zweite Aufklärung eine Massenbewegung geworden, die alle Stände erfaßte. Strauß popularisiert die Lehren der ersten Aufklärung und trägt sie in die gebildete Öffentlichkeit hinein. Die erste Auflage seines „Leben Jesu“ ist noch für Theologen, d. h. für einen Stand von Fachleuten geschrieben, bei denen er voraussetzt, daß sie Ergebnisse seiner Bibel- und Dogmenkritik mit einer gewissen Anpassung an die herrschende Meinung der Kirche in die Gemeinden hineintragen würden. Die letzte Auflage des „Leben Jesu“ ist „für das Deutsche Volk“ geschrieben und hat die Tendenz, den Inhalt seines Buches ohne Rücksicht auf die herrschende kirchliche Meinung, ja in offener Polemik gegen sie, zum Gemeinbesitz der Überzeugungen der Gebildeten zu machen. Hatte er zunächst noch mit seiner Kritik eine Reform des alten Glaubens beabsichtigt, die er auf seinem theologischen Lehrstuhl vertreten konnte, so setzt er am Ende dieser Entwicklung seiner Kritik des Christentums in seinem Werk: „Der alte und der neue

Glaube“ einen neuen Glauben entgegen, der mit dem Christentum nichts mehr zu tun haben will, da wir seiner Formulierung nach „nicht mehr Christen sein können“, einen Glauben, der auf den Erkenntnissen der modernen Natur- und Geschichtswissenschaft aufgebaut ist. Seine Wirkung blieb demgemäß nicht auf Deutschland und die deutschsprachigen Länder wie die Schweiz beschränkt, sondern hat auf die ganze Welt, auf Skandinavien, auf England, auf Frankreich, auf Nordamerika, auf Rußland ausgestrahlt. Seine theologischen Werke, die verschiedenen Fassungen seines „Leben Jesu“, seine „Christliche Glaubenslehre“, seine Kampfschrift „Der alte und der neue Glaube“, die rasch in viele europäische Sprachen übersetzt wurden, haben Strauß zu einer europäischen Figur, ja zu einer Gestalt von globaler Ausstrahlung gemacht.

Die Größe einer Leistung ist an der Größe des Opfers zu bemessen, das für sie gebracht wurde. Auch hier trägt sein Opfer das Zeichen echter Größe. Er hat für sein Werk alles geopfert, sein persönliches Glück, seinen Beruf, die Gemeinschaft, in der er aufgewachsen ist, die geruhsame Existenz, und hat dafür das unstete Leben eines Kämpfers für eine Idee mit allen Beschwerlichkeiten, mit ewigem Wohnungswechsel, mit allen Misereen finanzieller Ungesicherheit, mit allem Verzicht auf ein geruhames Familienleben und auf ein Zusammensein mit seinen Kindern eingetauscht.

Die Größe eines Opfers aber ist an der Größe der Liebe bemessen, die einen Menschen zu diesem Opfer veranlaßt. Auch diese Liebe trägt bei Strauß das Zeichen der Größe. Es war die unbezwingliche Liebe zur Wahrheit, die ihn antrieb, mit der Schärfe seiner Kritik jahrtausendalte Traditionen anzugehen und, was noch schwieriger ist, sich in den Kampf mit den mächtigen Institutionen einzulassen, die Träger dieser Tradition sind, mit der Kirche und der konservativen Gesellschaft, die ihre Lebensformen auf dem traditionellen Kirchentum begründete. In seinem Streben nach wissenschaftlicher Erhellung der herkömmlichen Glaubensüberlieferung war ein leidenschaftlicher Zug. Aber auch diese Leidenschaft fand ihr Maß und ihre Zucht in dem Streben nach Wahrheit und hat sich nie in einer wüsten Polemik vertan, obwohl er Grund genug dazu gehabt hätte.

Der innerste Kern einer Liebe aber ist die Größe des Gemüts. Diese hat bei Strauß sich besonders auffällig darin geäußert, daß er durch alle Krisen hindurch die Freundschaft zu den ihm geistig verbundenen Genossen seiner Jugend bewahrt hat. Die drei Ludwigsburger

Justinus Kerner

Friedrich Theodor Vischer

David Friedrich Strauß

haben sich ihr Leben lang ihre gegenseitige Freundschaft bewahrt, obwohl es in ihren verschiedenen Lebenswegen Konflikte und Differenzen genug gab, die sie hätten auseinanderreißen können. Strauß, der einsamste und angefochtenste von allen, hat sein ganzes Gemütsleben in die Briefwechsel mit seinen Freunden, vor allem mit Vischer, und in die Begegnungen mit ihnen hineingelegt, die immer wieder für ihn die Pausen seiner geistigen und seelischen Erholung waren.

Ich will nun nicht, was Sie vielleicht erwarten, einen Vortrag über die Theologie von David Friedrich Strauß halten, sondern möchte wirklich, was ich für die besondere Aufgabe des Historikers halte, seinen Geist beschwören und die Begründung seines großen Werkes in seiner Persönlichkeit und in den Schicksalen seines Lebens aufhellen. Hier stellt sich vor allem eine Frage, die von der heutigen geistesgeschichtlichen Situation aus besonders aktuell ist: Strauß stammte aus einem spezifisch schwäbischen geistigen Milieu: er hat in seiner geistigen Entwicklung den schwäbischen Humanismus in seinen besten Traditionen durchlaufen, er ist im geistigen Klima der Mystik Jakob Böhmes, der Theosophie Friedrich Christoph Otingers, der Religionsphilosophie Schellings und Franz von Baaders aufgewachsen; er entstammt einem Bürgerhaus, in dem der stark durch den Pietismus geprägte Geist christlicher Sitte herrschte: was hat ihn eigentlich auf den Weg geführt, alle diese prägsamen Geistes-traditionen hinter sich zu lassen und zu einer Kritik des Christentums vorzustoßen, die letzthin darauf hinauslief, das ganze ehrwürdige Gebäude des Christentums bis auf die Grundmauern abzutragen?

Man ist versucht, hier zunächst einmal biographische Gründe anzuführen. In seiner geistigen Entwicklung innerhalb der Familie hat er sich immer stärker von dem orthodox gläubigen, versponnenen Vater distanziert und sich immer mehr der nüchternen, aller Schwärmerei abholden, zur Ironie neigenden Mutter zugewandt. (Strauß an Vischer, Stuttgart, 16. Mai 1838, Bd. I S. 58/9) „Der Vater, der bei mehr Hitze als wirklicher Kraft nie seiner selbst mächtig geworden, fand für die vielen Begehungs- und Unterlassungs-sünden, in der er sich immer wieder verwickelt sah, den Trost von jeher in streng protestantischem Rechtfertigungsglauben, welchen er sich, . . . zu ziemlich detailliertem Glaubensbekenntnis, mit einer, seinem eigenen Temperament gemäß, sehr düsteren Färbung ausbildete . . .“

„Die Mutter, bei vollständiger innerer Harmonie und gewissenhafter, streng-geordneter Tätigkeit nach außen, verhielt sich gegen jenes ‚Geschlepp‘ von Glaubensartikeln, womit der Vater sich umhänge, immer ironisch, und war gewiß, durch Pflichterfüllung und Glauben an das Wesentlichste die Seligkeit sich weit sicherer zu verdienen. Daß Gott einen Sohn habe, glaubt sie nicht und hält Jesum ganz rationalistisch bloß für einen von Gott besonders ausgerüsteten Menschen; das Frühste dieser Art, dessen ich mich erinnere, war, daß sie einmal sagte, an einen Weltuntergang habe sie nie glauben können, sie könne sich nicht vorstellen, wie Gott diese schöne Welt verderben möge – sie hat nämlich großen, fast sentimentalen Sinn für Naturschönheit.“

Noch entscheidender aber als diese biographischen Gründe sind die Schritte zum Rationalismus hin, die sich in seiner philosophischen Entwicklung abzeichnen. Es war im Grunde ein einseitig interpretierter Hegel, der ihn auf den Weg einer rationalistischen Kritik der Evangelien und kirchlichen Überlieferung führte. Hegels Anschauung vom absoluten Geist bzw. vom Weltgeist ist ursprünglich mit einem durchaus theologischen Gehalt erfüllt. Sie umfaßt in sich noch die charismatische Dynamik, die innerhalb der christlichen Trinitätslehre der Person des Heiligen Geistes zugeschrieben ist.

Die rationalistische Interpretation Hegels setzt Strauß bezeichnenderweise genau an dem Punkt an, an dem Hegel selbst in seiner Religionsphilosophie von einer Theologie des Heiligen Geistes zu einem abstrakten Geistverständnis abgeleitet. Strauß hat gerade diese entscheidende Wendung herausgegriffen, um seine Wunderkritik durch die Autorität Hegels zu legitimieren. (Christliche Glaubenslehre § 17 S. 251): „In gleichem Sinne nennt Hegel die Wunder eine geistlose Weise der Beglaubigung. Das Geistige als solches – bemerkt er – kann nicht direct durch das Ungeistige, Sinnliche beglaubigt werden; denn das Geistige ist höher als das Außerliche und kann nur durch sich und an sich selbst sich bewähren: der Beweis, der der Begriff der Sache ist, bedarf keiner äußeren Beglaubigung.“

Strauß stellt die Übergangsstufe des Hegelianismus auf dem Weg zu seinem abschließenden Umkippen in den dialektischen Materialismus von Karl Marx dar. Er bestätigt, daß im Hegelianismus nach Eliminierung der in ihm verborgenen christlichen Reste ein Links-Drall wirkte, der dazu neigte, in eine rein anthropologische Deutung der Religion umzuschlagen. Strauß stellt den Umschlag des Hegelianismus in die theologische Revolution dar, wie Marx den Umschlag des Hegelianismus in die soziale Revolution darstellt.

Am allerdeutlichsten jedoch tritt die entscheidende Wendung seines Denkens und seiner Frömmigkeit, der Bruch mit der Mystik und mit der aus der Mystik hervorgegangenen spekulativen Theologie und Naturbetrachtung an seinem Verhältnis zu Justinus Kerner hervor. Justinus Kerner lebte nicht nur im Gemüts- und Denk-Kreis der schwäbischen Mystik und Theosophie, sondern legte auch seinem Beruf als Arzt ein Bild und Verständnis des Menschen zugrunde, das ganz durch diese mystische Tradition geprägt war. Zu dieser gehörte auch als damals modernstes Element der Mesmerismus, die von Franz Anton Mesmer entwickelte Lehre vom animalischen Magnetismus. Der Mesmerismus hatte sich in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts in der Richtung entwickelt, vor allem die im Bereich des Somnambulismus hervortretenden parapsychischen Fähigkeiten der menschlichen Seele zu studieren. Das Auftreten von Visionen, Prophezeiungen, von Auditionen wurde schon damals häufig in einem spiritistischen Sinn als Bekundung eines Verkehrs mit der Geisterwelt interpretiert.

Kerner selbst hat sich viele Jahre mit dem Studium dieser Phänomene beschäftigt und hat sie dadurch zum Hauptthema der theologischen und naturwissenschaftlichen Diskussion gemacht, daß er eine Somnambule, Frau Haufe, die „Seherin von Prevorst“, in sein Haus in Weinsberg aufnahm. Er war aufs tiefste davon überzeugt, daß die transzendente Welt ständig mit ihren Kräften und Gestalten in unsere irdische Welt hineinwirkt. Seine Beobachtungen wurden deshalb allgemein von den frommen Kreisen seiner Zeit apologetisch als Beweise für die Existenz einer Überwelt und deren Hereinwirken in unsere irdische Welt genutzt.

David Friedrich Strauß war von den Bemühungen seines Freundes und Studiengenossen Kerner aufs tiefste beeindruckt.

Kerner selbst hat ihm nicht nur die „Seherin von Prevorst“ in ihren verschiedenen Zuständen während des magnetischen Schlafes vorgeführt, sondern hat auch versucht, ihn selber an diesen Zuständen teilnehmen zu lassen. Überwältigt von der Erinnerung schreibt er (Bd. I. S. 130): „Es waren

schöne, poetische, reiche Tage, die ich damals in Weinsperg lebte; Das Wunder war jetzt nicht mehr etwas Fernes, das wir suchten, sondern zur lebendigen Gegenwart geworden; es war uns nicht mehr etwas Einzelnes, Ungewöhnliches, e s w a r d a s Element in dem wir uns bewegten."

Der Durchbruch einer rationalistischen Kritik dieser Phänomene hat ihn dann aber dazu geführt, all die Erfahrungen, die die „Seherin von Prevorst“ selbst, die auch ihr Betreuer, Justinus Kerner, als Begegnungen mit einer



David Friedrich Strauß 1837

transzendenten Welt verstand, rein psychopathologisch als Halluzinationen eines erkrankten Nervensystems zu interpretieren. Er schreibt darüber (Kleine Schriften I S. 148): „Als willkommenen Organe bemächtigt sich dieser Trieb solcher Personen, deren krankes Nervensystem und aufgeregte Einbildungskraft Scheinbilder erzeugt, welche sich eignen, mit ihnen den leeren Raum der übersinnlichen Welt zu bevölkern, und so jenem Sehnen, jener Flucht des Gemüths aus dem Diesseits, eine Widerlage, einen bestimmten Gegenstand zu geben.“

Das „leere Jenseits“, das mit Bildern der „sehnsüchtigen Phantasie“ erfüllt wird – das ist schon der Religionsphilosophie von Karl Marx mit ihrer Auffassung vom opiatistischen, rein ideologischen Charakter der religiösen Vorstellungswelt sehr nahe.

Erstaunlicherweise hat die kritische Hinwendung von der religiösen zu einer rein rationalistischen Deutung dieser Phänomene die Freundschaft der beiden nicht zerstört. Kerner fuhr in liebenswürdiger Hartnäckigkeit fort, Strauß für seine theosophische Interpretation der somnambulen Phänomene zu gewinnen. Strauß hat seinem Freund Vischer einen wörtlichen Auszug aus einem solchen Gespräch im Jahr 1838 vermittelt. „Stuttgart, 19. Januar 1839. Geh.-Rat Kerner zu mir: Haben Sie die ‚Wahrnehmungen einer Seherin‘ von Mayer immer noch nicht gelesen? Die sollten Sie eben lesen und einen Kommentar dazu schreiben; es ist manches dunkel drin. Und Sie könnten’s noch ganz gut in Ihr System aufnehmen.

Ich: Ja, ich will’s ein mal lesen.

Geh.-Rat (ganz als Justinus aus dem Speckhals heraus schreiend): Net amol! jetzt glei, heut no!“

Anmerkung 82 des Herausgebers: „Was Kerner verlangt, ist schriftdeutsch ausgedrückt: nicht irgendeinmal, sondern sogleich, heute noch!“

Der tiefste Grund seiner Kritik am Christentum, ja an der Religion überhaupt ist, daß bei Strauß der Glaube an eine religiöse Offenbarung durch den Glauben an die Naturwissenschaft abgelöst ist. Die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse seiner Zeit werden für ihn zu den Dogmen der neuen Zeit. Darwin und Häckel sind für ihn die Propheten des gegenwärtigen und des kommenden Jahrhunderts. Die Naturforschung hat seiner Auffassung nach, wie er in seiner Glaubenslehre II. S. 624 f. schreibt, die positive Aufgabe, in der zeitgenössischen Wissenschaft das neue Weltverständnis zu begründen, während der Theologie als Wissenschaft nur noch die destruktive Aufgabe zufällt, das alte Glaubensgebäude, das in das moderne wissenschaftliche Weltbild nicht mehr hineinpaßt, abzutragen. (II. S. 624/5): „Die Theologie ist nur insofern noch produktiv, als sie destruktiv ist. Ihr Beruf in jetziger Zeit besteht darin, . . . ein Gebäude, das in den Bauplan der neuen Welt nicht mehr paßt, in der Art abzutragen, daß es den Bewohnern nicht geradezu über den Kopf geworfen, sondern ihr allmählicher Auszug theils abgewartet, theils aber doch beschleunigt werde.“

In Lamarque und vor allem in Darwin findet er die längst erhoffte naturwissenschaftliche Bestätigung der Wunderkritik, wie sie die Philosophen und die kritischen Theologen der Aufklärung ausgesprochen hatten. In einer fast hymnischen Sprache schreibt er (Ziegler II. S. 692): „Wir Philosophen und kritischen Theologen haben gut reden gehabt, wenn wir das Wunder in Abgang dekretierten; unser Machtspruch verhalte ohne Wirkung, weil wir es nicht entbehrlich zu machen, keine Naturkraft nachzuweisen wußten, die es an den Stellen, wo es bisher am meisten für unerläßlich galt, ersetzen konnte. Darwin hat diese Naturkraft, dieses Naturverfahren nachgewiesen, er hat die Tür geöffnet, durch welche eine glücklichere Nachwelt das Wunder auf Nimmerwiederkehr hinauswerfen wird. Jeder, der weiß, was am Wunder hängt, wird ihn dafür als einen der größten Wohltäter des menschlichen Geschlechts preisen.“

Seinem Lobpreis der Philosophie des Fortschritts und der Evolution entspricht bei Strauß eine fast schwärmerische Begeisterung für die Technik. Für uns als Zeitgenossen einer Epoche, die die rasch aufeinanderfolgenden Phasen des technischen Fortschritts auf dem Gebiet des Flugwesens, der Raumfahrt, der Nachrichtentechnik, der Elektronik, der Atombomben erlebt hat, ist es fast rührend zu sehen, welche kühnen Geistesschwung die Dampflokomotive und die Einführung der Eisenbahn seinerzeit hervorrief. Strauß ist ein Enthusiast der Eisenbahn. Sie kehrt als Anschauungsbild der menschlichen Leistung und des kulturellen Aufschwungs immer wieder. Der „neue Glaube“, den Strauß dem „alten Glauben“ der christlichen Kirchen entgegengesetzt, ist der Glaube an die Technik. Das Wort aus der Schöpfungsgeschichte, das zu den Menschen gesprochen ist: „Machet euch die Erde untertan“, ist für ihn die Grundlage seiner Philosophie der Technik (Strauß: Der alte und der neue Glaube, S. 69): „Der Mensch kann und soll die Natur nicht bloß erkennen, sondern auch beherrschen . . . Hier findet ebenfalls wieder ein höchst bedeutendes und reiches Gebiet der menschlichen Tätigkeit die Stelle und die Weihe, die ihm das Christentum versagte. Nicht bloß der Erfinder der Buchdruckerkunst . . . , sondern auch die Männer, die den Dampfwagen auf Eisenschienen, den Gedanken und das Wort an Metalldrähten dahinfliegen lehrten – Teufelswerke nach der ganz folgerichtigen Ansicht unserer Frommen – sind auf unserem Standpunkte Mitarbeiter am Reich Gottes.“

Die Dampflokomotive ist ein ständig wiederkehrendes Denkmodell für seine theologischen Erkenntnisse. Sie dient in seiner christlichen Glaubenslehre dazu, die Auflösung des christlichen Wunderbegriffs zu demonstrieren. (Die christliche Glaubenslehre Apologetik § 17. Auflösung des Wunderbegriffs S. 248 f.): „Wie? wenn man einem vor hundert Jahren gesagt hätte, daß einmal auf Strömen und Meeren Schiffe ohne Ruder und Segel, auf den Landstraßen schwere Wagen ohne Ochsen und Pferde, und beide überdies schneller und sicherer, durch die bloße Kraft des Dampfes dahinfahren werden: würde er es nach den Grundsätzen dieser ungläubigen Kritik, nicht für eine reine Unmöglichkeit erklärt haben und haben erklären müssen? und doch ist es jetzt vor unseren Augen wirklich geworden . . .“

Selbst in der Politik ist ihm die Eisenbahn das große Leitbild. Anlässlich des Zögerns der süddeutschen Staaten, der Reichsgründung nach dem Sieg über Frankreich in Versailles der Reichsgründung zuzustimmen, ruft er ungeduldig drängend: (Ziegler: Strauß II. S. 665) „Einsteigen! Einsteigen! ruft's, wenn der Zug der Eisenbahn im Abfahren begriffen ist und einzelne Passagiere auf dem Perron noch zögernd und wählerisch hin- und hertrippeln. Nur eingetreten, eingetreten in den deutschen Staat! so ruft jetzt die Geschichte; der Augenblick ist da . . . Nur jetzt nicht lange gemarktet, nicht viele Bedingungen gemacht; daß wir uns alle, alle einigen, ist die Hauptsache, das weitere, soweit es gut ist, wird sich finden. Und wenn Zureden nicht hilft, so können wir auch drohen.“

Die Bezeichnung des Erfinders des Dampfrosses und des Telefons als Mitarbeiter am Reich Gottes zeigt, daß hier nicht einfach ein trockener Rationalismus am Werke ist, sondern daß hier die alte christliche Reich-Gottes-Erwartung in die moderne Fortschritts- und Entwicklungsidee umgewandelt

ist, oder, wie man heute auf Fach-Chinesisch sagt, daß die vertikale Eschatologie in die horizontale Eschatologie umgeschlagen ist. Die Zukunftserwartung hat sich vom Himmelreich auf die Erde verlagert, auf der die Menschen nicht nur als Mitarbeiter, sondern als Mitplaner Gottes berufen sind, die vollkommene Gesellschaft zu errichten.

Sogar die darwinistische Deszendenztheorie, die den Menschen vom Rang des nach dem Bilde Gottes geschaffenen Wesens einziger Art zu einem Nachfahren des Affen zu degradieren schien, hat diesen futurologischen Schwung des Fortschrittsgedankens in sich aufgenommen. Die Idee des *Übermenschen* ist eine unmittelbare Folgerung aus der auf die gegenwärtige Gestalt des Menschen angewandten Entwicklungslehre. David Friedrich Strauß hat in unübertrefflicher Bildhaftigkeit diesen Aspekt dargelegt: „Da stünden wir also bei der berüchtigten Abstammung des Menschen vom Affen, dem *saue qui peut* nicht nur der rechtgläubigen und der zartfühlenden Welt, sondern auch manches sonst leidlich vorurtheilsfreien Mannes. Wer diese Lehre nicht gottlos findet, der findet sie doch geschmacklos; wer nicht gegen die Würde der Offenbarung, der sieht wenigstens ein Attentat gegen die Menschenwürde darin.“

„Wir lassen einem jeden seinen Geschmack; wir wissen, es gibt Leute genug, denen ein durch Liederlichkeit heruntergekommener Graf oder Baron immer noch schätzbarer ist als ein Bürgerlicher, der sich durch Talent und Thätigkeit emporgebracht hat.“

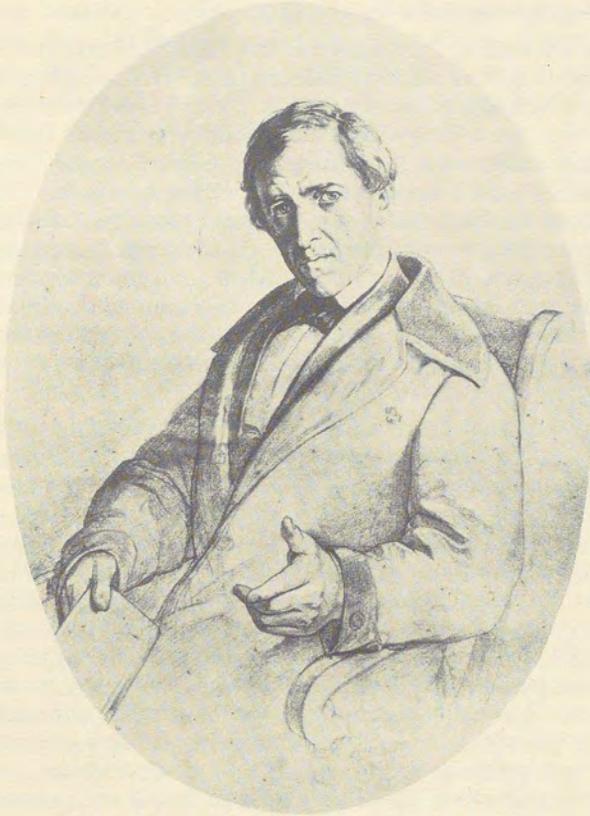
„Unser Geschmack ist der umgekehrte, und so sind wir auch der Meinung, daß die Menschheit weit mehr Ursache habe, sich zu rühmen, wenn sie sich von elenden thierischen Anfängen durch die fortgesetzte Arbeit einer unzählbaren Geschlechterreihe allmählich zu ihrem jetzigen Standpunkt emporgearbeitet hat, als wenn sie von einem Paare abstammt, das, nach Gottes Ebenbild geschaffen, später aus dem Paradies geworfen, und immer noch lange nicht wieder auf der Stufe angekommen ist, von der es am Anfang herabgesunken war. Wie nichts den Muth so tief darniederschlägt als die Gewißheit, ein verscherztes Gut doch nie ganz wiedergewinnen zu können, so hebt denselben nichts mehr, als eine Bahn vor sich zu haben, von der gar nicht abzusehen ist, wie weit und hoch sie uns noch führen wird.“ (Der alte und der neue Glaube T. III c 62 Vollaussgabe S. 56.) Eine Zeitgenosse in Basel schrieb damals Ähnliches, nur daß er sich in einen Prophetenmantel hüllte und solche Verheißungen mit den Worten einleitete: „Also sprach Zarathustra.“

Das sind eindeutige Andeutungen der revolutionären Ideen von Strauß. Kulturpolitisch bietet sich da ein höchst seltsamer Aspekt: die Welt ist im 19. Jahrhundert durch vier deutsche Privatdozenten aus den Angeln gehoben worden, denen die Erreichung ihres Berufszieles, eine ordentliche Professur an einer ordentlichen deutschen Universität, vorenthalten wurde: ein gewisser Ludwig Feuerbach, ein gewisser Karl Marx, ein gewisser Bruno Bauer und ein gewisser David Friedrich Strauß. Man ist versucht, die Logik umzukehren und zu sagen: mit vier Ordinariaten in Bonn, Heidelberg, Zürich und Berlin hätte sich die Weltrevolution auf dem Gebiet der Religion, der Wirtschaft und der Politik vermeiden lassen.

Heute beginnt sich an den Universitäten und in den Kultusministerien die

umgekehrte Tendenz durchzusetzen, jungen Leuten, die lautstark die Absicht einer Veränderung der Gesellschaft äußern, möglichst schon vor der Promotion eine Professur zu verleihen. Ob dadurch weitere Revolutionen auf die Dauer vermieden werden können, bleibt allerdings der Zukunft vorbehalten.

Wir sprachen von dem Gelehrten und Schriftsteller Strauß. Gerade hier in Ludwigsburg wäre es aber eine Unterlassungssünde, nicht von dem P o l i t i -



David Friedrich Strauß um 1865

ker Strauß zu sprechen, den die Ludwigsburger spontan als Abgeordneten ihres Wahlbezirks in den Stuttgarter Landtag gewählt haben.

Die politische Aktivität von Strauß fällt in die Zeit, in der er durch das Scheitern seiner akademischen Karriere als Theologe und durch seine Ehescheidung sich selber lahmegelegt fühlte. Dies könnte den Anschein erwecken, als habe er sich in die Politik geflüchtet, um sich als Vorkämpfer einer liberalen Politik, die als revolutionär galt, für die Unbill zu rächen, die ihm seine konservativen Zeitgenossen zugefügt hatten. Das trifft aber nicht zu.

Die politische Tätigkeit von Strauß ist gerade deswegen interessant, weil sie in die politische Schwäche des deutschen demokratischen Liberalismus der sogenannten 1848er Revolution und der Männer der Paulskirche hineinleuchtet und zeigt, warum dieser erste Anlauf der Deutschen zur Demokratie scheitern mußte.

Strauß wurde nämlich in die Politik hineingestoßen, weil seine Zeitgenossen dem naheliegenden und auch heute weitverbreiteten Irrtum huldigten, daß ein revolutionärer Theologe auch ein politischer Revolutionär sein müsse. Für Strauß traf dies nicht zu. Trotzdem ließ er sich zur Politik verführen. Was hat ihn dazu bewogen?

Ähnlich wie bei seinem Entschluß zur Ehe steht hier fest, daß sein Freund Theodor Vischer ihn aufs stärkste bedrängt hat. Vischer fühlte sich von der demokratischen Bewegung zutiefst erfaßt. Da er viele Gesinnungsgenossen gerade unter den liberalen Kreisen der gebildeten Stände hatte, gelang es ihm, als Abgeordneter des Wahlkreises Frankfurt in die Paulskirche zu kommen. Es war Vischer, der nicht nur Strauß bestürmte, in die Politik einzutreten, sondern der auch unter seinen Parteifreunden dafür warb, Strauß eine Abgeordnetenstelle zu verschaffen (Vischer an Strauß und Märklin Bd. I S. 211, Tübingen, 23. März 1848): „Ich befehle Euch beiden im Namen des Vaterlands, daß Ihr sowohl alle Blasiertheit, als auch alle Skrupel und falsche Bescheidenheit abwerft und Eurer Pflicht gehorcht, Euch um Abgeordnetenstellen umzutun. – Bedenkt, daß es einmal Kräfte gegen die Kirche braucht!“

Ein zweiter Versucher zur Politik wohnte in Strauß selber. Es lockte ihn, allerdings nur aus der gemütlichen Gelehrtenstube heraus, literarische Kritik an den herrschenden Verhältnissen zu üben. Sein Buch über Kaiser Julian ist eine leicht zu durchschauende Kritik an dem Romantiker auf dem Throne Preußens, König Friedrich Wilhelm IV. In seiner Rezension des Buches hat der Kunsthistoriker Springer in den Jahrbüchern der Gegenwart richtig erkannt: „Dieses Werk ist keine historische Abhandlung mit bloß gelegentlichen Seitenhieben auf moderne Romantiker, sondern eine durch und durch politische Schrift. Die reaktionäre Partei in Deutschland zu bekämpfen, das Halt- und Bodenlose ihrer Pläne, das Rad der Geschichte zurückzudrehen, die Schimäre der Romantik in ihrem wahren Wesen als ohnmächtiges Sperren gegen die unaufhaltsame Entwicklung des Geistes aufzudecken, dies ist nicht bloß sein nebenher beabsichtigter, es ist sein voller ganzer Zweck. Insoweit ist seine Tendenz die allen liberalen Politikern gemeinsame.“

Aber von der Schreibtischpolitik zur praktischen Politik ist ein weiter Weg, und auf diesem Weg ist Strauß mehr geschoben worden, als daß er ihn freiwillig beschritten hätte. Strauß teilte seinem Freund unverhohlen mit, daß ihm die Form der Aktivität, die von einem Politiker erwartet wird, nicht liege. Da hält es Vischer für notwendig, ihn moralisch aufzurütteln (Vischer an Strauß I. S. 215, Stuttgart, 27. April 1848) „Nein, Alter, hier gilt es P f l i c h t, es gibt noch eine Pflicht, glaub mir's. Du willst nicht mit Scherr etc. in Volksreden rivalisieren; aber sag mir, wo ist denn Deine Logik? Gerade weil diese reden, müssen wir reden; das Volk hat ja den Maßstab nicht, wonach es sie beurteile; wir müssen ihn geben. Wir schweigen und – verachten das Volk, das sich von denen verführen läßt, die es nicht beur-

teilen kann, weil die rechten Männer, die ihnen ein Gewicht wären, sich hypochondrisch, willkürlich, unsittlich in ihren Schlafrock verkriechen.“

Paradoxerweise wandte sich Vischers Bemühung, den widerstrebenden Strauß für die Politik zu gewinnen, zunächst gegen ihn selbst. Vischer erhielt nach den Wahlen zum Parlament in Frankfurt eine Zuschrift, die ihn aufforderte, er möge seinerseits als Abgeordneter für Frankfurt zurücktreten und Strauß Platz machen; hierfür wäre aber eine Neuwahl nötig gewesen. Das wollte der Abgeordnete Vischer nun auch wieder nicht. Er erklärte deshalb, gewiß würde er seine Pflicht gegen das Vaterland erfüllen, wenn er dem Manne, „dessen Kräfte weit über den meinigen stehen“, Platz machte; aber das brächte einen neuen schweren Wahlkampf mit unsicherem Ausgang mit sich, und er „gebe die Hoffnung nicht auf, daß wir den klaren, scharfen, reinen und freien Geist unseres Strauß noch auf anderem Wege für den deutschen Reichstag gewinnen“.

Der Gedanke wurde besprochen, Strauß als Kandidaten eines badischen Wahlkreises durchzubringen. Dort klappte es nicht, aber inzwischen gab es in Württemberg Neuwahlen zum Landtag. Die Stadt Ludwigsburg hatte einen Abgeordneten zu stellen. Da vereinigten die Ludwigsburger ihre Stimmen am 20. Mai 1848 auf Strauß. Sein Wahlerfolg wurde als ein Volksfest gefeiert. Der Landtag trat erst im Spätsommer zusammen. Aber es stellte sich bald heraus, daß dem Gelehrten Strauß das Handwerk eines Abgeordneten nicht lag. Die politische Tätigkeit im Landtag ekelte ihn an. Es zeigte sich jetzt, daß er kein Revolutionär, sondern ein Individualist war, dem alles politische Getriebe verhaßt war.

Einen besonderen Abscheu hatte er gegen alles äußerliche revolutionäre Getue. Wenn in den Deutschen der Geist der Veränderung der Gesellschaft erwacht, lassen sie sich Bärte und lange Haare wachsen und setzen sich Schlapphüte auf. Das war schon in der deutschen Burschenschaft so, das war auch 1848 so. Auch Vischer ließ sich zum Schrecken von Strauß einen Bart wachsen und zog im Schlapphut nach Frankfurt. Unter dem Eindruck seiner Stuttgarter Landtags-Tätigkeit entdeckte Strauß in sich eine tiefe Idiosynkrasie gegen alles Revolutionäre. Die folgenden Äußerungen offenbarten ihren wahren Klang erst, wenn man sie als Worte eines zwangsläufig zum revolutionären Freiheitshelden gewählten Abgeordneten Ludwigsburgs im Württembergischen Landtage von 1848 nimmt (Strauß an Vischer I. S. 213, Heilbronn, 13. April 1848): „Einer Natur wie die meine war es unter dem alten Polizeistaat viel wohler als jetzt, wo man doch Ruhe auf den Straßen hatte und einem keine aufgeregten Menschen, keine neumodischen Schlapphüte und Bärte begegneten. Man konnte in Gesellschaft noch ein Wort von Literatur und Kunst, von Originalen und dergl. sprechen, man konnte sich gehen lassen – was jetzt Alles nicht mehr möglich ist . . .“ Ja, der amtlich bestellte demokratische Abgeordnete äußert sich gegen die Demokratie selbst! „ . . . Ich lernte mich in diesen Tagen deutlicher als jemals dahin kennen, daß ich ein Epigone jener Periode der Individualbildung bin, deren Typus Goethe bezeichnete, und aus diesen Schranken weder heraus kann noch will. Gegen diesen Ausguß des Geistes auf Knechte und Mägde, gegen diese jetzige Weisheit auf allen Gassen, kann ich mich nur schneidend ironisch, schnöde verachtend verhalten. ‚Odi profanum vulgus et arceo‘ ist

und bleibt mein Wahlspruch.“ „Unter russischem Despotismus könnte ich, zwar mit beschnittenen Flügeln, doch noch existieren, aber Massenherrschaft würde mich vernichten. Daher hasse ich, was dahin führt, so sehr wie ich nie etwas gehaßt habe . . .“ „ . . . Das politische Wesen der Gegenwart, so unberechenbar und jede Gegenwirkung des Individuums ausschließend, wie es ist, kann ich nur allenfalls wie einen neben mir stehenden Elefanten betrachten, von dem ich gegenwärtig sein muß, mit der nächsten Bewegung, die er macht, samt den fremden und eigenen Pflanzungen, in denen ich mich ergehe, zertrampelt zu werden. Einem solchen Ungetüm muß ich den Rücken kehren, wenn ich mich zum Produzieren stimmen will; . . .“ (Strauß an Vischer I. S. 269/70, München, 13. Oktober 1850)

Er merkte nun, daß er in der Politik fehl am Platze war, trat aus der Kammer aus und flüchtete nach München. In diesem Zusammenhang legt er auch sein großes Bekenntnis zum Leben privater Gemütlichkeit ab, das ihm von Nietzsche den Vorwurf des *Spießers* eingetragen hat: (Strauß an Vischer I. S. 278, München, 19. Februar 1851) „Bei mir ist die Politik, was in eigenen Häusern jene großen obern Stuben sind, die nicht bewohnt werden; wenn nun ein Freund zu mir kommt, um bei einem Glas Wein ein Stündchen mit mir zu verschwatzen, warum sollte ich ihn dann in diese unheimliche Stube führen, wo erst aufgeräumt, erst geheizt werden muß . . . Nein, Bester, Du bist vernünftig und kommst mit mir in meine untere Stube, wo mein Sopha steht, meine Schwarzwälder Uhr tickt und unterm Ofen die Katze spinnt.“

Auch dieser Zug gehört zum Wesen unseres Helden. Er zeigt ein Doppeltes: einmal die politische Schwäche des Liberalismus, dem im Notfall im Politischen die Ordnung lieber ist als die Krise der Revolution, die er selber gewünscht hat, weiter aber auch hier die Ehrlichkeit seines theologischen Denkens: er lehnt auch an der politischen Neugestaltung das Unredliche des risikolosen Schwatzens von Veränderung der Gesellschaft, den ideologischen Rauch und die rhetorische Wichtigmacherei ab. Man sieht hier, wie falsch es ist, Nietzsches Urteil vom Spießler zu verallgemeinern: in der Theologie war Strauß mutig auf die Barrikaden gegangen, hatte Vermögen, Beruf und Glück riskiert und verloren und hat sich in einem Meer von Gespött und Verleumdung aufrecht gehalten: bei der Politik merkte er, daß sie nicht sein Feld war und zog es vor, die Welt von der unteren Stube aus zu betrachten.

Heute kann man ihm nur dankbar sein, daß er, nachdem er seine mangelnde Fähigkeit für die ihm zgedachte Rolle erkannte, sie nicht – wie es wohl ein richtiger Spießler getan hätte – gegen besseres Wissen und Gewissen mit falschem Pathos seinen Wählern zu Gefallen weitergespielt hat, wie dies in ähnlichen Fällen häufig vorkommt, sondern wieder zwar nicht zu seiner Ofenbank, aber zu seinem Schreibtisch zurückgeilt ist.

Wenn wir bei der Schilderung seiner Persönlichkeit ein Wort über seine Ehe einflechten, so geschieht dies nicht aus einer sensationslüsternen Neugier, sondern weil der Konflikt seiner Ehe sein Leben, sein wissenschaftliches und literarisches Werk und seine ganze Lebenshaltung einschneidend beeinflusst hat. Der junge Strauß kam aus einer bürgerlichen Atmosphäre, in der das Verhältnis zur Frau noch völlig nach der konventionellen kirchlichen Ethik durch ein starkes Mißtrauen gegen alles Geschlechtliche

beherrscht war. Die Seminar- und Stiftsausbildung legte hier den Zöglingen und Studenten noch besondere Beschränkungen auf. Eine völlig harmlose studentische Jugendliebe zu einem Serviermädchen namens Minele stürzte den jungen Strauß in schwerste Gewissenskonflikte, die vor allem durch die Vorstellung genährt waren, daß die Schuld des ersten Kusses nur durch eine lebenslängliche Ehe wieder gesühnt werden könne. Die große Liebe, die ihn in Stuttgart erfaßte, war die unmittelbare Analogie zu dem geistigen Schritt, ja Sprung in die Freiheit, den er auf theologischem Gebiet durch seinen Sprung in die radiale Bibel- und Dogmenkritik vollzogen hatte. In Stuttgart lernte er als kunstbeflissener Besucher der Oper eine Wiener Sängerin böhmischer Abstammung, Agnes Schebest, kennen. Die Opernsängerin war im Frühjahr 1837 auf einer ihrer Gastspielreisen nach Stuttgart gekommen und hatte dort, wie überall in Europa, durch ihre einzigartige Verbindung von Gesang- und Schauspielkunst das Publikum bezaubert. Für einen schwäbischen Pietisten gehörten Schauspieler und Sänger in die Klasse der sogenannten Scheurenpurzler – der Beruf galt als moralisch anrüchig, wenn nicht verwerflich. Jetzt gesellte sich der ehemalige Stiffler im Freiheitsrausch den Scheurenpurzlern zu. Unter dem Eindruck des Gastspiels der Schebest wird er sogar zum Theaterkritiker im „Deutschen Courier“ und veröffentlicht Sonette zu ihrem Preis.

Die Liebesgeschichte führte ihn in die schwersten Krisen hinein. Er selber fühlte sich zur Ehe nicht nur aus persönlichen, sondern auch aus finanziellen Gründen ungeeignet, da er keine feste Stellung hatte. Der abenteuerliche Charakter eines solchen Sprunges war ihm klar, aber trotzdem hat er ihn gewagt.

Der Schritt, den Agnes Schebest in diese Ehe zu tun hatte, war nicht weniger waghalsig. Sie war die Tochter eines tschechischen Unteroffiziers der K. u. K.-Artillerie, der einem Unglücksfall zum Opfer fiel. Die Mutter zog mit einer kleinen Pension nach Theresienstadt. Durch Protektion des Fürsten Ypsilanti, der damals auf der Festung Theresienstadt interniert war, aber sich als Fürst ziemlich frei bewegen durfte, und der die Stimme der kleinen Schebest entdeckte, wurde sie in Dresden im Gesang ausgebildet. Sie machte als Sängerin eine europäische Karriere.

Persönlich war sie in allem das genaue Gegenteil von Strauß. Ihre geistige Bildung war ziemlich mangelhaft, in ihrer Ausdrucksweise war der Übergang vom Feschen zum Vulgären je nach Stimmung und Laune leicht gefunden, ihr religiöses Leben beschränkte sich auf einen recht äußerlichen volkstümlichen Katholizismus. Sie liebte ein leichtes Leben, genoß ihren Ruhm und ließ sich gerne verwöhnen. Beide glaubten, in dem anderen ihre ideale Ergänzung zu finden. Er sah in ihr die „anmutigste Erscheinung“, wie er am 13. April 1837 an seinen Freund Vischer schreibt, in der sich für ihn die Welt der Kunst, der beschwingten Phantasie, des freien Ausdrucks des Geistes der Schönheit verkörperte. Sie sah in ihm den bedeutenden Schriftsteller, der es gewagt hatte, sein Jahrhundert in die Schranken zu fordern, eine seltene Erscheinung im Kreis der vielen oberflächlichen Bewunderer, die sich um sie scharten.

Die schauspielerische Begabung half der Sängerin, sich eine Rolle als Gattin eines schwäbischen Gelehrten zurechtzulegen, die sie wohl eine kurze

Zeit, solange sie ihr Spaß machte, aber nicht für ein Leben zu spielen imstande war. Sie beantwortete die Opferbereitschaft, die diese Ehe für Strauß bedeutete, ihrerseits mit einem viel größeren Opfer, gab ihren Beruf als Opernsängerin auf und zog mit ihrem Mann aufs Land nach Sontheim.

Der Absturz aus diesem romantischen Höhenflug war fürchterlich. In welchen Ecken die Dämonen lauerten, geht aus einem Brief des überglücklichen Ehemanns an seinen Freund Vischer aus Sontheim vom 9. Dezember 1842 hervor: (Strauß an Vischer I. S. 122) „Du hast einen Beruf, aber keine Frau, ich eine Frau, aber keinen Beruf. Mit dieser Frau habe ich freilich viel Gutes bekommen, und mehr als ich wissen und erwarten konnte, so wunderbar findet sie sich in die neue Rolle, die ihr mit mir angewiesen ist. Ich sehe hier, wie die weibliche Natur, wenn sie unverdorben sich treu geblieben, durch alle Abwege anderweitigen Berufs hindurch die Bestimmung zum Hausmütterlichen in sich trägt. Wir haben jetzt auch die erste Wäsche gehabt, und die hat meine Frau mit Ausnahme meiner Hemden ganz selbst gebügelt. Wie der Wäscheschrank wieder voll und eingeräumt war, hatte sie eine solche Freude über den stattlichen Vorrat, daß sie mich hinausholte, es mit anzusehen.“

Die Gattin selbst, aus dem anregenden Strudel des Theatermilieus herausgerissen, ist erstaunt und enttäuscht darüber, den ganzen Tag in einer Kleinstadt in eine kleine Wohnung mit einem Mann eingeschlossen zu sein, der keinen Beruf hat. Für die schwäbische Sparsamkeit ihres Gatten hatte die Wienerin kein Verständnis. Die Ankunft eines ersten Kindes schob die Katastrophe noch für kurze Zeit hinaus, aber schon am 28. November 1844 findet sich das schreckliche Bekenntnis an den frisch verheirateten Freund Vischer: „Euch wünsche ich bald ein wohlgeschaffenes Kind, welches ein unschätzbare Gut selbst dann noch bleibt, wenn es, wie bei mir, die unlösbare Klammer eines unglücklichen Verhältnisses geworden ist, ein Hindernis der Befreiung.“

Die tiefe Enttäuschung schlug um in einen Haß, der als das verkehrte Feuer der Liebe die beiden bis zu ihrem Tode verbrennen sollte – ein Haß, der sich in ständigen gegenseitigen Reibereien auch nach Vollzug der Scheidung, vor allem auch im Streit um die Finanzen, um die Regelung der Besuche und um die Unterbringung der Kinder äußerte. Für Strauß selbst bedeutete diese Katastrophe mit all ihren seelischen und bürgerlichen Folgen eine totale Lähmung seiner schriftstellerischen Tätigkeit.

Für einen schwäbischen Hörer, und vor allem einen Ludwigsburger, ist es vielleicht verständlich, wenn er in einem Brief an Vischer am 3. Januar 1858 (II. S. 135) sein Leben in eine voraspergische und nachaspergische Zeit einteilt, „da ich billig meine Ehe als meinen A s p e r g betrachte“.

Die Ehescheidung von Strauß war das Tagesgespräch der ganzen theologischen und philosophischen Welt. Als dann auch Vischers Ehe zerbrach, trat die Schadenfreude der frommen Zeitgenossen, die sich von beiden verhöhnt sahen und die schon immer gewußt hatten, daß die Sache mit dem Strauß und dem Vischer übel enden wird, in offener Verhöhnung der beiden hervor. Eine pietistische Dame schrieb einen vielgelesenen anonymen Roman mit dem Titel „Eritis sicut deus“ – „Ihr werdet sein wie Gott!“ – die Worte der Schlange an Adam und Eva in der Versuchungsgeschichte. Der Roman

hatte Fr. Th. Vischer und dessen Frau zum Helden und erzählte in frei erfundener Weise das Scheitern dieser Ehe. Der Roman sollte nicht Vischer allein, sondern auch Strauß, die ganze Tübinger Schule und die Hegelsche Linke treffen und sollte zeigen, wie die Grundsätze dieser ungläubigen Pantheisten notwendig in dem Sumpf niedrigster Sinnlichkeit ausmünden müssen.

Man sieht nachträglich nicht ohne Erschütterung, wie sich der Gang der Dinge geradezu prophetisch schon in den Rezensionen ankündigt, die der junge Strauß als Theaterkritiker aus Leidenschaft dem Auftreten der Sängerin Agnes Schebest in Stuttgart widmete. Er führt in seiner Besprechung der Oper „Medea“ von Cherubini am 16. Nov. mit Agnes Schebest als Medea den Ausspruch Winckelmanns über die griechische Kunst an: „da sei auch die Furie ein Bild höchster Schönheit“, ebenso das Wort von Schelling: „die Seele alles Hasses sei doch Liebe, und im Zorn spreche eigentlich Stille, die in ihrem Tiefsten beleidigt sei“, und er schließt mit der Feststellung, Wut und Wehmut, Bitten und Drohungen habe die Künstlerin auf die kühnste und doch feinste Weise ineinander umschlagen lassen. Er hat damit unbewußt das Schicksal beschrieben, das ihm aus der Liebe zu dieser Medea erwachsen sollte. Als Agnes 1869 starb, war die Seele der Liebe, die sich in Haß und Angst verwandelt hatte, in ihm verbraucht, und der Mut zu einer ersehnten neuen Ehe mit der „Frau in Forst“ war gebrochen. Nicht nur in der Theologie, sondern auch in seinem persönlichen Leben hat er für die Freiheit einen teuren Preis bezahlt.

David Friedrich Strauß ist mutig und unter größten Opfern einen Weg zu Ende gegangen, der in einer Zeit, in der sich das wissenschaftliche Bewußtsein der westlichen Welt von seiner Einbettung in seinen religiösen Wurzeln löste, unvermeidlich war. Strauß versuchte, die christliche Religion von ihren mythischen Grundlagen abzulösen und an die Stelle des alten Glaubens einen neuen Glauben zu setzen, der auf wissenschaftlicher Einsicht beruhte. Wir wissen heute, daß dieser Weg nicht weiterführt. Sein Weg war möglich in einer Zeit, in der die Naturwissenschaft der Überzeugung war, die Epoche der Vorherrschaft des religiösen Bewußtseins endlich und für immer überwunden zu haben und mit ihren wissenschaftlichen Methoden die Welträtsel lösen zu können. Heute wissen wir, daß gerade die Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts, die sich von den Dogmen der Kirche lösen sollte, ihrerseits auf bestimmten weltanschaulichen Dogmen aufbaute, die der heutigen Naturforschung fraglich geworden sind. Die heutige Naturwissenschaft ist viel vorsichtiger geworden und begnügt sich mit Arbeitshypothesen, die sich auf die jeweils erkannten und beobachteten Erfahrungen stützen, ist aber jederzeit bereit, eine Abänderung dieser Arbeitshypothesen vorzunehmen, sobald neue Beobachtungen und Erfahrungen dazu zwingen.

Um die Bedeutung von D. Fr. Strauß für die Gegenwart zu erkennen, ist von größter Bedeutung die Feststellung, daß sich das Verhältnis von Theologie und Wissenschaft seit seinen Tagen grundsätzlich verändert hat. Die von Strauß vorgenommene Entmythologisierung des christlichen Glaubens geht von der Einstellung aus, daß die Wahrheit dem modernen Menschen in den Erkenntnissen der modernen Naturwissenschaft gegeben ist, deren Anhängern die weitere Annahme der mythologischen Bilder und Vorstellun-

gen, die den Inhalt der Glaubenslehre bildet, nicht mehr zugemutet werden kann. Diese Zeiten sind vorüber. Es hat sich herausgestellt, daß es den von der modernen Wissenschaft und der wissenschaftsgläubigen Theologie postulierten Menschen, der nur in wissenschaftlichen Begriffen denkt und dem ein Denken in Bildern und Mythen nicht mehr zumutbar ist, gar nicht gibt, daß dieser Mensch selbst ein ideologisches Gespenst der rationalistischen Philosophie ist.

Strauß hatte einst siegesfroh die unvermeidlich fortschreitende Einengung des Bereiches der Religion durch die moderne Wissenschaft mit der unaufhaltbaren Einschränkung des Lebensraumes der nordamerikanischen Indianer verglichen. Am Schluß von „Der Alte und der Neue Glaube“ S. 39 § 43 heißt es: „Das religiöse Gebiet in der menschlichen Seele gleicht dem Gebiete der Rothhäute in Amerika, das, man mag es beklagen oder mißbilligen so viel man will, von deren weißhäutigen Nachbarn von Jahr zu Jahr mehr eingeengt wird.“ Nun, wir sind heute, um im Bilde von Strauß zu bleiben, auf dem Gebiet der Religion bei der Situation der Indianer von „Wounded Knee“ von 1973 angekommen. Die Indianer haben einen neuen Mut und ein neues Vertrauen zu ihrer Sache gefunden. Sie glauben nicht mehr an die Gültigkeit der Argumente, mit denen man ihnen ihre Wahrheit und ihr Recht streitig macht und wehren sich. Sie beweisen, daß die Theorie ihres angeblich unaufhaltsamen Untergangs falsch ist.

Ähnlich ist es mit der Religion. Die These von der Irreversibilität der Säkularisation, die die Soziologen im Anschluß an die These von der Entmythologisierung entwickelt haben, ist falsch. Es ist zwar nicht zu verheimlichen, daß sich eine bestimmte Form der Theologie in dem langen Prozeß einer Rationalisierung des Christentums totgelaufen hat, aber das hat mit Religion nichts zu tun. Die neue Wendung geht von einer Erneuerung des charismatischen Lebens in den christlichen Gemeinden aus, die sich heute auf der ganzen Welt abzuzeichnen beginnt.

Strauß selbst enthält den Ansatz zu einem neuen Verständnis der Religion. Bei allem Versuch einer Rationalisierung der Religion hat er ihren Grundansatz nie preisgegeben, nämlich die Erkenntnis, daß der Mensch seinem Wesen nach im Transzendenten verankert ist. In dem Werk, in dem er sich am stärksten von der Kirchenlehre seiner Zeit losgesagt hat, im „Der alte und der neue Glaube“ sagt er am Schluß des Kapitels II: Haben wir noch Religion? c. 44 S. 40: „Die Religion ist in uns nicht mehr, was sie unsern Vätern war; daraus folgt aber nicht, daß sie in uns erloschen ist. Geblieben ist uns in jedem Falle der Grundbestandteil aller Religion, das Gefühl der unbedingten Abhängigkeit.“ Dieser *sensus numinis* ist auch für Strauß nicht eine Durchgangs-Stufe in der Entwicklung des menschlichen Bewußtseins, die nach der Erreichung der Phase des wissenschaftlichen Bewußtseins notwendigerweise überwunden und abgebaut wird, sondern sie ist ein Wesenszug des Menschen selbst. Dieses Gefühl der unbedingten Abhängigkeit selbst ist in sich selbst einer Wandlung und Läuterung fähig. (S. 40) „Immerhin indessen ist uns dasjenige, wovon wir uns schlechthin abhängig fühlen, mitnichten bloß eine rohe Übermacht, der wir mit stummer Resignation uns beugen, sondern zugleich Ordnung und Gesetz, Vernunft und Güte, der wir uns mit liebendem Vertrauen ergeben. Und noch mehr: da wir die Anlage

zu dem Vernünftigen und Guten, das wir in der Welt zu erkennen glauben, in uns selbst wahrnehmen, uns als die Wesen finden, von denen es empfunden, erkannt, in denen es persönlich werden soll, so fühlen wir uns demjenigen, wovon wir uns abhängig finden, zugleich im Innersten verwandt, wir finden uns in der Abhängigkeit zugleich frei, in unserem Gefühl für das Universum mischt sich Stolz mit Demuth, Freudigkeit und Ergebung.“

Das sind Klänge, die die Anfänge eines neuen religiösen Bewußtseins erkennen lassen, das einer neuen Entfaltung fähig ist. In ihr ist auch das Verhältnis zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und religiöser Anschauung anders geworden. Die heutige Naturwissenschaft findet zum mindesten in ihren Spitzenvertretern von Einstein bis zu Max Planck, Born, Pasqual Jordan keinen Grund mehr, einer religiösen Weltbetrachtung die grundsätzliche Feindschaft anzusagen. Noch bedeutsamer ist, daß die Religionsphilosophie, vor allem auch die Psychologie, zu einer Wiedererkennung des Mythos geführt hat. Das Transzendente ist seinem Wesen nach – das haben die großen Mystiker immer aufs neue erfahren – das Unsagbare, das jenseits unserer dialektischen Begriffe und jenseits unserer sinnlichen und geistigen Anschauungswelt liegt, aber wo es erfahren wird, wo es in unsere Wirklichkeit erlebnishaft einbricht, da äußert es sich am ehesten und angemessensten in Bildern, in Mythen, in Schauungen von symbolischen Gestalten und Geschehnissen. Das Bild ist ja auch das Grundelement unserer Sprache. In der Entwicklung der menschlichen Sprache stellt der abstrakte Begriff immer die letzte Stufe eines langen Weges der Intellektualisierung der ursprünglich bildhaften Sprache dar. Wo diese Entwicklung ihr Ende erreicht, da ist die Sprache als schöpferische Bewältigung und Nachbildung unserer Wirklichkeit und ihrer Verwurzelung im Transzendenten tot.

Ebenso ist es mit dem Mythos in der Religion. Der Glaube lebt von der Offenbarung, von der unmittelbaren Erfahrung des Transzendenten. Andererseits drängt der Glaube, der den Sinn der Welt in den Bildern und Gleichnissen dieser Offenbarung erfaßt, zum rationalen Verständnis, denn die Vernunft ist nun einmal die besondere Gabe des Menschen, die ihm gegeben ist, um mit der Welt fertig zu werden. „fides quaerens intellectum.“ So drängt jede religiöse Erfahrung zur intellektuellen Verdeutlichung, zur begrifflichen Systematisierung. Die Flamme der Vernunft zehrt von dem Öl der Offenbarung und des Mythos. Ist das Öl verzehrt, so erlischt die Flamme. Bei Strauß flammt sie noch einmal hell auf, indem sie das mythische Öl bis zum letzten Tropfen aufsaugt; bei seinen Nachfolgern beginnt sie zu flackern, zu qualmen und zu erlöschen. Die Erkennung oder Wiedererkennung des Mythos und die Rationalisierung des Mythos stehen in einem innigen Spannungsverhältnis zueinander, sie sind mit dem Wesen der menschlichen Erkenntnis selbst gegeben. Aus dieser Spannung lebte unsere abendländische Geistesgeschichte. Ihre tiefste Bedrohung erfolgte, als diese beiden Elemente sich trennten und das eine vom anderen verzehrt wurde. Strauß selbst weiß noch von dieser Spannung und ihrer schöpferischen Bedeutung und von der Notwendigkeit ihrer geschichtlichen Polarität. In der Wiedergabe eines Gesprächs mit Justinus Kerner hat er das zum Ausdruck gebracht (Kleine Schriften I S. 151): „Ich darf ihm scherzend sagen: lieber Doctor, so oft ich nach Weinsperg komme, ist es jedesmal wieder ärger mit dem Aberglauben! – Gewiß, erwidert er, wir beiden Ludwigsburger müssen uns in

unserer Thätigkeit ergänzen: je mehr Sie Mythen vertilgen, desto mehrere säe ich wieder aus."

Damit gibt Strauß selbst zu erkennen, daß offenbar zur Darstellung des vollkommenen Menschen, in dem die Spannung zwischen Offenbarung und Vernunft, zwischen Mythos und Logos, schöpferisch ausgetragen und überwunden wird, ein einziger Schwabe aus Ludwigsburg nicht genügt, sondern daß dazu, wenn wir noch als drittes das Schöne in Gestalt der Ästhetik hinzunehmen, mindestens drei Ludwigsburger erforderlich sind.

David Friedrich Strauß und sein Schüler Hermann Gundert

Von Siegfried Greiner

Nur drei Semester lang (Sommersemester 1832 – Sommersemester 1833) hat David Friedrich Strauß als Stiftsrepetent in Tübingen philosophische Vorlesungen abgehalten. Keiner der mehrere Hunderte zählenden Hörer konnte sich, da ja Strauß keine Professur innehatte, als sein Schüler im üblichen Wortsinn bezeichnen. Schüler aber im erweiterten Sinne gab es mehrere, der bekannteste ist der spätere Philosophieprofessor Eduard Zeller (1814 in Kleinbottwar geb., 1908 in Stuttgart gest.). Doch daneben findet sich eine größere Zahl von Studenten, die von Strauß, jener „geistvollen Persönlichkeit“, nicht nur für kurze Zeit eingenommen waren, sondern auch in ihrem späteren Dasein nicht mehr gesehen werden können, ohne daß Strauß und sein Werk einen wichtigen Platz beansprucht hätte. Selbst ein Schüler, der später als Theologe Strauß' Gegner sein mußte, Hermann Gundert (1814–1893), hat sich zeitlebens mit ihm und seinem Werk beschäftigt, und 1872 schrieb er in einem Brief an seinen Sohn Hermann über den ehemaligen Lehrer: „Ich halte ihn für einen Menschen mit unverhältnismäßig ausgebildetem Gehirn, aber z. B. unfähig eine Stadt oder nur ein Haus zu regieren; mich lächert's, wenn und wo er so mitleidig sich mit ‚Aposteln‘, ‚Evangelisten‘ und all diesem Gelichter befaßt! Als Repetent stand er schon hoch über all dem, weil er einen ganz anderen Stil schreiben konnte als sie, Primus war und I a machte. Wo wären die biblischen Männer, die sich so weit aufgeschwungen hätten!?“

Gundert im Seminar Maulbronn und seine unbewußte Mitwirkung bei der Berufung des Lehrers Strauß

Man weiß, daß die Promotion, die im November 1827 in das Kloster Maulbronn einzog, mehrere Schüler besaß, die sich später auf verschiedenen Gebieten auszeichneten. Neben den schon genannten Zeller treten: Hermann Kurz, der Dichter, die Schriftsteller Christian Gottlieb Eberle und Friedrich Gottlob Fink, Albert Kemmler, der Pfarrer und Botaniker, und Robert Kern, der Oberstudienrat². Auch wenn Gundert, im Gegensatz zu den eben Genannten, in den ersten Jahren nur den 15. bzw. 14. Platz innerhalb dieser Promotion von 34, dann 32 Schülern einnahm (außer Eberle, der nur den zweit- oder drittletzten Platz erreichte³), d. h. nicht zu den „hervorragenden Köpfen“ gezählt werden konnte, so zeigte sich doch auch bei ihm schon früh der Drang, seinen Geist in außerschulischen Fächern zu üben⁴. Er strebte Schüler nach und schrieb als Vierzehnjähriger zwei heroische Dramen: „Peter der

Große" und „Napoleon“. Auch wenn der fromme Vater, Ludwig Gundert, Kaufmann und Sekretär der Württembergischen Bibelanstalt, meinte: „Daß du dich im dramatischen und mimischen Fach versuchst, will mir nicht einleuchten. Ich weiß mir auf Gottes Erdboden nichts Elenderes zu denken als einen Schauspieldichter; ein Holzhauer hat in meinen Augen einen viel höheren Wert . . .“, so fährt er doch fort: „Darf ich nicht auch dein Drama lesen? Aber unverändert, nicht wahr?“ Und seine Beurteilung lautete darauf: „Dein Peter der Große will just nicht viel heißen, Gedanken von Wert habe ich keine drin gefunden, es ist nur einer gelesenen Geschichte ein Theater-Röcklein angezogen. Besser gefällt mir dein Napoleon, – du magst wohl nicht weit vom Ziele weggeschossen haben. Ein Christ war er nicht und darum auch nicht wahrhaft groß . . . beides ist Jungen-Arbeit⁵.“

Der Seminarist Gundert war ein aufmerksamer Beobachter der politischen Vorgänge in Europa. „Müßtest ja nicht jung sein, müßtest keinen Sinn für Licht und Recht haben, wenn dich die Begeisterung der Pariser nicht entflammte“, so anerkennt der Vater die starke Anteilnahme des Sohnes für die Pariser Julirevolution und weiter: „Du freust dich, daß dein Leben in eine große Zeit gefallen ist . . .“ aber darauf folgt auch die Warnung, nicht zu viel zu erwarten, denn „es ist nicht alles Gold, was glänzt; auch nicht alles, was nicht glänzt, kein Gold. Könnten wir hinter die Kulissen sehen, hinter welchen die Mechanici am Draht ziehen und die jungen Helden auftreten lassen, der Welt das große Drama aufzuspielen, es würde uns manches schlecht und klein erscheinen⁶.“ Doch die Begeisterung für freiheitliche Ideen und ihre Verwirklichung wurde dadurch nicht gedämpft, und der Siebzehnjährige hat sogar als „Leitartikler“ die ersten politischen Beiträge für den in Vaihingen erscheinenden „Grenzboten“ (Jan. 1831) geschrieben. Der Vater sah dies nicht gern: „Wenigstens glaube ich, ist deine Muse zu etwas Besserm aufgespart als zu Beiträgen zu Spaß und Ernst in ein Provinzialblatt⁷.“ Andererseits hat aber der Vater Hermanns gewandte Feder benutzt, um seine im „Ein-Mann-Betrieb“ herausgegebene kleine Zeitschrift, „Nachrichten aus der Heidenwelt“, vielgestaltiger zu machen.

Daß David Friedrich Strauß, der Vikar von Klein-Ingersheim, im Juli 1831 als Professoratsverweser in das Seminar Maulbronn berufen wurde, ist zu einem gewissen Teil auch Hermann Gundert zuzuschreiben. Nicht daß er auf diese Ernennung einen Einfluß gehabt haben könnte, aber doch hat dieser Seminarist durch sein kluges Verhalten als Sprecher (Lektor) der Promotion in der Affäre, die Strauß' Berufung vorausging, einen wichtigen Anteil gehabt. Gundert schreibt in dem 1833/35 verfaßten „Christianens Denkmal“, dem Erinnerungsbuch an seine verstorbene Mutter:

„In Maulbronn hatte indessen das Ansehen des Professors Hartmann unter allerhand Nachreden gelitten, wodurch seine Leidenschaftlichkeit täglich zunahm. Schon war es zu heftigen Auftritten gekommen, als ein Artikel des ‚Hochwächters‘ die Gärung zum Ausbruch brachte. Einige Mängel der niederen Seminare waren darin hart gerügt, und verletzende Anspielungen auf Persönlichkeiten nicht gespart. Der Lehrer las den Artikel im Kolleg vor – mit allerhand Bemerkungen und erklärte, Leute, die ihn so verleumdten, nicht länger lehren zu wollen. Er gehe zum Könige. Hermann, der gerade Lektor war, hatte ihm darauf die Erklärung der Promotion zu überbringen,

der Verfasser sei nicht unter ihr zu suchen, hatte, als der Professor dieselbe zerriß, den ganzen Vorfall dem Ephorus zu melden. Hierdurch wurden Verwicklungen herbeigeführt, welche mit dem Rücktritt des Lehrers endigten . . . Die Verhältnisse wurden schnell wieder geregelt, indem David Strauß als Professoratsverweser nach Maulbronn kam, dessen Geist und Liebenswürdigkeit die jungen Leute bezauberte und mit neuen Ahnungen der Universitätsherrlichkeit erfüllte⁸."

Hier zeigte sich zum ersten Male in hervorragender Weise jene Gundert später auszeichnende „diplomatische“ Fähigkeit, ein guter Vermittler zu sein: Klar und fest in der Sache, die man zu vertreten hat, zu wissen, wie weit man gehen könne und in welcher Weise zu handeln sei, um das Beste zu erreichen. Die oben zitierten Worte lassen den schweren Konflikt zwischen Hartmann und der Promotion und seinen erzwungenen Rücktritt nur ahnungsweise erkennen. Gunderts Briefe vom 16. Juni und 10. Juli sprechen aber eine deutliche Sprache. Hartmann bewarf die Promotion mit wüsten Schmähungen: „Niederträchtige Gesellen, elende Schufte, verruchte, unvergorene Jugend!“ Als Gundert die schriftliche Ehrenerklärung mit allen Unterschriften der Promotion, daß der Hochwächterartikel nicht von einem Maulbronner Seminaristen stamme, Hartmann übergeben wollte, geriet er in fürchterliche Wut, zerriß das Schreiben ungelesen und schien einigemale Tätlichkeiten gegen den Überbringer begehen zu wollen, dieser „konnte ihm aber frei und ruhig ins Angesicht sehen“⁹. Die Promotion beschwerte sich beim Ephorus über Hartmanns Verhalten und erwog eine Anklage gegen den Professor, wobei sie den Widerruf seiner beleidigenden Äußerungen verlangen wollte. Doch als Hartmann abdankte, wurde die Anklage unterlassen¹⁰.

Leider liegt kein Brief mehr vor, in dem Gundert sich ausführlich über den neuen Lehrer Strauß äußert. Eine beiläufige Bemerkung am Schluß des Briefes vom 7. August 1831 ist das einzige unmittelbare Zeugnis über Strauß' Lehrtätigkeit: „Ich habe gegenwärtig angenehme Tage. Denn unsre Vorgesetzten, besonders der geistreiche Strauß, sind sehr liberal, Geschichte wenig, des angenehmen Studierens viel, angenehmer noch der vertrauliche Umgang mit den Vorzüglichsten der Promotion¹¹.“ Rückblickend aber auf jene Zeit sagte der Vater: „Strauß hat schon in der Maulbronner Zeit angefangen, stark auf dich einzuwirken, um so mehr als der sonstige Unterricht der nötigen Lebendigkeit und Wärme ermangelte. Ich mochte dir diese Ambrosia im letzten Semester gar wohl gönnen, weil ich wohl sah, daß deine Seele im toten Buchstaben ermatten wollte und freute mich auf Tübingen im Gedanken, der Unterricht älterer erfahrener Männer werde auch praktisch auf dich einwirken, du werdest dem Evangelium lernen die Philosophie anpassen, nicht umgekehrt¹².“

Strauß und Gundert in Tübingen

Gundert hatte seinem Vater versprochen, daß er sich in Tübingen bemühen werde, unter den fünf Ersten der Promotion zu sein. Er glaubte, daß Wille und Begabung so stark seien, dieses Ziel zu erreichen. Und er sollte recht behalten, ja er schloß das Studium als Theologe mit der zweitbesten Note, Ib, ab, hinter dem stets sich als Primus behauptenden Eduard Zeller, der Ia er-

reichte¹³. Und diese Lokation errang Gundert, obwohl er sich auch in Tübingen neben dem vorgeschriebenen Fachstudium mit vielem beschäftigte, was seinen Geist weiterhin wie schon in Maulbronn anzog. Er dichtete, schauspielerte und gehörte der geheimen Stiftsverbinding, „Patrioten“, an; der hochmusikalische Student spielte Gitarre und Klavier und sang im Silchersehen Chor, außerdem besuchte er medizinische Vorlesungen. Er suchte und fand Freundschaft bei Hermann Kurz und Gustav Rümelin, für Christoph Hoffmann war er längere Zeit der Berater und Beurteiler dichterischer Erzeugnisse¹⁴. Dazu trat bei Gundert noch eine überaus starke Neigung zur Schwester seines Freundes, Luise Reinhardt. „Ich denke oft an sie“, schreibt Gundert in französischer Sprache an seinen Bruder in Basel, „und an ihre Eltern, ich habe den Faust abgeschrieben, so schön als ich konnte, und ich schicke ihn als Geschenk an ihre Eltern. Auch einen Begleitbrief habe ich schon geschrieben, in welchem ich versuchte, mein ganzes Herz offen sprechen zu lassen, ohne irgend eine Liebeserklärung¹⁵.“

Gunderts Hoffnung, auf der Universität Lehrer zu finden, zu denen er als seinen geistigen Führern aufblicken könnte, wurde weitgehend enttäuscht. Weder der Ephorus des Stifts, G. Fr. Jäger, noch der Superattendent, Friedrich Steudel, konnten als Theologen einen großen Eindruck machen. Auch wenn Gundert den letzteren als Menschen durchaus schätzte und in seinem Hause als Gast verkehren durfte, so lautete doch das Urteil über seine Vorlesungen: „brav und rechtschaffen¹⁶“. Aber er spöttelte auch über dessen „rednerische Leistungen“, der etwa in einem Gebet sagen konnte: „O du, der du, die, das ganze Menschengeschlecht umfassende Liebe bist¹⁷!“ Uhland dürfte bis zum Auftreten Strauß' im Sommersemester 1832 für Gundert der einzige Universitätslehrer gewesen sein, der einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen konnte. Unbefriedigt war Gundert auch über die philosophischen Vorlesungen, denn er schreibt dem Vater: „Du hofftest viel von den praktischen Männern zu Tübingen? Aber von wem? – Wir haben zwei Philosophen: Einer beweist mir: Alle haben Unrecht, weil sie über den lieben gemeinen Menschenverstand hinausgehen (Sigwart), und der andere: weil sie nicht zum lieben frommen Gefühl hinangehen wollen (Eschenmeyer). Ich ehre beide, und vor allem Eschenmeyer, denn sein tiefer Sinn hat mich vielfach angeregt. Aber auf halbem Wege stehen zu bleiben, hier einen etwas angebauten Verstand und hier ein etwas kultiviertes Gefühl stehen zu lassen, die eine Stunde am Verstand fortzuarbeiten, die zweite am Gefühl, in der dritten das Wollen und Handeln vorzunehmen, zu trennen ohne Unterschied, und dann wieder schwimmen in der einen unsagbaren Weltensonne, „von der ich ein Strahl bin“ –, sieh, das alles, gibst Du gewiß zu, das konnte und durfte nicht genügen. *E i n h e i t* will ich, ich muß sie wollen, denn auch ein starkgebauter Körper trägt eine schon jahrelang genährte Spaltung und Zerrüttung nicht ewig aus¹⁸.“

Ein neues frisches Leben schien die Universität zu erfüllen, als Strauß auftrat. Gundert schreibt im Rückblick nach 1860:

„Von der Berliner Reise zurückgekehrt, hatte er gleichsam Hegels letzten Gruß an seine schwäbischen Landsleute überbracht und angefangen, das neueste Evangelium mit großer Siegesgewißheit vorzutragen, indem er des Meisters Logik popularisierend und mit Scherz und Mimik würzend, gele-



Hermann Gundert

gentlich auch in 2–3 Kategorien verbessernd, von der jauchzenden Jugend einen kaum weniger starken Glauben heischte und erhielt, als den das alte Evangelium je in Anspruch nahm. Die Maulbronner Füchse waren vorweg gewonnen. Die absolute Wahrheit schien gefunden; es galt nur noch, sie auf andere Wissenszweige anzuwenden, die wie die Theologie ‚ihrer ebenso bedürftig wie dafür empfänglich‘ sein sollten¹⁹.“

Wie stark aber der neue Lehrer tatsächlich den Gang der Studien Gunderts und dessen eigenes Suchen und Streben beeinflusste, zeigen folgende Briefstellen:

16. Mai 1832: „Mit den Kollegien hat’s wenig Not . . . Seit der Ankunft unseres vortrefflichen Strauß habe ich ein vierstündiges Kolleg dazuerhalten, das den Hauptzweig dieses Semesters (Metaphysik) vollkommen ausfüllt. Er zählte gleich in der ersten Stunde 200 Zuhörer und rechtfertigte die Erwartung durch eine Rede, von der ich nicht weiß, ob sie mehr ironisch, mehr begeisternd oder mehr belehrend wäre²⁰ . . .“
22. Juni 1832: „Aber es ist in der Tat arg, wie alle diese freien Herzen so verblendet werden, wie sie verschmähen unsere höchsten Denker, wie Hegel, Goethe etc. zu lesen, weil sie nicht liberal sind . . . wie sie auf alle Weise vermeiden rückwärts zu schauen (sie haben ja vorwärts zu treiben), wie sie wüten gegen die Tyrannen außer ihnen, ohne den in ihnen zu spüren . . . , der nur dem eigenen beschränkten Standpunkt glaubt . . . unser Strauß wird schon aufputzen unter diesen Liberalen²¹ . . .“

3. Juli 1832: Übrigens versichere ich Dich aufrichtig, daß ich nicht Hegelianer bin, sondern es nur werden will, und daß ich es werden will, wie ich Kantianer, Fichtianer, Spinozianer – alles samt und sonders, teils bin und werde, teils immer mehr bin und immer mehr werde²²."

8. Aug. 1832: Strauß ist gewiß nicht der, für den Du ihn hältst! „Zu jung, als daß man ihm seine Eitelkeit übelnehmen könnte.“ [Meinung des Vaters in einem Brief an den Sohn.] Ich trug diese Worte lang bei mir herum, examinierte meine Erfahrung genau, am Ende besuchte ich ihn extra heute abend. Aber gewiß ist er weder zu jung, noch eitel. Er ist jung; aber gewiß wirst auch Du den Mann nicht nach den Jahren schätzen. Wenn Du ihn einmal sähest und den Herzenseifer bei ihm bemerktest, Klarheit in alle zu bringen, wie er sie in sich hat, seine Freundlichkeit, seine Herablassung, auch zu Schwächen, über die der Philosoph lächelt –, Du würdest sein Auftreten nicht für das Werk der Eitelkeit halten können.

Übrigens sagt er selbst: Die Philosophie Hegels sei nicht vollendet; man müsse eben den Geist walten lassen, daß er sich mehr und mehr seinem Ziel nähere, freilich ohne alle Rücksicht auf Nebendinge oder praktische Interessen. Denn die Philosophie muß rücksichtslos sein^{22a} . . .

20. Aug. 1832: „Gestern hat Strauß eine sehr schöne Predigt getan und dem Volk wieder was zum Schwätzen gegeben (Zitat aus dieser Predigt an anderer Stelle: ‚Die Fürsten sollen bedenken, daß sie die Schafe zu weiden haben und nicht bloß zu scheren²³!‘).

Ich lag gestern nacht in der Lindenallee auf einer Bank, hört' ich drei Mädchenstimmen näherrücken: ‚Ja, man dürfe ihm nicht so ganz trauen; er sei einmal ungläubig, aber sei doch so eine eigene Art.‘ – ‚Jo, ond wenn er den Satz net vielleicht poetisch gnomme hat?‘ – ‚Drum, so mein i au, grad raus wär's vielleicht anders.‘ In diesem Augenblick entdeckten sie die schwarze Masse auf der Bank und als ich mich bewegte, sprangen sie mit lautem Schrei vorbei.

Die Schübler²⁴ haben auch schon gewünscht, ich möchte den Unterschied von Strauß' Lehre genau sagen. Da kam ich natürlich in Verlegenheit. Denn ich mußte denken, daß alles mißverstanden werde. Ich konnte mir nicht anders helfen, als daß ich den Pelzmärkte der Nichtunsterblichkeit, wie man das Ding hieß, losließ, worauf sie zufrieden mit ihrem Schrecken waren . . . Es ist ganz unglaublich, wie ganz Tübingen von dieser Philosophie angesteckt ist und ganz leicht glaublich, wie wenige was Rechtes davon eingesteckt haben. Es wird gestritten in allen Visiten, in jedem Kollegsaal, in jedem der Tübinger Tale, auf Kreuzwegen, Brücken und Stegen und kommt immer weniger heraus. Selbst recht verbundene Herzen maskieren sich in grimmigen Gesichtern ob dem Untier: ‚Begriff‘. Es wäre erträglicher, die ärgste Verachtung dieser Philosophie mitanzusehen als das klägliche Federrupfen. Doch läßt sich

nicht leugnen, daß viele geweckt worden sind, die vielleicht noch einige Stündlein geschlafen hätten. Freilich vorerst zu einem Dämmerlicht! Doch geht's vielleicht bald besser.

Vorher aber muß ich in der Burg selbst recht bekannt sein, ehe ich alle ihre Schwächen recht kenne. Unsicher wäre es, bloß mit Fernröhren von außen zu spekulieren. Hinauskommen läßt sich über eine Sache doch erst, wenn man recht in ihr gewesen ist. Aber auch so muß immer etwas nicht bloß nebenhergehen, sondern recht dabei und darin mitleben. Es ist was Herzloses um den isolierten Begriff und auch die Ausstaffierung mit Gefühl und Phantasie hilft nicht genug.

Ohne das tiefere Streben des Herzens käme gewiß gar nichts heraus. Lehrt doch diese Philosophie selbst, daß der Geist in allem, was er tue, mit allem, was er habe, dabei sein muß²⁵."

27. Aug. 1832: „Ich fühle wohl, wie die neueste Philosophie und eine Menge gegenwärtiger Umstände nach Freud und Leid beitragen, die Widersprüche, die in mir teils schliefen, teils träumten, immer heller zu wecken, wie aber auch die Kräfte, von Gott gestärkt werden, sie alle zu besiegen. Ich versichere Dich, diese Siege sind nicht die der Philosophie, keine vor denen Du Dich zu fürchten hättest; sie sind Früchte bitterer Not, die ich nicht gepflückt habe²⁶.“

12. Dez. 1832: „Strauß hat sich letzthin in einem interessanten Gespräch sehr bestimmt über seine Stellung zu Gemüt und Offenbarung ausgesprochen. Von Versöhnung mit letzterer sei keine Rede, ehe sie ihre Form (d. i. den geschichtlichen Boden) opfere. Ich äußerte so etwa: Was die Spekulation zu viel abschneide, werde der vernünftige Calcul der Zeit schon wieder annähen. Davon wollte er aber nichts hören und gab mir in freundlicher Unterhaltung ein Probchen spekulativer Exegese, an dem von mir vorgeschlagenen 15. Korinther-Kapitel.

Die Philosophie scheint sich wieder recht in ihren Idealismus einschließen, die Geschichte aber stehen zu lassen oder gewaltsam formieren zu wollen. Strauß äußerte gegen mich, schriftlich gegen die Offenbarung auftreten zu wollen, auf dem Katheder aber darüber zu schweigen. Ich bin begierig auf diesen neuen Paulum, aber ich fürchte für ihn²⁷.“

Das hier erwähnte vertrauliche Gespräch zwischen Strauß und Gundert dürfte das letzte zwischen beiden gewesen sein. Am 20. Januar 1833 starb Gunderts schon seit mehreren Jahren schwer leidende Mutter, dieser und andere harte Schicksalsschläge, der Tod mehrerer Freunde, eine gefährliche Nervenkrankheit, bei der Gundert vorübergehend das Gedächtnis verlor, und die Begegnung mit älteren und jüngeren Pietisten führten den Tübinger Studenten Schritt um Schritt zu einem lebendigen Christenglauben.

Mit kritischen Augen verfolgte nun Gundert Strauß' Wirksamkeit in Tübingen, und das Urteil, das jener beim Erscheinen des epochemachenden „Leben Jesu“ abgab, lautete (3. Juni 1835): „Strauß' Buch ist da, ich habe 1/7 darin gelesen. Durchaus negativ, lieblos, kann aber leicht ein Götze für viele

werden. Auf der ersten Seite, im ersten Satz ist der Sinn des Ganzen zusammengefaßt . . . Das Buch aus dieser Prämisse geschrieben, ist dann sehr klar, vollständig, durch das ganze Leben Jesu hindurchgeführt. Es ist gar nichts gelassen: alles Mythe, nicht bloß Anfang und Ende des Lebens sind vom Mythischen angefressen. Die Vorrede sagt dann (wirklich platt), natürlich bleiben damit alle religiösen Ideen völlig unangetastet. – Aber der Herr lachtet ihrer; er wolle auch den Strauß beschämen – etwa so, wie er's am wenigsten wünschte, durch eine Bekehrung von Grund aus²⁸.“

Schlußbemerkung

Wenn auch der geniale Gundert in seinem Leben eine Vielzahl von Haupt- und Nebenberufen in hervorragender Weise ausgeübt hat (Missionar, Theologe, Sprachenforscher, Indologe, Historiker, Geograph, Schriftsteller, Redner, Schulinspektor, Komponist, Musiker, Arzt, Verleger), so gibt es doch einen Beruf, der durch das ganze Leben hindurch zu verfolgen ist und der von der Kindheit bis ins höchste Alter große Freude bereitete: der Beruf des Lehrers. Schon als Zehnjähriger unterrichtete Hermann sein Schwesterlein im Klavierspiel, und der Greis gab in seinen letzten Lebensjahren zwei Enkeln Unterricht in Geschichte und Religion.

Beim Tode Strauß' schrieb Gundert: „Ich beklage, daß Strauß nicht Lehrer wurde; sein ganz eminentes Lehr- und Verklärtalent blieb fast brach liegen²⁹.“ Und an anderer Stelle heißt es im gleichen Jahr: „Er hatte alles Zeug zu einem weckenden Jugendlehrer in sich und kam nun mit der Jugend außer aller Berührung³⁰.“ Wahrscheinlich war Strauß für Gundert die erste bedeutende Lehrergestalt, die ihm in seinem Leben begegnete, und jener wurde zum Vorbild für Gunderts eigene Lehrtätigkeit.

Anmerkungen

Meine jahrelange Beschäftigung mit Hermann Gundert, dem Großvater Hermann Hesses (vgl.: „Der schwäbische Inder“, in Schwäb. Heimat 1968, S. 204 f.; „Halb in Indien – halb hier“, in Stuttgarter Zeitung v. 23. 4. 1968; Rundfunkmanuskript: „Missionar und Gelehrter“, zum 75. Todestag Hermann Gunderts am 23. 4. 1968), hatte schon seit längerer Zeit den Wunsch geweckt, die Beziehung zwischen Gundert und Strauß zu dessen 100. Todestag darzustellen. Eine große Enttäuschung war es jedoch, feststellen zu müssen, daß Gunderts Briefe bis 1833 in der großen, etwa achttausend Briefe umfassenden Sammlung, die seit einigen Jahren im Schiller-Nationalmuseum in Marbach verwahrt wird, nicht mehr vorhanden sind. Eine Dokumentation der Strauß-Gundert-Beziehung ist deshalb aus den Originalquellen für die wichtigste Zeit nicht mehr möglich. An gedruckten Quellen gibt es: J. Hesses Auswahl von Gundert-Briefen; Gunderts Lebensbild seiner Mutter mit Briefauszügen; Christianens Denkmal; Gunderts Lebensbeschreibung von J. Hesse mit Briefauszügen. Glücklicherweise aber hat Gunderts Sohn, Friedrich, eine große Zahl der nicht gedruckten Briefe, teils handschriftlich, teils maschinenschriftlich abgeschrieben und zwischen die gedruckten einbinden lassen, auch bei ‚Christianens Denkmal‘ und ‚Gunderts Leben‘ gibt es handschriftliche Ergänzungen, und nur dadurch war es möglich, diese kleine Studie vorzulegen. – Mein ganz besonderer Dank gilt Frau Rita Spring, der Enkelin Friedrich Gunderts, die mir die Benützung dieser Bände

gestattete. Herrn Dr. Walter Sachs, dem Bearbeiter und Herausgeber der Strauß-Werke, habe ich zu danken für Auskünfte zu Strauß' Tübinger Zeit.

Folgende Abkürzungen werden verwendet:

Chr. D. Christianens Denkmal. Ein Stück Familienchronik aus dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts [von Hermann Gundert]. Als Manuskript gedruckt [um 1865].

G. L. Aus Dr. Hermann Gunderts Leben von J. Hesse. Calw und Stuttgart, 1907, 2. Aufl.

Br. N. Aus dem Briefnachlaß von Dr. H. Gundert. Herausgeg. v. J. Hesse. Calw und Stuttgart, 1907.

F. G. hd. Friedrich Gunderts handschriftliche Ergänzungen.

F. G. ma. Friedrich Gunderts maschinenschriftliche Ergänzungen.

¹ Br. N., S. 75 (fälschlicherweise sind zwischen dem zweitletzten und dem letzten Satz im Druck: . . . gesetzt, s. Originalbrief im Schiller-Nationalmuseum).

² Leube, M. Das Tübinger Stift 1770–1950, Stuttgart 1954. S. 706.

³ Chr. D., S. 362 b, F. G. hd.

⁴ Bekanntlich ließen Kurz und Zeller als Maulbronner Seminaristen ihr erstes Werk drucken: Metrische Übersetzung englischer Dichtungen.

⁵ Chr. D., S. 213 f, und F. G. hd. S. 214 a.

⁶ Chr. D., S. 317 f.

⁷ Chr. D., S. 336 und F. G. hd. 336 a.

⁸ Chr. D., S. 350 ff.

⁹ Br. N., F. G. ma. S. 20/21.

¹⁰ Der Vater hatte Bedenken: „Mit eurer Klage werdet ihr schlecht wegkommen, es möchte wenig fehlen, daß man sie als revolutionär ansähe.“ (Chr. D. S. 351 und Br. N., F. G. ma. S. 21.) – Zeller stellt in seinen: „Erinnerungen eines Neunzigjährigen“, Stuttgart 1908, die Angelegenheit so dar, als ob er als Primus Hartmann das Schriftstück mit der Ehrenerklärung übergeben habe und anschließend zum Ephorus gegangen sei. Gundert als Lektor wird dabei nicht erwähnt. Dazu ist zu sagen, daß der Primus Zeller durchaus in diesen Dingen seine Aufgabe gehabt haben dürfte, doch muß Gunderts Briefen als Zeugnisse, unter dem unmittelbaren Eindruck verfaßt, ein größerer Wahrheitsgehalt zugeschrieben werden; außerdem bekennt Zeller ausdrücklich in der Vorbemerkung zu seinem Buch, das 60 Jahre nach den Ereignissen entstand: „Die Aufzeichnungen sind wirkliche Erinnerungen, d. h. sie sind nicht aus schriftlichen Quellen, sondern lediglich aus dem Gedächtnis geschöpft. Briefe hätten manches ergänzen können, aber Augenschwäche verhinderte dies.“

¹¹ Br. N., F. G. hd. 10 e.

¹² Chr. D., S. 389 f.

¹³ G. L., F. G. hd. 56 a. – Am 24. 10. 1831 bezog Gundert die Universität Tübingen. Im Stift bewohnte er zuerst die Stube Schwärzloch. Sein Freund Ernst Reinhard und Eduard Zeller waren Stubengenossen; der Repetent war der spätere Prälat Sixt Karl Kapff: „Unser Buonopartle“ wegen auffallender Ähnlichkeit mit Napoleon. Nach Promotion zum Dr. phil: und dem Schlußexamen verließ Gundert die Universität am 18. 9. 1835.

¹⁴ Hoffmann, Chr.: Mein Weg nach Jerusalem, Jerusalem 1881, Bd. 1, S. 406: „Er [Gundert] trat auch in Berührung mit mir und da unsere Gespräche bald auf Poesie und Literatur fielen, womit auch er sich viel beschäftigt hatte, so legte ich ihm einzelne meiner Gedichte, die ich für die gelungensten hielt, zur Beurteilung vor. Er fand sie, indem er den Maßstab goethischer und späterer Lyrik anlegte, zu schwerfällig, zu anspruchsvoll und zeigte mir einzelnes von ihm, worin gerade Stimmungen und Lagen des Augenblicks mit Gewandtheit poetisch verarbeitet waren.“ – Vgl. dazu auch Hermann Hesse: „Großväterliches“ (Gesammelte Werke, Bd. 10, S. 302), wo der Enkel ein Gedicht Gunderts aus seiner Tübinger Studentenzeit veröffentlichte und beurteilt.

¹⁵ Br. N., F. G. ma. S. 29.

¹⁶ Andere Kurzurteile Gunderts: Haug, Universalgeschichte: „gut und schön.“ – Sigwart, Logik: „nüchtern“ (G. L., F. G. hd. S. 56 d).

¹⁷ Br. N., F. G. hd. 10 l.

¹⁸ Br. N., F. G. hd. 10 k.

¹⁹ Chr. D., S. 390, Fußnote.

²⁰ Br. N., F. G. hd. 10 h.

²¹ Br. N., F. G. ma. S. 35 f. – Um diese Zeit oder etwas früher dürften auch folgende Briefäußerungen geschrieben worden sein: „Strauß wird ein Licht. Ich habe ihn gesucht. Dem ist's darum zu tun, Klarheit in die Köpfe zu bringen. O, Strauß, bring Salz in das faule Leben!“ J. Hesse hat anscheinend aus verschiedenen Briefen auf Strauß bezügliche Stellen aneinandergesetzt und als Brief vom August 1832 in G. L. abgedruckt. Die Fortsetzung dieser hier angeführten Sätze ist nämlich jener weiter unten wiedergegebene Brief vom 20. 8. 1832. In F. G. s. Ergänzungen finden sich die in dieser Anmerkung zitierten Sätze nicht. Trotzdem ist nicht zu zweifeln, daß es echte Gundertsätze sind (G. L., S. 26). – Um den Aufsatz nicht zu umfangreich werden zu lassen, habe ich darauf verzichtet, auf die wichtige Rolle einzugehen, die Goethe, besonders nach seinem Tode (gest. 22. 3. 1832) in dem Kreis um Gundert spielte, sowohl als Dichter als auch als Mensch. Es gab ein Genie-Treiben der jungen Leute; Gunderts Freund Gustav Rümelin (1815–1889, der spätere berühmte Kanzler der Universität Tübingen) galt als „ein Ideal von Schönheit und Klarheit, dessen Äußeres und Inneres ein verjüngtes Ebenbild schien von dem verehrten Dichtersfürsten Goethe . . .“ (G. L., S. 28). – Ein zweiter wichtiger Bereich war die eingehende Beschäftigung mit der deutschen und europäischen Politik (vgl. dazu Leube, Gesch. d. Tüb. Stifts, S. 528 ff. „Patrioten, Nordland und Königsgesellschaft“), auch darauf konnte nicht eingegangen werden; ein Hinweis möge genügen: Am 19. 4. 1833 berichtet Gundert von seinem Besuch bei Uhland: „Es scheint ihm dringende Pflicht, die Wahl zum Landtag nicht auszuschlagen . . . Er hat mich auf Steins Briefe aufmerksam gemacht (1813–1831), der edle Mann [Stein] hat seine Zeit gekannt und erkannt . . .“ Br. N., F. G. hd. 10 z). Sehr wahrscheinlich hat Strauß durch seine Vorlesung über Logik und Metaphysik nicht nur allgemein die Beschäftigung mit Dichtung und Politik bei seinen Schülern beeinflußt.

²² Br. N., F. G. hd. 10 k.

^{22a} Br. N., F. G. hd. 10 p.

²³ Chr. D., F. G. hd. 396 b: E. Reinhardt 20. Aug.: „Gestern gaudierte uns Strauß mit der Bemerkung auf der Kanzel: „Die Fürsten . . .“

²⁴ Professorenfamilie in Tübingen, bei der Gundert verkehrte: „Sonntag abends komme ich als zu etlichen Frauen und Mädchen in Schüblers Haus. Ich werde dort manchmal furchtbar maliitiös, denn die alten Jungfrauen stehen im Schimmer strahlender Weisheit und sind anmaßende Dilettantinnen . . .“ (Brief v. 2. 12. 1832, Br. N., F. G. ma. S. 54).

²⁵ Br. N., F. G. hd. 10 s.

²⁶ Br. N., F. G. hd. 10 t.

²⁷ Br. N., F. G. hd. 10 w.

²⁸ Br. N., F. G. hd. 13 k; der Satz: „Die Vorrede sagt . . .“ fehlt bei F. G., siehe Originalbrief, Schiller-Nationalmuseum.

²⁹ Br. N., S. 327.

³⁰ Br. N., S. 322.

Ludwigsburg im Umbruch vom Jagdschloß zum regionalen Zentrum

Von Erich Faßl

Städtebaulicher Rückblick

Das Werden, Gedeihen und Vergehen lebender Organismen verläuft in periodischen Abschnitten. Mensch, Tier, Pflanze machen die gleichen Stadien von der Geburt bis zum Tod durch. Städte werden von Menschen geschaffen und sind augenscheinlich denselben Gesetzen unterworfen. Nur wenige Gemeinwesen menschlichen Beieinanderseins waren hiervon bisher ausgenommen. Andere gehen in neuen „Gemeinden“ auf und leben in anderer Form weiter. Viele sind untergegangen. Welcher Vergleich läge näher, den Lebenslauf einer Stadt mit den Stadien des menschlichen Lebens zu vergleichen? Unter diesem Leitsatz soll auch die folgende Betrachtung stehen.

Ludwigsburg ist wenig älter als 250 Jahre, die meisten unserer Städte im Lande wurden im 12. und 13. Jahrhundert gegründet, sind also mehr als 700 Jahre alt. Ludwigsburg ist deshalb eine verhältnismäßig junge Stadt. Steht sie deshalb in der Jugend ihrer Jahre, ist sie trotz ihrer 250 Jahre eine alte Stadt und damit dem Ende nahe?

Allein in den gründungsgeschichtlichen Anfängen liegen Fakten, die wir heute in unsere Überlegungen einbeziehen müssen und die ganz anders zu beurteilen sind als in anderen Orten.

Unsere mittelalterlichen Schwesterstädte haben leichter erkennbare wirtschaftliche, politische oder militärisch begründete Entstehungsursachen, sind organisch gewachsen, gelegentlich auf ihrem Bestand verharret oder wieder auf bescheidenere Ausmaße zurückgegangen.

Der Mensch in den Städten des Mittelalters lebte nach anderen geistigen und religiösen Vorstellungen. Die Stadt endete am Stadttor, der alltägliche Lebensraum war durch eine Mauer eingeeengt. Jenseits der Stadttore lag für die meisten das Unbekannte. Die Städter mußten jederzeit um ihre Existenz fürchten und deshalb auf ihre militärische Verteidigung bedacht sein: je kleiner die Länge der zu verteidigenden Mauer, desto größer die Aussicht, sich gegenüber den Angreifern zu behaupten. Also ein Grund, sich auf engstem Raum zu begnügen und so dicht wie möglich zu bauen. Daß auch der Vor-Renaissancemensch keine Freude an einer Grünfläche oder einem kleinen Garten innerhalb seiner Stadtmauer gehabt haben soll, ist unwahrscheinlich. Zugunsten einer konzentrierten Bebauung mußte aber darauf verzichtet werden. Über den Zusammenhang zwischen Stadthygiene und

Massenerkrankungen hatte der Städter keine Vorstellung. Seuchen, Pest, Typhus, Cholera und Schwindsucht wurden zum Schicksal und ihr Ausbruch war nicht „umweltbedingt“ ursächlich.

Inzwischen haben sich die Verhältnisse grundlegend geändert. Ein Geschäftsleben hat sich überhaupt erst später entwickelt, vor allem aber ist das Auto als Verkehrs- und Transportmittel hinzugekommen. Dafür waren die Straßen beim Bau der Städte weder gedacht noch berechnet. Das System kann heute also gar nicht funktionieren. Jedermann weiß das, trotzdem wurden seither nur unzulängliche Konsequenzen gezogen. Es waren Zugeständnisse an das Kraftfahrzeug, die Folgen daraus waren überaus negativ: Luftverschmutzung, Belästigung der Einwohner, gegenseitige Behinderung der Einkaufskunden und der Besucher, die Beseitigung lebenswichtigen Grünraumes. Da wir uns so gern in Schlagworten ergehen, müssen wir feststellen, daß die „Immissionen“ unser Leben außerordentlich negativ beeinträchtigen, unsere „Umwelt“ ist nicht mehr in Ordnung. Ob sie es jemals war, sei dahingestellt. Die Hygiene in der Stadt des Mittelalters war auch nicht gerade der Gesundheit und dem Leben der Menschen förderlich.

Das haben wir vergessen, wenn wir mit der Kamera bewaffnet durch Meersburg, Rothenburg oder Marbach schlendern. Im Urlaub finden wir es romantisch, aber möchten wir auch ständig dort leben? Die Aufbereitung dieser wertvollen Bausubstanz für das Wohnen, Arbeiten und Geschäftsleben für heutige und künftige Ansprüche macht uns Sorge und wird allein von den Kosten her Generationen beanspruchen. Um Bevölkerungsexplosionen heutigen Ausmaßes brauchten sich die Stadtväter des 13. Jahrhunderts keine Sorgen machen; Krankheiten, Seuchen und Kriege sorgten dafür, daß die Zahl der Einwohner nicht über Gebühr in die Höhe schnellte. Das alles gilt schon lange nicht mehr. Dafür stellt uns die heutige Zeit vor neue Probleme.

In Ludwigsburg liegen die Verhältnisse anders. Ludwigsburg ist ein halbes Jahrtausend jünger als die mauerumwehrten, mittelalterlichen Gründungen im Lande. Aufklärung, Renaissance, barocker Lebensübermut der Menschen, die Entwicklung der Kriegstechnik, das Zurückfinden zur Natur hatten entscheidende Folgen für den Städtebau. Vieles war anders als 500 Jahre vorher. Die Stadt bekam von vornherein ein ganz anderes Gesicht. An den Auswirkungen für unser heutiges Leben, die ihren Ursprung in den Anschauungen von städtischer Baukunst von damals und in den Bedürfnissen der Entstehungszeit hatten, profitieren oder leiden wir noch heute.

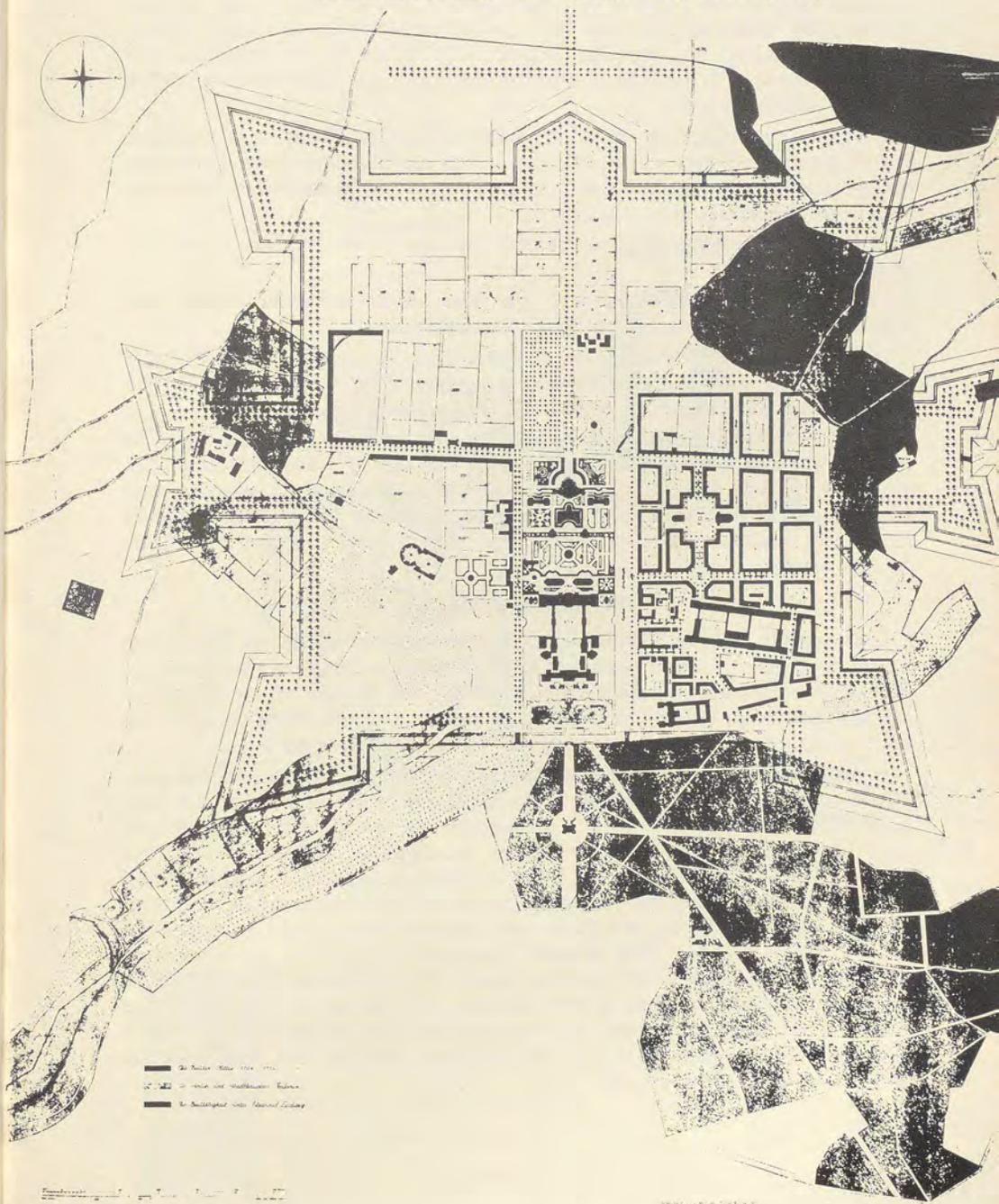
Tatsache ist, daß das Innenstadtdgebiet – im Vergleich zu mittelalterlichen Stadtgründungen – noch immer erstaunlich locker bebaut ist, die Stadt hat noch beachtliche Grünflächen im Inneren der städtischen Quartiere, dicht dabei liegen die Anlagen um das Schloß, unfern der Altstadt sogar ein ganzer Park, der Favoritpark, und nicht fern der Stadtmitte die grünen Wiesen der Marienwahl.

Ludwigsburg hat ein wohlgeordnetes Straßensystem. Das innerstädtische Verkehrs- und Erschließungsnetz ist aber nach Gesichtspunkten geplant, die den städtebaulichen Vorstellungen und Bedürfnissen des Verkehrs von damals gerecht wurden.

Stadtplan von 1726
 Wehrtechnisch überholter Versuch einer befestigten Stadt im Sinne der Renaissance

Ludwigsburg

Rekonstruktion des von dem Grafen Adolf von Soltmann gestifteten Stadtplans aus dem Jahre 1726.



- die Festungswerke 1726-1730
- die Häuser und Hofgebäude
- die Bastionen und Außenwerke

Die Substanz der Gebäude in der Innenstadt ist zwar auch schon alt und größtenteils überholungsbedürftig. Sie ist aber nicht in so zusammenhängenden Abschnitten abbruchreif wie weite Gebiete der aus dem Mittelalter stammenden Stadtkerne. Viele Gebäude, verstreut unter den älteren, sind entweder erst in viel jüngerer Zeit entstanden oder aber von den Bewohnern stetig unterhalten und modernisiert worden. Das sollte bei der Abgrenzung zusammenhängender Flächen zu denken geben. Unsere Generation und die kommenden müssen aber den ihr gestellten Auftrag im Auge behalten: die Stadt auf die künftige Entwicklung im Lande abzustimmen und für die gestellten Forderungen unserer Zeit aus der Sicht des regionalen Raumes aufzubereiten.

Wir müssen uns aber noch einige weitere wichtige Faktoren und Fragen vor Augen führen, ehe wir die Ausgangslage für Gedanken und Planungen für die ganze Stadt, speziell aber für den historischen Kernbereich, gefunden haben. Die Fragen stellen sich so:

Was war Ludwigsburg? Was ist Ludwigsburg heute? Was soll aus Ludwigsburg werden?

Das Wichtigste aber: Was will die heute verantwortliche Generation selbst aus der ihr anvertrauten Stadt machen?

Daß in den Antworten auch die Stadtmitte nur aus der Sicht der Gesamtstadt gesehen werden kann, wo sie nur einen allerdings entscheidenden Schwerpunkt darstellt, wird nicht bestritten werden können.

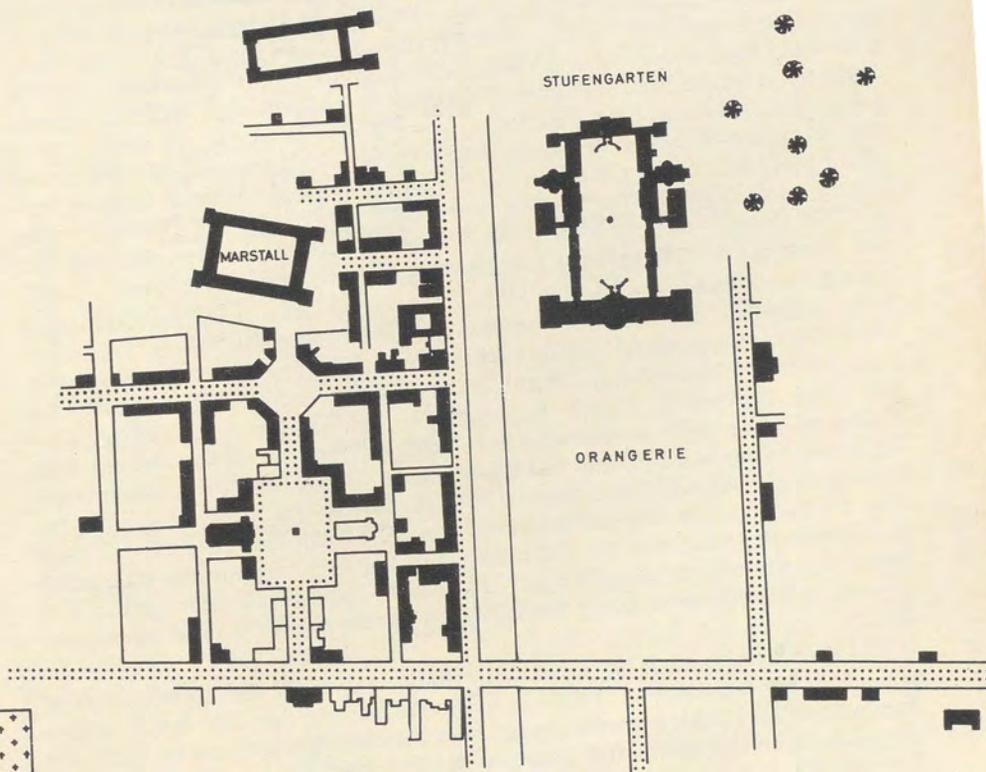
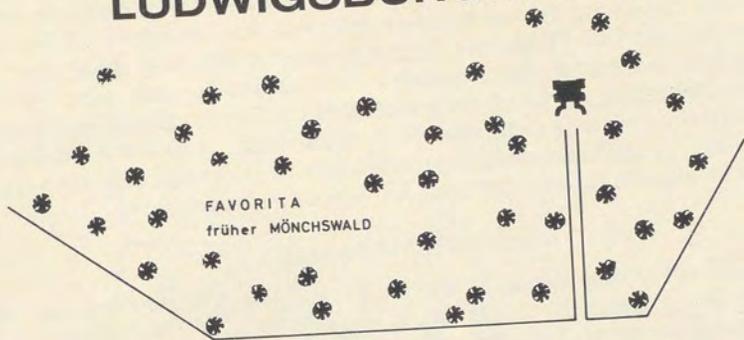
Die gegenwärtige städtebauliche Situation ist auch für Ludwigsburg ohne Rückblick in die Geschichte nicht denkbar. Es wäre töricht und kurzsichtig, die geschichtliche Tradition einer Stadt als Gemeinwesen vieler Generationen vor uns in Wohlstand und Niedergang, in Zeiten der Blüte und solcher der Armut, des überschwenglichen Optimismus und der Verzweiflung außer acht zu lassen.

Die heutige Kernstadt

Ludwigsburg steht im Vergleich zu den zahlreichen, viel älteren Städten im Lande in seiner „Jugend“ und hat eine verhältnismäßig kurze Geschichte. Trotzdem hat es längst eine Tradition, um die sie andere beneiden. Dieses Gesicht gilt es zu wahren und fortzuentwickeln. In den Vorstädten ist die Lage entsprechend ihrer Bedeutung nicht wesentlich anders.

Natürlich wird es immer wieder Befürworter geben, die am liebsten alles Alte beseitigen möchten, weil es ja angeblich doch nur belaste und die freie Entwicklung hemme. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß gerade diese ältesten Teile der Innenstadt aus der Zeit der Gründung ein Stück unserer Kultur sind und den Charakter der Stadt mithelfen zu prägen. Wenn wir unserer Geschichte und unserer Kultur den ihr gebührenden Platz einräumen wollen, bleiben uns aber auch Konsequenzen nicht erspart. Wir müssen Opfer bringen. Wir müssen aber auch bereit sein, auf einiges zu verzichten, um um so konsequenter Gutes, Überzeugenderes erhalten zu können. Es wird uns nicht erspart bleiben, uns daran zu gewöhnen, daß Bauen ganz besonders unter der Auflage der Historik viel Geld kosten wird. Die Größenordnung, mit der die Erhaltung kultureller Güter bewertet werden muß, ist erschreckend.

LUDWIGSBURG um 1730



LINDEN-ALLEE

□ AMTSHÄUSER

Nun macht sich in jüngster Zeit ein ganz entscheidender Wandel im Denken über die Erhaltung städtebaulicher Anlagen und einzelner Kulturbauwerke bemerkbar. Die Pflege der Vergangenheit stößt nicht mehr auf das Unverständnis der hinter uns liegenden Zeit, in der es allzu sehr um die materiellen Belange ging. Langsam breitet sich ein Zug Romantik im Denken unserer Zeit aus. Das soll recht sein. Nur ist zu hoffen, daß das Pendel nach 20 Jahren der Vernachlässigung geschichtlicher Werte nicht zum Gegenteil ausschlägt, vielmehr ein vernünftiger Mittelweg gefunden wird.

Was war Ludwigsburg?

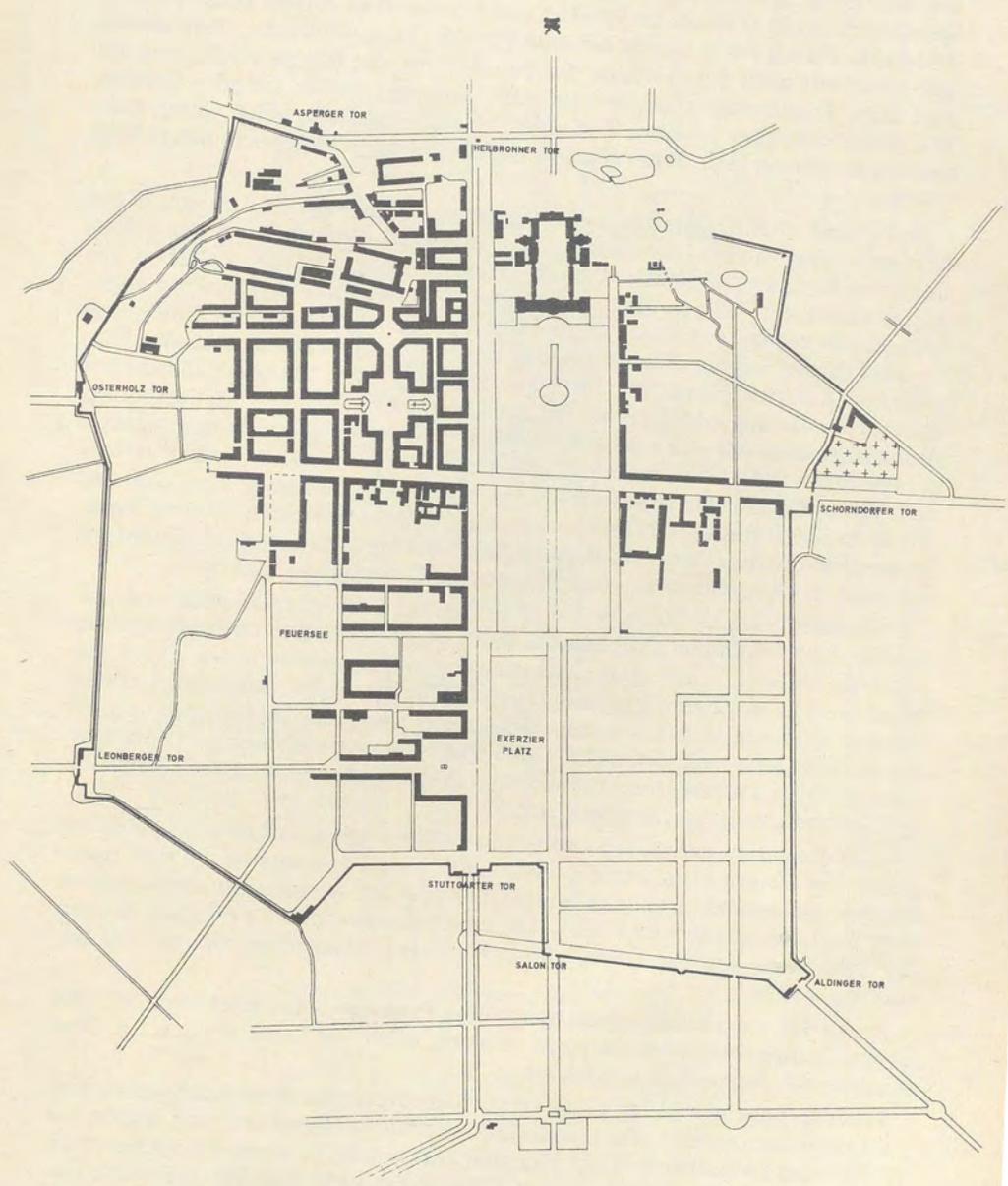
Die Anzahl der vorhandenen Städte im Herzogtum Württemberg war um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert ausreichend. Weiterer Bedarf bestand nicht, weder wirtschaftliche, militärische noch bevölkerungspolitische Gründe machten eine neue Gründng erforderlich. Das vorhandene Netz an Städten und anderen Gemeinwesen hatte sich bewährt. Eine neue Stadt mußte auf Grund der ausgeglichenen Struktur im Lande erhebliche Schwierigkeiten verursachen, weil das Marktgefüge ausgeglichen war. Eine Neugründung in diesem Raum mußte sich wirtschaftlich sogar störend auswirken. Auch die Markungen waren längst „vergeben“. Wir leiden noch heute oder besser erst heute richtig an der Platz- und Entwicklungsnot der zur Verfügung stehenden Markung. Die Vorstädte haben es zum Teil bis heute nicht vergessen, daß sie von ihren Markungsflächen abtreten mußten, um eine neue Stadt Ludwigsburg überhaupt ins Leben rufen zu können.

Doch diese Bedenken hielten Herzog Eberhard Ludwig bei der Gründung nicht davon ab, die benötigte Markungsfläche für „seine“ Stadt herauszuschneiden. „Zielplanung“ und Bereinigung damaliger Bedenkenlosigkeit hinsichtlich wirtschaftlicher Lebensfähigkeit der neuen „gegründeten“ Stadt und dem Fortbestehen der benachbarten vorhandenen „gewachsenen“ Städte ist erst eine Sache unserer Zeit. Aber wir spüren es täglich und müssen damit fertig werden, daß Ludwigsburg zu dicht an der Landeshauptstadt liegt und der Abstand zum aufstrebenden Bietigheim klein geworden ist. Von der Not um die Eigenständigkeit von Kornwestheim oder dem lebensbedrohenden Schlag, den die Gründung von Ludwigsburg auf die ehemalige Freie Reichsstadt Markgröningen als einem der gegebenen natürlichen Zentren des mittelalterlichen Städtetzes ausüben mußte, ganz zu schweigen.

Der Gründungsanlaß für eine neue Stadt war nicht die Notwendigkeit einer neuen bürgerlichen Siedlung, vielmehr ein für die Zeit bescheidenes Jagdschloß. Das Schloß wuchs, es wurden Handwerker gebraucht, darunter auch Gastarbeiter, aber auch Metzger, Bäcker, Bedienstete, Beamte. Heute würden wir sagen, es waren „Dienstleistungen“ zu erbringen. Alle mußten Platz zum Arbeiten, Wohnen, Leben finden.

Schon dieser gar nicht in die Zeit passende Gründungsablauf macht uns heute Schwierigkeiten. Hätte nämlich Herzog Eberhard Ludwig von vornherein den Bau eines Schlosses des späteren Umfangs im Auge gehabt, so hätten ihm seine Architekten ein anderes Gelände vorgeschlagen. Barockschlösser baute man in der Ebene und in breitgelagerter Form, nicht aber als geschlossene Innenhofanlage und in hügeliger Topographie.

LUDWIGSBURG um 1800



Das Auf und Ab des geschichtlichen Verlaufs unserer Stadt ist bekannt. Nach Westen wurde die Stadt von damals nie ganz fertig; In der Höhe der Hospitalstraße bricht der barocke Raster von der geologischen Platte, auf der der Kern der Altstadt rund um den Marktplatz liegt, ins Tal ab, die Schachbrettstruktur findet im Westen und Nordwesten keinen konsequenten Abschluß. Provisorien haben bekanntlich die Eigenschaft, zu überdauern, also blieb uns auch die Siedlung der Bauarbeiter, die Bauhofstraße, aus der Zeit ihrer Entstehung erhalten und paßt gar nicht in das barocke System. Wir sollten darüber in einer Zeit, die sich auch baukultureller Güter erinnert, nicht traurig sein. Jeder Eingriff müßte auf ein Mindestmaß beschränkt werden.

Auch eine Stadtmauer im wehrtechnischen Sinne hat Ludwigsburg nie besessen. Hier haben die meisten der im Mittelalter gegründeten Städte unbeabsichtigten Vorsprung. Gerade die später zugeschütteten Gräben vor den Stadtmauern sind trefflich nach topographischen Gesichtspunkten angelegt. Heute eignen sich diese meist ringförmigen Bänder um die Stadtkerne vorzüglich als Sammelstraßen für den Kraftfahrzeugverkehr: Nur der Hintergrund hat sich geändert. Uns steht aus der städtebaulichen Geschichte unserer Stadt eine solche Trasse für eine Sammelstraße nicht zur Verfügung, deshalb müssen wir uns erst eine schaffen. Die ersten planerischen Ansätze gehen in die 60er Jahre zurück. Die Linienführung wurde mehrfach verbessert, auch aus der Öffentlichkeit kamen Vorschläge. Es zeigte sich, daß eine ideale Lösung, die alle Wünsche beinhaltet, nicht gefunden werden kann. Besonders einschneidend ist, daß die Stadt hier praktisch keinen Grund besitzt und die Auswirkungen deshalb private Grundstücke treffen.

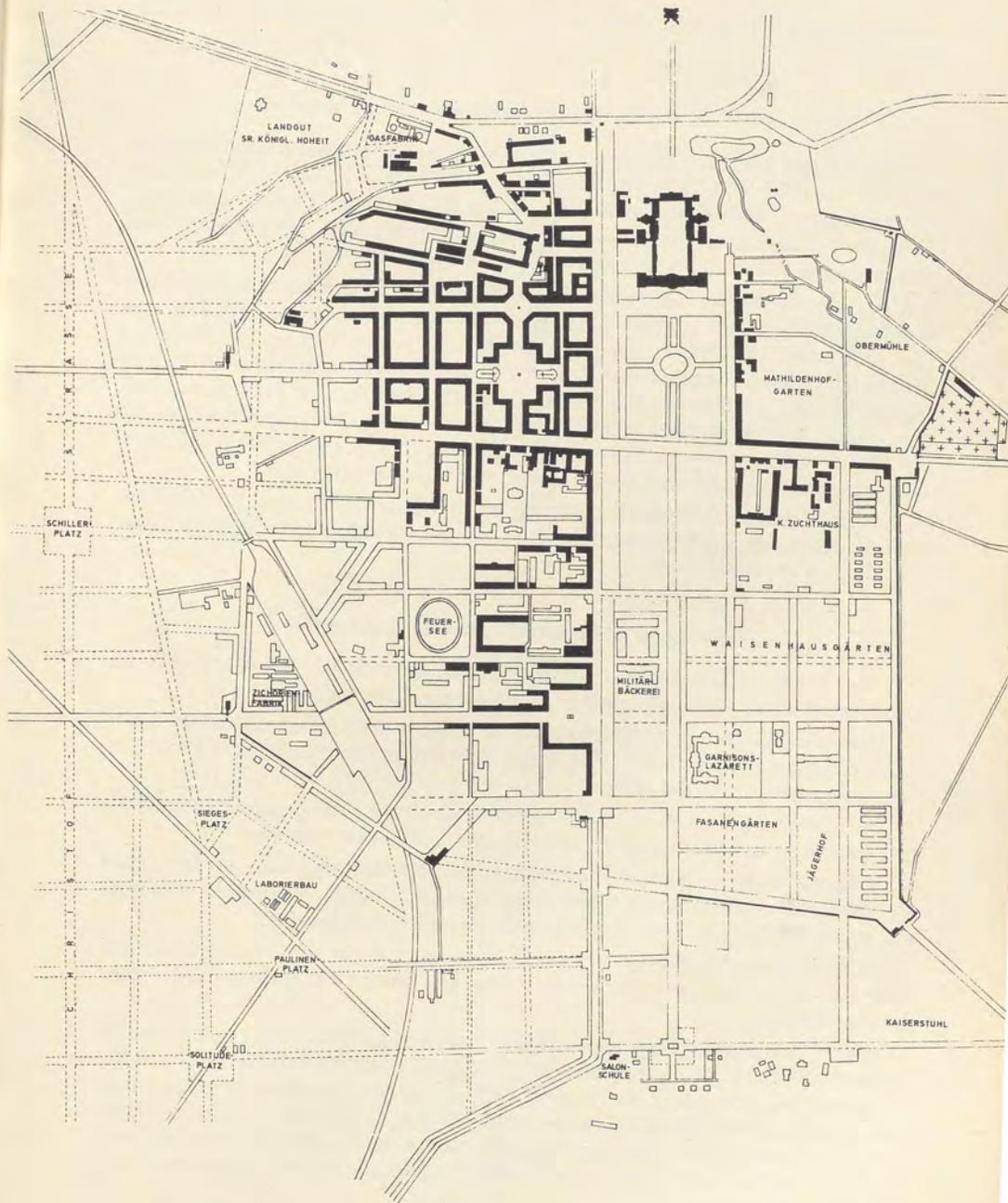
Und damit sind wir bereits bei dem uns bei allen planerischen und ordnenden Überlegungen auch für die Innenstadt scheinbar unbewältigbaren „Moloch Verkehr“, der allen Planern so viel Kummer bereitet. Denn niemand möchte sich heute von seinem so liebgewordenen Automobil trennen. Unserer bequemlich gewordenen Menschheit ist selbst der Fußweg von der Bärenwiese oder von der ehemaligen Talkaserne zum Marktplatz zu weit. Deshalb stehen diese doch vorhandenen Plätze auch während der Geschäftszeit leer oder werden zweckentfremdet.

Auch diese hier zutage tretende menschliche Eigenschaft ist eine Tatsache, an der der Planer nicht vorbeigehen kann: Kein Parkhaus würde von Autofahrern akzeptiert, wenn es weiter als 250–300 m vom Einkaufszentrum weg liegt, es würde sich auch kaum eine Trägersgesellschaft finden, die auf ihr Risiko ein solches kostspieliges Parkhaus finanzieren, bauen und betreiben wollte.

Damit ist ein allerdings hochaktuelles Problem beleuchtet, dem wir die größte Aufmerksamkeit schenken müssen, wenn wir Pläne für den Um- und Ausbau der Innenstadt erarbeiten.

Ludwigsburg wurde im Laufe seiner Geschichte zur Residenz, war einmal „3. Landeshauptstadt“, Garnisonsstadt, „Landeswaffenplatz“ und wurde zur Wohn- und Industriestadt. In jüngster Zeit wurde es sogar Hochschulstadt, und die „Stadt der Schlösser und Gärten“ ist nicht nur ein Werbeslogan. Am 5. April 1974 öffnete die Gartenschau ihre Pforten zum 20. Male. Das „Blühende Barock“ wurde weit über die Landesgrenzen zum Begriff für eine

LUDWIGSBURG um 1880



erholungssuchende Menschheit. Und schließlich machten die Schloßkonzerte und die Theateraufführungen im Schloß die Stadt zur anerkannten Kulturstadt.

Alles in allem eine gute Startposition, um mit diesem Kapital in die Zukunft zu gehen.

Was ist Ludwigsburg heute und was soll es werden?

Die nach der soeben vollzogenen Eingliederung von Neckarweihingen als sechste Vorstadt 86 000 Einwohner zählende Stadt ist „Große Kreisstadt“ mit zentralen Funktionen im Ballungsraum nördlich der Landeshauptstadt, „Mittelzentrum“ nach dem Landesentwicklungsplan und „Doppelzentrum“ gemeinsam mit ihrem südlichen Nachbarn Kornwestheim.

Mit anderen Worten heißt das: Ludwigsburg hat nach dem ihm zugedachten Entwicklungsziel umfassende, überörtliche Aufgaben zu erfüllen und soll sich mehr als bisher zum wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Mittelpunkt des hochindustriell entwickelten Neckartales zwischen Stuttgart und Heilbronn profilieren. Die Stadt soll dabei nicht nur ihr Eigenleben führen, sondern auch regionale Aufgaben wahrnehmen. Im einzelnen soll sie um das Wohnen, die Arbeitsplätze, die Erholung, die Versorgung, die Fortbildung und um kulturelle Aufgaben ihrer Bürger besorgt sein.

Welche Voraussetzungen liegen hierzu vor? Sind überhaupt die Mindestvoraussetzungen gegeben? Besteht die Chance, als selbständiges städtisches Individuum zu überleben?

Was sagen die übergeordneten Planungen?

In der Präambel des Landesentwicklungsplans steht der Kernsatz, den die Landesregierung zum Leitsatz der Landesentwicklung gemacht hat:

„Das Land Baden-Württemberg ist in seiner räumlichen Struktur einer Entwicklung zuzuführen, die der freien Entfaltung der Persönlichkeit in der Gemeinschaft am besten dient.“

Und die Definition eines „zentralen Ortes“ vom Rang eines Mittelzentrums, wie es der Stadt Ludwigsburg zugesprochen ist, lautet:

„Zentrale Orte sind Einrichtungen für die überörtliche Versorgung eines Verflechtungsbereiches mit Dienstleistungen. Sie sollen von jedem Wohnort aus mit zumutbarem Zeit- und Kostenaufwand erreichbar sein.“

„Mittelzentren“ sollen so ausgestattet sein, daß sie auch den gehobenen, seltener auftretenden qualifizierten Bedarf eines Verflechtungsbereiches decken können.

In der „Denkschrift über zentrale Orte“ heißt es weiter: „Ein zentraler Ort mittlerer Stufe muß auch den Bedarf an anspruchsvolleren Waren und besonderen Diensten decken. Hierbei handelt es sich im einzelnen um einen Ort, in dem sich weiterführende Schulen, ein Krankenhaus, Spezialgeschäfte, z. B. Buchhandlungen, Bekleidungsgeschäfte, Möbelhandlungen mit größerer Auswahl befinden und der Besuch von Theatergastspielen, Konzerten und Vorträgen möglich ist.“

PLANUNG BAULICHE MASSNAHMEN IM ALTSTADTGEBIET

-  IN DAS VERZEICHNIS DER BAUDENKMALE EINGETRAGENE GEBÄUDE
-  BESTEHENDE UND AUCH KÜNFTIG EINZUHALTENDE, HISTORISCHE BAUFLUCHTEN
-  ZONE I ZU ERHALTENDE BAUSUBSTANZ
-  ZONE II ERNEUERUNG UND VERÄNDERUNG MIT EINSCHRÄNKUNGEN
-  ZONE III AUCH ERNEUERUNG ZULÄSSIG
-  TEILÜBERBAUUNGEN MÖGLICH
-  BESONDERE REGELUNG BEI STÄDTEBAULICHEN VORAUSSETZUNGEN
-  KEINE EINSCHRÄNKUNGEN AUF GRUND HISTORISCHER BELANGE
-  GENEIGTE DACHFORM IST ZU ERHALTEN
-  FLACHDACH ZULÄSSIG
-  3 ZAHL DER VOLLGESCHOSSE
-  GELTUNGSBEREICH DES RAHMENPLANES
-  ZONENABGRENZUNG

M=1:4000

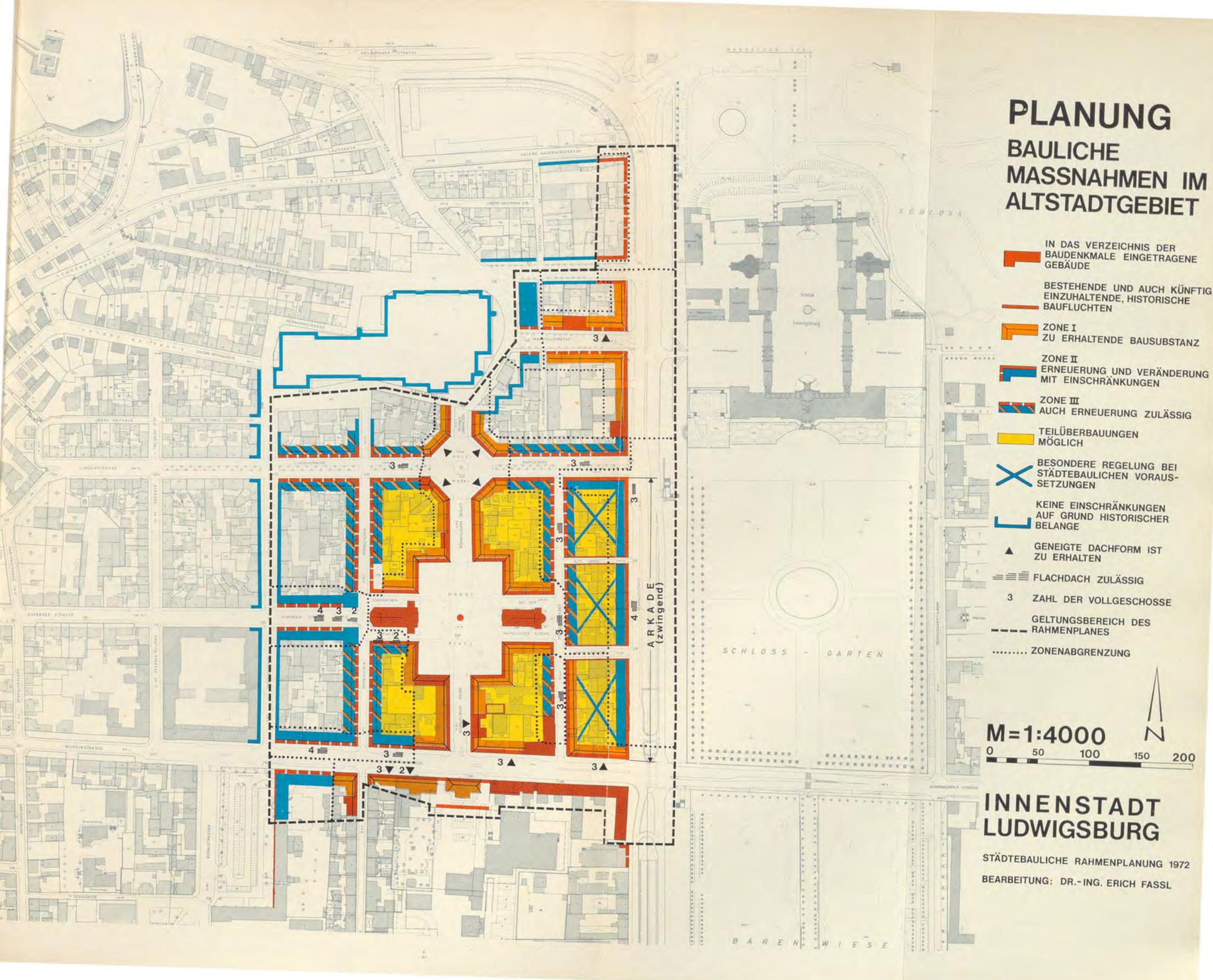
0 50 100 150 200



INNENSTADT LUDWIGSBURG

STÄDTEBAULICHE RAHMENPLANUNG 1972

BEARBEITUNG: DR.-ING. ERICH FASSL



Schließlich sagt der „Gebietsentwicklungsplan“, daß ein stärkerer Industrieansatz in Ludwigsburg nicht angezeigt sei. Die Stadt sei jedoch für weitere öffentliche und private Dienstleistungen noch aufnahmefähig, dabei werde solchen zentralen Dienstleistungen der Vorzug zu geben sein, die zwar in die Landesmitte gehören, aber nicht notwendig in Stuttgart untergebracht werden müssen. Letzteres heißt, daß Ludwigsburg für die Landeshauptstadt Stuttgart entlastend wirken soll.

Ein besonderer Hinweis ist im Gebietsentwicklungsplan für das Mineralbad Hoheneck enthalten: Der Ausbau der Kureinrichtungen wird in besonderem Maße angeraten! Und schließlich entnehmen wir den übergeordneten, die heutige Generation verpflichtenden Planungen ein entscheidendes Wort: „Der Schutz der barocken Schloß- und Stadtanlage ist besonders angezeigt.“ Damit sind die Aufgaben und Verpflichtungen aus der Sicht der übergeordneten Planungen klar umrissen. Alle Voraussetzungen für eine künftige Selbständigkeit sind gegeben. Hier liegt das Angebot unserer Zeit, das es zu nutzen gilt.

Der Charakter der Stadt

Ludwigsburg hat als Stadt einen unverwechselbaren Charakter für jeden, der ein Gespür für die Individualität einer Stadt hat. Äußerlich, für jeden sichtbar, wird diese geprägt durch die landschaftliche Lage, das Schloß und seine Anlagen, den Favoritepark mit Schloß Favorite und Schloß Monrepos, die Innenstadt, insbesondere den Marktplatz und seine Umgebung und die sowohl städtebaulich als auch landschaftlich überaus glückliche Zuordnung ihrer Vorstädte.

Aber auch andere Geschehnisse, wie die schon erwähnten kulturellen Veranstaltungen und regelmäßigen Attraktionen, prägen das Bild der Stadt im Bewußtsein seiner Besucher und Bürger. Als Beispiele seien der alljährliche Pferdemarkt, die Reit- und Fahrturniere, die Volkshochschule und das sommerliche Marktplatzfest genannt.

Aufgabenstellung und Voraussetzung für ihre Durchführung stehen in einem erfüllbaren Verhältnis. Die Stadt hat jede Aussicht, die gestellte Aufgabe zu meistern und die angebotene Klassifizierung im Raum zu rechtfertigen.

Nicht aber die Vielzahl zusammenhangloser Einzelmaßnahmen prägt den Typ einer Stadt, sondern ein ausgewogenes Programm. Viele Wünsche wird man streichen und eine sinnvolle Beschränkung auf die wichtigsten Bedürfnisse anstreben müssen. Der Erfolg setzt Kompromißbereitschaft und Rücksichtnahme voraus, ein Grundsatz menschlichen Zusammenlebens – über den wir uns so gern hinwegsetzen.

Die Auswirkungen aus städtebaulicher Sicht werden aber nicht spurlos an der Stadt vorübergehen, nicht an der Gesamtstadt und erst recht nicht an der Innenstadt.

Neuer Lebensinhalt für die Altstadt

Das Ziel jeder planerischen Aktivität in der Innenstadt kann nur lauten: das Zentrum attraktiv für jedermann zu machen und damit dem alten Stadtkern eine Überlebenschance zu geben.

Die historische Innenstadt besteht vornehmlich aus Flächen, die allein schon durch den Vorzug ihrer geschichtlich bewährten Lage, ihrer Anziehungskraft im Geschichts- und Heimatbewußtsein ihrer Bürger und dem Vorhandensein kultureller und wirtschaftlicher Tatbestände – auch wenn, oder gerade weil sie nicht dem letzten modischen Trend unserer Zeit gerecht werden – Vorrang vor jeder anderen städtebaulichen Entwicklung haben sollten. Nur gilt es, diese Flächen den heutigen Bedürfnissen anzupassen.

Eine Stadt lebt! Leben kann sich aber nur dort entfalten, wo wir die Voraussetzungen für die heutigen und die zu erwartenden künftigen Ansprüche schaffen. Der Bürger, ob Bewohner, Gewerbetreibender oder Kauflustiger, muß sich angesprochen fühlen, sein positives Interesse an der Umwelt muß geweckt und gefördert werden. Er muß in „seiner“ Stadt finden, was er braucht: den Lebenserwerb, Einkaufsmöglichkeiten für einheimische Kunden und Besucher aus der Region und in kurzer Entfernung das Café, die Gaststätte, das Kino, das Clubhaus und schließlich, wenn auch gelegentlich unfreiwillig, das Finanzamt und das Rathaus, nicht zuletzt aber auch den Parkplatz. Kurz, der alte Stadtkern muß wieder attraktiv für jedermann werden.

Es gilt eine komplexe Aufgabe zu lösen, die der einzelne nicht bewältigen kann und die von den Beteiligten erhebliche Opfer, allein schon in finanzieller Hinsicht, aber auch Verzicht, Ausdauer und Geduld fordert.

Auswirkungen auf „das alte Ludwigsburg“

Wo immer wir dieses Werk praktisch anfassen, werden wir unmittelbar mit der alten Bausubstanz konfrontiert und damit vor die Wahl gestellt, uns zu entscheiden, was wir erhalten wollen und was wir aufgeben müssen, um dem Ziel jeder Stadterneuerung, der lebensfähigen Stadt, näherzukommen. In vielen Fällen rechtfertigt nur die Wahl zwischen totalem Verfall und damit wirtschaftlichem und im Gefolge baukulturellem Untergang die großen Investitionen und das damit verbundene Risiko.

Die schrittweise städtebauliche Erneuerung der Innenstadt ist für den Fortbestand Ludwigsburgs eine Lebensnotwendigkeit. Dieser evolutionäre Vorgang ist im Interesse aller erwünscht. Es kann aber nicht dem Zufall überlassen bleiben, wie und wo sich einzelne bauliche Maßnahmen künftig abspielen werden. Vielmehr ist es die Aufgabe unserer Zeit, Richtlinien und Leitsätze aus übergeordneter Sicht aufzustellen, in die sich Einzelmaßnahmen einfügen müssen. Dabei sind Denkmalpflege und baukulturelle Geschichte einerseits und Stadterneuerung andererseits nicht voneinander zu trennen.

Wer auch immer in dieses zeitnahe Thema verwickelt wird, muß sich mit der Überlieferung auseinandersetzen. Das ist nicht nur eine Planungsauf-

gabe. Im wörtlichen Sinne „beteiligt“ sind alle, die Anteil am Leben der Stadt nehmen – oder doch nehmen sollten: die Grundeigentümer, die dort Wohnenden und Gewerbetreibenden, die Bauherren und ihre Architekten, die Vertreter der Öffentlichkeit, Gemeinderat und Verwaltung und schließlich der Städtebauer und Stadtplaner.

Letzterem fällt die Aufgabe zu, allgemeingültige Vorschläge auszuarbeiten und zur Diskussion zu stellen. Seine Vorschläge sollen letzten Endes ein Maximum an Wünschen, Forderungen und Bedingungen beinhalten, jedoch stets das Ziel im Auge haben, ein lebens- und funktionsfähiges Ganzes zu schaffen.

Das Ergebnis aller Bemühungen wird zwangsläufig ein Kompromiß sein. Mit Emotionen, Wunschbildern und utopischen Empfehlungen an den Planer ist nicht viel anzufangen. Es sind nüchterne Überlegungen, die zur Ordnung unseres Gemeinwesens von heute und morgen führen. Duldsamkeit und Kompromißbereitschaft ebnen den Weg für ein vielleicht nicht gerade glückliches, aber so doch hoffentlich erträgliches Beieinanderleben aller Bürger.

Wo die Bereitschaft zum Kompromiß nicht gegeben ist, wird unsere Mühe vergebens sein. Ein steriles Nebeneinander zwischen den Vertretern der öffentlichen Arbeit und denen, für die diese Arbeit getan wird, den Bürgern, kann die Aufgabe unserer Zeit nicht lösen. Noch schlimmer wäre es, zu resignieren und gar nichts zu tun. Das Ergebnis wäre ein Dahinvegetieren des Bestandes, der weder den heutigen Aufgaben und noch viel weniger den künftigen Bedürfnissen gerecht werden kann. Der heutige Zustand müßte dann eine Existenz führen, die „zum Sterben zuviel und zum Leben zuwenig“ hätte.

Mögen wir das aus den Umständen der Nachkriegszeit bedingte Auseinanderfließen der Städte und Dörfer in die freie Feldmark mit allen negativen städtebaulichen, wirtschaftlichen, politischen und menschlichen Konsequenzen bedauern, so haben wir heute um so mehr die einmalige Gelegenheit, aus den sogenannten „Fehlern der Vergangenheit“ zu lernen und die notwendigen Folgerungen zu ziehen.

Altstadt und Denkmalpflege

Denkmalpflege ist nicht nur ein Problem, mit dem wir uns auseinandersetzen müssen. Wir dürfen uns nicht in der Vorstellung wiegen, daß es das wichtigste Thema wäre. Die Entwicklung und Abgrenzung von konkreten Vorstellungen über die wirtschaftlich, kulturell, finanziell und technisch erreichbaren Ziele ist in jedem Fall Voraussetzung für das Gelingen. Ohne die Neuordnung des Verkehrsnetzes – nur als Beispiel – wären auch größte Opfer zugunsten der Denkmalpflege vertane Mühe, weil die baukulturelle Vergangenheit nur eine Chance hat, weiterzuleben, wenn wir sie in die Zukunft integrieren.

Rahmenplan für den historischen Bereich

Ein erster wichtiger Schritt in der Ausarbeitung planerischer Vorstellungen zur Integrierung der Denkmalpflege in den künftigen Städtebau war die Abgrenzung einer städtebaulich und architektonisch erhaltenswerten

historischen Substanz in der Innenstadt. Es galt, altes Kulturgut zu sichten, zu ordnen, Bedeutsames von Wertlosem und die Neuordnung nur Belastendes zu scheiden, um Erhaltenswertes dafür um so zielstrebig für unsere Nachwelt bewahren zu können.

Der Erarbeitung konkreter, verbindlicher Planvorstellungen wurden dabei zwei wesentliche Zielsetzungen zugrunde gelegt:

- a) Die Innenstadt, insbesondere der historische Kern, soll lebens- und ausbaufähig nach heutigen und, soweit übersehbar, zu erwartenden sozialen, wirtschaftlichen und technischen Gesichtspunkten gemacht werden.
- b) Flächen, die nach heutiger Auffassung nicht unbedingt als historisch schutzbedürftig betrachtet werden und auf die deshalb uneingeschränkt die allgemeingültigen Gesetze Anwendung finden, dürfen das Bauen nicht unnötig belasten und müssen deshalb ausgeschieden werden.

Es war deshalb das Bestreben aus der Praxis heraus, für das Bauen in der Innenstadt grundlegende Richtlinien für alle Beteiligten zu schaffen und einen historischen Bereich mit strengen, konservierenden Vorschriften von dem Altbaugbiet abzugrenzen, in welchem unter Anwendung der heute allgemein gültigen Vorschriften ohne Einschränkung gebaut werden darf.

Der Gemeinderat machte sich die erarbeitete Fassung zu eigen und beschloß am 29. 3. 1972, den „Städtebaulichen Rahmenplan für die Beurteilung baulicher Maßnahmen im Altstadtgebiet“ bei der Erarbeitung von baurechtlichen Einzelfällen, im Falle der Aufstellung neuer qualifizierter Bebauungspläne und bei der Aufstellung einer neuen Ortsbausatzung über Außenwerbung verbindlich zugrunde zu legen.

Der vom Rahmenplan erfaßte Bereich gliedert ich in drei Zonen. Von besonderem Interesse ist die Zone I, die den engen historischen Bereich mit Marktplatz, Oberer und Unterer Marktstraße, Holzmarkt und östlicher Wilhelmstraße erfaßt. Bei baulichen Eingriffen aller Art sind hier zu erhalten: Der schachbrettförmige Raster der Bauquartiere, die geschlossenen Gebäudefluchten, der Gebäudetyp, die Trauf- und Gebäudehöhen, aber auch architektonische Besonderheiten, wie Arkaden, Traufhöhen, Dachformen und Dachneigungen, Gesimsausbildungen, die Lisenen-Architektur der sog. Amtshäuser, die Gliederung der Fassaden und andere Merkmale baugeschichtlicher Eigenheiten. Im Falle des Totalabbruchs und Wiederaufbaus sind die jeweiligen Merkmale des Gebäudes stil- und maßstabgerecht wiederherzustellen.

Bei aller Großzügigkeit kam es darauf an, nur das wirklich Typische und Unverwechselbare der baugeschichtlichen Vergangenheit zu erhalten und damit das den Charakter der Stadt prägende Aussehen für die Zukunft zu bewahren.

Es steht außer Zweifel, daß an einen begrenzten Personenkreis erhebliche Forderungen gestellt werden, die sich nur mit der Achtung vor der Geschichte begründen lassen. Die Baufreiheit wird in der als historisch erhaltenswürdig erklärten Innenstadt mehr als in allen anderen Baugebieten eingeschränkt. Einschränkende Bestimmungen fordern Opfer. Nur wenn der Betroffene davon überzeugt ist, daß diese Opfer gegenüber der Allgemeinheit und der Geschichte der Stadt gerechtfertigt sind, werden die erlassenen

Richtlinien als lebendige Instrumente unserer Gesellschaft angewendet werden können und Bestand haben.

Als außerordentlich positives und ermutigendes Zeichen ist zu werten, daß die Betroffenen im Altstadtgebiet bei allen seitherigen planerischen und baulichen Maßnahmen großes Verständnis gezeigt und damit persönliche Opfer gebracht haben.

Die östliche Innenstadt

Die Innenstadt, deren Bedeutung und künftige Aufgaben mit Nachdruck herausgestellt wurden, kann aber nur im Zusammenhang mit der ganzen Stadt gesehen werden. Mit der Zukunft der Innenstadt ist vor allem auch das Gelände der ehemaligen Kasernen und der Landesvollzugsanstalt im östlichen Stadtgebiet zu sehen. Hier besteht die einmalige Gelegenheit, das Zentrum der Gesamtstadt ohne Eingriff in die aus historischen Gründen zu schützende Bausubstanz in zentraler Lage zu korrigieren. Das Gelände hat eine Gesamtfläche von ca. 38 ha. Davon ist z. Z. nur ein kleiner Teil zum Abbruch der Gebäude und zur Neuordnung freigegeben. Im ganzen werden nur ca. 5,5 ha in absehbarer Zeit zur Verfügung stehen. Leider liegen die davon berührten Quartiere verstreut über das ganze Areal. Die Gefahr, daß Teilflächen bebaut werden und am Ende der Gesamterneuerung nicht mit ihrer Umgebung harmonieren, ist groß, zumal das Gebiet eben nur in großen Zeiträumen einer neuen Nutzung zugeführt werden kann. Ein städtebaulicher Wettbewerb soll die Grundlagen dafür schaffen, welche Endvorstellung heute bei der Neubebauung einzelner Viertel zugrunde zu legen ist.

Die bisher erarbeitete Konzeption sieht entlang der Hindenburgstraße Flächen für Dienstleistungen vor, welche die Stadt als regionales Versorgungszentrum künftig zu erfüllen hat. Hier sollen neue Arbeitsplätze verschiedenster Art geschaffen werden.

Zur Schorndorfer Straße könnte der Wohnungsbau überwiegen. Aber auch Sondervorhaben, wie der Bau einer neuen Stadthalle oder eines neuen Kreisverwaltungsgebäudes, könnten erheblich zur Wertsteigerung beitragen. Nicht dagegen ist erwünscht, allgemeine zentrale Funktionen des Stadtkerns dort anzusiedeln. Dies würde die Aufgabe und die Chancen der alten Innenstadt bedenklich schmälern. Die Erstellung von Gewerbebetrieben mit störendem Effekt schließt sich von selbst aus. Ein besonders schwerwiegendes Problem ist die Wiederbeschaffung von gewerblichen und industriellen Arbeitsplätzen auf Flächen, die hierfür geeignet sind. Hieraus ist leicht zu erkennen, daß die Umstrukturierung des Kasernen- und Gefängnisareals auf die ganze Stadt Auswirkungen haben wird.

Im ganzen muß angestrebt werden, dem östlichen Innenstadtgebiet die Voraussetzungen für Leben und Attraktivität über die ganze Woche zu schaffen. Das heißt nichts anderes, als daß ein Teil der Nutzfläche künftig Einrichtungen beherbergen muß, die auch nach dem allgemeinen Arbeitsschluß lebendige Anziehung ausstrahlen. Vermischt mit neuzeitlichem Wohnungsbau, der infrastrukturell kleine Grünflächen innerhalb des Gebiets, Kinderspielplätze, Kindergärten, Versorgungseinrichtungen für den täglichen Bedarf, Stätten der Begegnung für alt und jung, nach sich zieht, kann

das Gebiet im Endausbau eine ganz neue städtische Atmosphäre ausstrahlen, die durchaus die alte Innenstadt harmonisch und wohltuend ergänzt.

Zur Belebung der Innenstadt: Kaufhäuser

Schon im Jahre 1969 hat der Gemeinderat mit der Zustimmung zur Überbauung des Quartiers der ehemaligen Marstallkaserne und des Reithauses eine neue Entwicklung eingeleitet. Es galt damals, ein Angebot an Waren aller Art für einen weiten Kreis der Bevölkerung über die Grenzen der Stadt hinaus bereitzustellen. Ein namhaftes Kaufhaus hatte die Absicht, sich im Raum Ludwigsburg „auf der grünen Wiese“, also außerhalb der derzeit bebauten Flächen, zu etablieren. Die Gefahr lag auf der Hand, daß die Innenstadt als Geschäftsgebiet dadurch schlagartig ausgezehrt würde. Um dem vorzubeugen, wurde das Vorhaben auf Ludwigsburger Markung im Gewann „Tammer Feld“ mit zwei Projekten in der Innenstadt, deren Warenangebote sich gegenseitig ergänzen sollten, gekoppelt. So entstand der Marstallkomplex, dessen Fertigstellung für Herbst 1974 vorgesehen ist und ein noch im Stadium der Planung befindliches, massenmäßig jedoch wesentlich kleineres Vorhaben am Arsenalplatz. Für das Marstallprojekt boten sich stadteigene Flächen an, welche die sofortige Durchführung ohne Inanspruchnahme privater Grundstücke erlaubten. Ohne diese Voraussetzung wäre das Projekt bei dem gestellten kurzen Termin nicht möglich gewesen. Ausmaß und Auswirkungen des Vorhabens lösten grundlegende städtebauliche Überlegungen darüber aus, in welcher Form sich insbesondere der nördliche Raum der Innenstadt mit den notwendigen infrastrukturellen Einrichtungen erneuern könnte.

Städtebaulicher Rahmenplan für die Innenstadt

Städtebauliche Planungen müssen, wenn grobe Fehlentwicklungen vermieden werden sollen, aus der Gesamtsicht einer Stadt entwickelt werden. Unter dieser Vorstellung wurde in rund dreijähriger Arbeit ein Konzept für die Erneuerung der Innenstadt entworfen und dem Gemeinderat im Sommer 1973 unter dem Namen „Rahmenplanung der Innenstadt“ vorgelegt.

Im Schlußwort dieser Studie ist alles Wesentliche gesagt:

„Den Bearbeitern der ‚Rahmenplanung der Innenstadt‘ war die Aufgabe gestellt, einerseits den vielfältigen Ursachen nachzugehen, die das Gesicht der Stadt in der Vergangenheit geprägt haben und andererseits Ansatzpunkte aufzuspüren, wo und wie für eine künftige Entwicklung heute die Weichen für morgen gestellt werden müssen.“

Bei der intensiven Beschäftigung mit der Materie hat sich deutlich erwiesen, welche bisher ungenutzten Möglichkeiten für die Bewältigung der von der heutigen Gesellschaft gestellten Forderungen und Aufgaben in dieser Stadtmitte liegen. Die Zukunft liegt in unseren Händen. Alle Voraussetzungen für eine gedeihliche Entwicklung nach Lage, Größe, Anziehungskraft und Stadtbewußtsein sind gegeben, nur wurden sie seither unvollkommen oder gar nicht genutzt. Die Erneuerung unserer alten Städte ist eine Aufgabe für Generationen. Das gilt für Ludwigsburg nicht minder. Sie ist da-

neben ein permanenter Vorgang, solange eine Stadt lebt. An der langsamen Verödung unserer Innenstadt erkennt man, daß auch Städte sterben können, wenn eine Generation nicht erkennt, was zum Niedergang geführt hat, und nicht rechtzeitig für Abhilfe sorgt.

Der Anlaß, der für die Gründung unserer Stadt entscheidend war, ist heute keine Grundlage mehr für das lebensfähige Fortbestehen und Wachstum. Dafür sind uns andere Aufgaben gestellt, so daß weder Grund noch Sorge besteht, unserer Innenstadt könnten heute oder in absehbarer Zukunft Kraft und Grundlagen fehlen, fortzubestehen und zu wachsen.

Städtebau war zu allen Zeiten eine Gemeinschaftsaufgabe für alle Bürger. Sie wird es auch in Zukunft sein. Nur wenn wir gemeinsam anfassen, das Ziel im Auge behalten und schließlich die aus dieser grundlegenden Untersuchung zu entwickelnden Zukunftsvorstellungen von unserer Stadt konsequent verfolgen, besteht Aussicht, im Laufe der Zeit eine neue Stadtmitte zu schaffen, die nicht nur unseren Vorstellungen optimal gerecht wird, sondern auch – und das sollte wieder in unser Bewußtsein zurückkehren – den eigenen, unverwechselbaren Charakter bewahrt und eine neue, unserem heutigen Denken entsprechende Stadt formt, in der wir uns wohlfühlen und in die der Besucher gern zurückkehrt.

Die Schritt-um-Schritt-Sanierung der Gebäudesubstanz wird schon aus finanziellen Gründen die Regel sein, die wirtschaftlichste und effektivste ist sie nicht. Totalabbrüche, Neuplanungen nach heutigen Erkenntnissen und Neubau, womöglich mit den Nachbarn, oder als Teilsanierung ganzer Stadtviertel zahlt sich in jedem Fall aus, weil die Erneuerung der unter ganz anderen Umständen und für andere Bedürfnisse erstellten Altbauten wegen der im voraus selten oder gar nicht übersehbaren und errechenbaren Kosten an der finanziellen Kraft ihrer Bauherren zehrt und im Endeffekt doch nicht befriedigen kann.

Die Initiative des einzelnen ist notwendiger Bestandteil der Erneuerung. Sie muß sich aber in das Ganze einfügen.

Die vorliegende Studie weist Möglichkeiten auf, was aus übergeordneter Sicht getan werden kann, um Funktion und Ordnung zu gewährleisten. Sie ist ein Rahmen, innerhalb dessen die Belange der Gemeinschaft zu ordnen sind. Sie zeigt aber auch für jeden einzelnen unmittelbar beteiligten Bürger, wie er sich verhalten sollte, wenn seine Wünsche optimal erfüllt werden und zum Erfolg des Ganzen beitragen sollen. Nur Hand in Hand – im gegenseitigen Wechselspiel – kann sich Leistung entwickeln. –

Nach vielmonatigen Erörterungen im Planungsbeirat konnte der Bauausschuß dem Gemeinderat empfehlen, die „Rahmenplanung der Innenstadt“ bei künftigen Planungen und ihrer Ausführung zugrunde zu legen.

Alle Beteiligten haben am Entstehen dieses Rahmenplanes versucht, eine Diskussionsgrundlage für kommende Gespräche zu schaffen, sie sind für jeden nützlichen Hinweis dankbar, der noch bessere Lösungen als z. Z. vorstellbar bringt. Sie erwarten Gespräche im kleinen Rahmen und auf breiter kommunaler Basis.“

Ein wesentliches Ziel dieser Arbeit war, Wege zu finden, wie das Marstallobjekt von seiner Funktion und seinen maßstabsetzenden Akzenten her

in das ganze Innenstadtgefüge zu integrieren sein wird. Der neue Baukomplex wollte als „Initialzündung“ für eine Erneuerung der Stadt gesehen werden und der Verödung wertvollster Bauflächen in zentraler Lage entgegenwirken. Ansätze sind gemacht, das Leben von der Wilhelmstraße über die nutzungsmäßig stagnierende Zone zwischen der Asperger Straße und der Lindenstraße nach Norden zu tragen. Eine attraktive Fußgängerzone soll die Verbindung zwischen Wilhelmstraße und Marstall herstellen. Der erste Bauabschnitt wurde 1973 fertiggestellt, hat seine Bewährungsprobe bestanden und erfreut sich allgemeiner Beliebtheit.

Die unumgänglich notwendige Neuordnung des Verkehrsnetzes beansprucht einen entscheidenden Teil. Dem fahrenden Individualverkehr muß die Möglichkeit gegeben werden, bis an die Randzonen der Innenstadt heranzufahren. Dort aber muß der Verkehrsteilnehmer den Wagen belassen und zu Fuß weitergehen können. Diesem Zweck dient der Vorschlag, eine ringförmige Straße um die Innenstadt auszubauen, zum Teil neu zu erstellen. An dieser Ringstraße müssen die Kraftfahrer Parkmöglichkeiten finden. Die topographischen Verhältnisse für das Anlegen von Parkhäusern sind außergewöhnlich günstig.

Ziel der Neuordnung des Verkehrs muß des weiteren sein, dem Fußgänger weitgehend ein ungestörtes Begehen des Geschäftsbereiches zu sichern; eine vom individuellen Fahrverkehr nahezu völlig befreite Fußgängerachse vom Bahnhof über Schillerplatz und Arsenalplatz in das nördliche Innenstadtgebiet sollte möglich sein, nachdem sich dieser Weg seit alters her abzeichnet.

Im Idealfall erfolgt die Andienung, die Versorgung der Läden mit Gütern, aus einem Untergeschoß im Quartierinneren. Im Geviert Wilhelm-, Körner-, Asperger, Kirchstraße ist ein solches Untergeschoß im Bau.

Im übrigen kann die Andienung der Geschäfte und die Versorgung außerhalb der Hauptgeschäftszeiten nach wie vor von den bestehenden Straßen aus erfolgen. Selbstverständlich müssen Feuerwehr und Fahrzeuge der Krankenversorgung die Fußgängerzonen jederzeit befahren dürfen.

Die Vorstädte

Die eben so ausführlich beschriebene Innenstadt aber führt kein Eigenleben, sie ist lediglich als das Kernproblem der Gesamtstadt zu verstehen. Das den Vorstädten anhaftende geschichtlich fundierte Eigenleben darf nicht angetastet werden. Es gilt vielmehr, das individuelle, natürlich und geschichtlich gewachsene Leben in den Vorstädten zu erhalten und zu fördern, denn Ludwigsburg als Ganzes gesehen hat gerade in der aus den Zufälligkeiten der Vergangenheit entstandenen Struktur den einmaligen Vorzug, dort, wo andere Städte in den vergangenen 20 Jahren uferlos in die Landschaft auseinandergelassen sind, bereits von alters her gewachsene kulturelle Kerne zu besitzen und die Chance, diese auszubauen.

Es ist natürlich und zeugt von gesunder Lebenskraft, wenn sich die Innenstadt und die vor Jahrzehnten eingemeindeten „Vorstädte“ im Wettstreit gegenüberstehen. Führend in allen übergeordneten Belangen aber kann nur

die Kernstadt sein. So wie übertriebener Zentralismus dem Wert der Vorstädte nicht gerecht würde, so müßte auf die Dauer allzu weitgehender Individualismus der Innenstadt abträglich sein. Damit könnte die Gesamtstadt die ihr im Landesentwicklungsplan zugesprochenen Aufgaben nicht meistern. Die lachenden Dritten wären unsere Nachbarn. Alle Verantwortlichen sollten sich bewußt sein, daß damit die Gefahr für Ludwigsburg dennoch erneut heraufbeschworen würde, in einer „Großraumstadt Mittlerer Neckar“ aufzugehen. Einschläfernde Romantik auf Nur-Historik gestützt wären die Schrittmacher. Eine Stadt kann nur gedeihen, wenn sie die Zeichen der Zeit erkennt und konsequent für ihr eigenes Leben eintritt.

Vorstadt Oßweil

Bei den Vorstädten nimmt Oßweil eine besondere Stellung ein, weil es auf Grund noch zur Verfügung stehenden Entwicklungsraumes nach Osten und Norden die besten Aussichten bewahrt hat. Was zu den Tatsachen geführt hat, daß die Markungen von Eglosheim und Hoheneck städtebaulich aufgebraucht sind, sei hier unerheblich.

Der Stadtteil Oßweil ist mit seiner weitläufigen Umgebung im Vergleich mit den traditionellen Vorstädten außerordentlich entwicklungsfähig. Im bescheidenen Rahmen gilt dies auch für Pflugfelden. Es wäre aber ein nicht wiedergutzumachendes Versäumnis, nach der Art der vergangenen Jahrzehnte Acker um Acker in die Bebauung ohne Zielvorstellung einzubeziehen. Wenn Oßweil auch in Zukunft ein individuelles Ganzes bleiben soll, müssen die Voraussetzungen heute gründlich vorbereitet werden. Entgegen kommt uns, daß der Wohnungsbau keineswegs mehr den Vorrang innehat wie seither und Überstürzung deshalb fehl am Platze wäre.

Das vorliegende Entwicklungskonzept für Oßweil sieht folgende Stufen vor:

Überarbeitung des Flächennutzungsplans für die gesamte Markung, daraus Erarbeitung von Vorschlägen, wie der alte Ortskern um den Wettemarkt seine Funktion als Zentrum für die ganze Vorstadt zu lösen imstande sein wird einerseits und Aufbereitung der künftigen Nutzung der Neubaufäche östlich und nördlich der heutigen Bebauung bis an die Grenze des Landschaftsschutzgebiets zum Neckar und zum Schloßgut Harteneck andererseits. Kleinere Flächen, insbesondere im Osten, wo die städtebaulich ungeordnete Bebauung bereits in die freie Landschaft hinausgewachsen ist, können ohne Schaden für eine geordnete Gesamtentwicklung bald in die Bebauung, sei es als Wohnbaugebiet, sei es für gewerbliche Nutzung, einbezogen werden. Besonderes Interesse ist bei allem der Umgebung des alten Schlosses für kulturelle Bedürfnisse zu widmen. Damit ist das seitherige Stagnieren des Bauens in Oßweil der künftigen Entwicklung durchaus förderlich.

Friedhofsplanung

Die Stadtplanung hat für viele Bedürfnisse ihrer Bürger Vorsorge zu treffen. Letzen Endes muß sie auch besorgt sein, ausreichend Flächen für ihre Toten bereit zu halten. Eine umfassende und auf die künftig zu erwartende Entwicklung abgestimmte Untersuchung, bei der auch unsere Nachbargemeinden

meinden angesprochen wurden, führte zur Aufstellung einer weitgesteckten Friedhofsplanung.

Die bestehenden historischen Friedhöfe bleiben mit kleinen Ergänzungen erhalten. Für die westliche Stadthälfte ist der Ausbau des Pflugfelder Friedhofes als westlicher Zentralfriedhof vorgesehen. Im Osten soll gegenüber der Markungsgrenze von Neckargröningen ein östlicher Zentralfriedhof neu geschaffen werden. Über einen städtebaulich-landschaftsgärtnerischen Architektenwettbewerb wird versucht, eine würdige Stätte für die Toten zu gestalten: Die Ethik einer Generation im noch immer christlichen Abendland wird nicht zuletzt an ihrem Beitrag zur Gestaltung der letzten Ruhestätte ihrer Bürger gemessen.

Überörtliche Planung

Inzwischen zeichnen sich gewisse Entwicklungsrichtungen in der von der Landesregierung eingeleiteten „Zielplanung“ ab. Nach Durchführung der Kreisreform wird nunmehr auf eine längst fällige Neuordnung der übergeordneten Verwaltungsräume im Lande gedrungen. Das neue Konzept soll am 1. 1. 1975 in Kraft treten. Neckarweihingen wurde bereits am 1. Januar dieses Jahres auf freiwilliger Basis nach Ludwigsburg eingegliedert. Ein Blick auf den Stadtplan und die engen kommunalen Verbindungen zwischen Ludwigsburg und der neuen Vorstadt werfen allenfalls die Frage auf, warum dieser Schritt nicht schon längst vollzogen wurde.

Schwieriger ist die Frage im Blick nach Westen über die Autobahn hinüber zu beurteilen. Geht man von der unbestrittenen Zielsetzung aus, mit Hilfe von großräumigen Zusammenfassungen bestehender Mittel- und Kleinverwaltungen wirtschaftliche Kosten zu sparen und großräumige Entwicklungen zu ermöglichen, die sich letzten Endes kostensparend und für die Bürger eines größeren Raumes effektiver niederschlagen würden, so wäre es auf Dauer sicher zum Vorteil, wenn die drei westlichen, eng mit der Ludwigsburger Markung verzahnten Gemeinden Tamm, Asperg und Möglingen ihre Verwaltung enger mit Ludwigsburg verknüpfen würden. Jahrhundertelange Eigenständigkeit, die durchaus auf gesundem, individuellem Boden gewachsen ist, läßt aber ein allzu enges Zusammengehen in dieser Generation noch nicht möglich erscheinen.

Im Osten ist die Lage wesentlich unterschiedlicher, weil hier die Neckartalgemeinden ein eigenes Zentrum bilden könnten, es sei denn, man würde schon heute zwei durchaus sinnvolle und mutige Schritte tun und den Verwaltungsraum auch nach Osten großzügig ausweiten. Auch hier erscheint die Zeit für Reformen größeren Rahmens noch nicht reif.

An der Zeit allerdings wäre es, das erschreckende Wort „Eingemeindung“, das für viele noch immer neben dem Verlust der Selbständigkeit, Untergang der Vergangenheit verwaltungsmäßige Bürokratisierung, Anonymisierung der Bürger bedeutet, durch weniger Unmut erregende, aber dafür zur Mitarbeit anregende Begriffe zu ersetzen und den Bürger noch intensiver an der Gestaltung seiner Stadt, seiner Umgebung und seiner Heimat teilhaben zu lassen.

Doppelzentrum Ludwigsburg – Kornwestheim

So bleibt also auch noch ein Wort zu sagen, welche Rolle das künftige Doppelzentrum Ludwigsburg – Kornwestheim haben sollte. Hierzu ist ein Blick auf die Landeshauptstadt Stuttgart notwendig. Auch Verwaltungsräume sollten, wenn der Bürger noch als Mensch angesprochen werden soll, ihre übersehbaren Grenzen haben. Ein ausschließlich auf „Verwaltung“ der „Einwohner“ gerichtetes Ziel stünde in krassem Widerspruch zu dem sich immer mehr abzeichnenden Bestreben, den Bürger an der Gestaltung seiner Zukunft zu beteiligen. Diese Gefahr scheint auf lange Sicht durch das Bekenntnis des Landesentwicklungsplans gebannt zu sein, die Aufgaben im Raum der Landeshauptstadt gegenüber den kleineren Regionalzentren ihrer Umgebung abzugrenzen. Damit ist auch für den nördlichen mittleren Neckarraum das Zusammenwirken der beiden Großen Kreisstädte Ludwigsburg und Kornwestheim angezeigt.

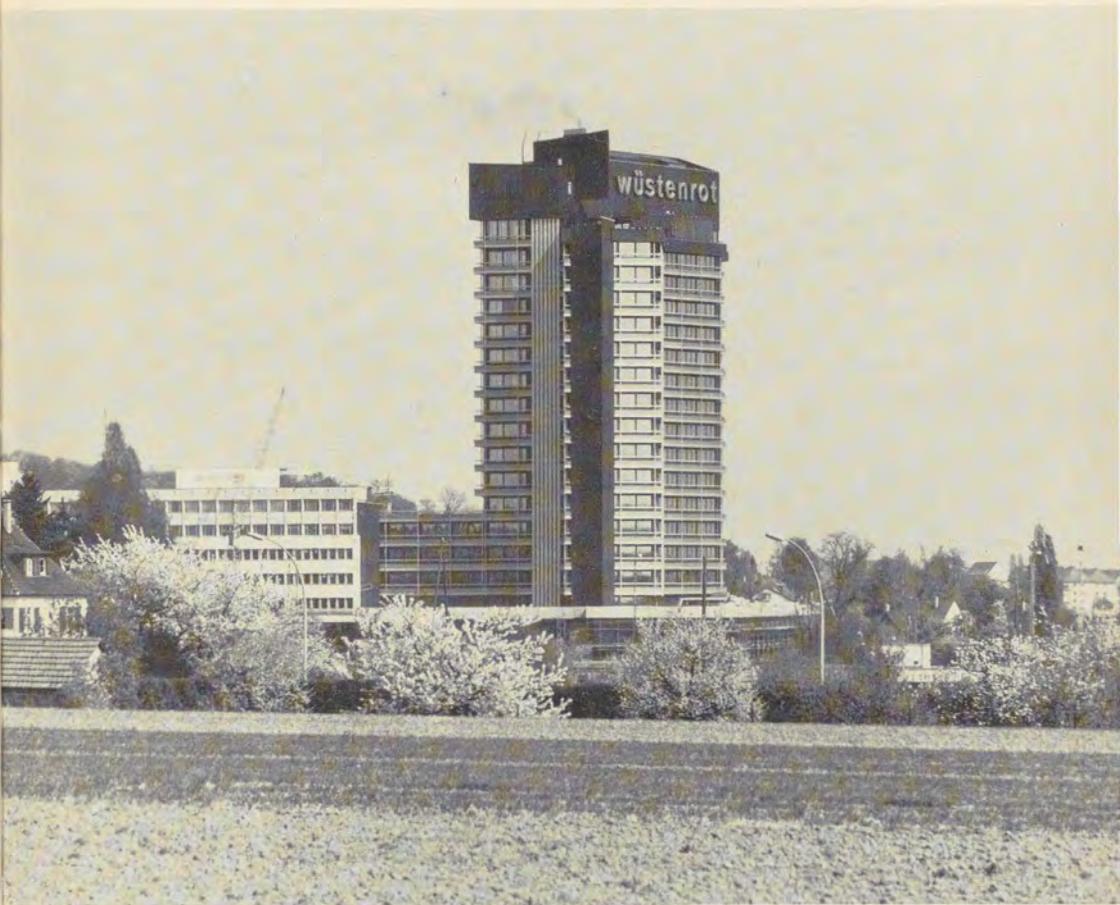
Wohl zu keinem Zeitpunkt war unter einem „Doppelzentrum“ dieser beiden Städte eine städtebauliche Verschmelzung oder gar die Gründung eines neuen Stadtzentrums zwischen beiden Städten verstanden. Es gilt vielmehr, gemeinsame Aufgaben und Vorhaben besser, effektiver und wirtschaftlicher und damit auch zeitnaher im Interesse beider Bürgerschaften zu lösen, weil der Katalog gemeinsamer Vorhaben sich durchaus sinnvoll reduzieren läßt, wenn nach gemeinsamen, dafür aber zukunftsnaheren Lösungen gesucht wird.

Planung heute

Ein abschließendes Wort ist noch zum Ablauf der heutigen Planung im städtebaulichen Bereich zu sagen. Alle wohldurchdachte Technik mag zwar nach dem jeweils augenblicklichen Stand der wissenschaftlichen Erkenntnisse optimal sein, trotzdem wird sie dem menschlichen Bedürfnis nicht gerecht. Wir haben in den vergangenen 20 Jahren ungezählte Millionen in unsere Umwelt investiert. Trotzdem ist sie von Jahr zu Jahr kühler, anonym, unbehaglicher geworden. Wer kennt heute schon seine Nachbarn? Was wissen wir von seinen Sorgen und Nöten? Sollten nicht hier unsere Bemühungen einsetzen, eine menschlichere, lebenswürdigere und freiere Atmosphäre zu schaffen? Diese zweifellos wichtige Verpflichtung für alle, die an der kommenden Entwicklung und am Städtebau der Zukunft beteiligt sind, muß unser Handeln künftig bestimmen.

Der Gemeinderat der Stadt Ludwigsburg hat anlässlich großer Vorhaben in der Innenstadt, die geeignet sind, dieser ein ganz neues Gesicht zu geben, das Problem erkannt und einen „Planungsbeirat“ ins Leben gerufen, dem 20 Mitglieder, Bürger dieser Stadt aus allen Bereichen des politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Lebens angehören. Seine Aufgabe ist die Beurteilung und Beratung der planerischen Vorstellungen für die städtebauliche Neuordnung der Innenstadt.

Der Planungsbeirat hat sich bereits intensiv mit Vorschlägen der Verwaltung für die Zukunft der Innenstadt auseinandergesetzt und wird in den kommenden Jahren ein gewichtiges Wort mitzureden haben, wie nach dem Willen seiner Bürger die Innenstadt aussehen könnte.



Verwaltungshochhaus der GdF Wüstenrot
Ansprechende Architektur ohne Konflikte mit der Geschichte

Das Arbeitsfeld des Planungsbeirats ist aber nur die Innenstadt. Spontan bilden sich aus dem Kreise der unmittelbar von einer Planung betroffenen Bürger heute Bürgerinitiativen. Auch andere, allgemein an den Dingen ihrer Stadt interessierte Bürger wollen zur Meinungsbildung beitragen. Die Planung auf allen Gebieten städtischen Zusammenlebens wird künftig nicht mehr allein von Fachkräften und den Spitzen der Verwaltung entschieden werden. Der Bürger, auf den sich letzten Endes jede Entscheidung auswirken muß, nimmt das Recht in Anspruch, frühzeitig auch um seine Meinung gehört zu werden.

Dazu ist es aber erforderlich, ihn von vornherein zu beteiligen und über alle Umstände in Kenntnis zu setzen, die er wissen sollte, um das Für und Wider aus seiner Sicht abschätzen zu können. Eingehende Information ist die Grundlage jeder sachlichen und fruchtbaren Diskussion.

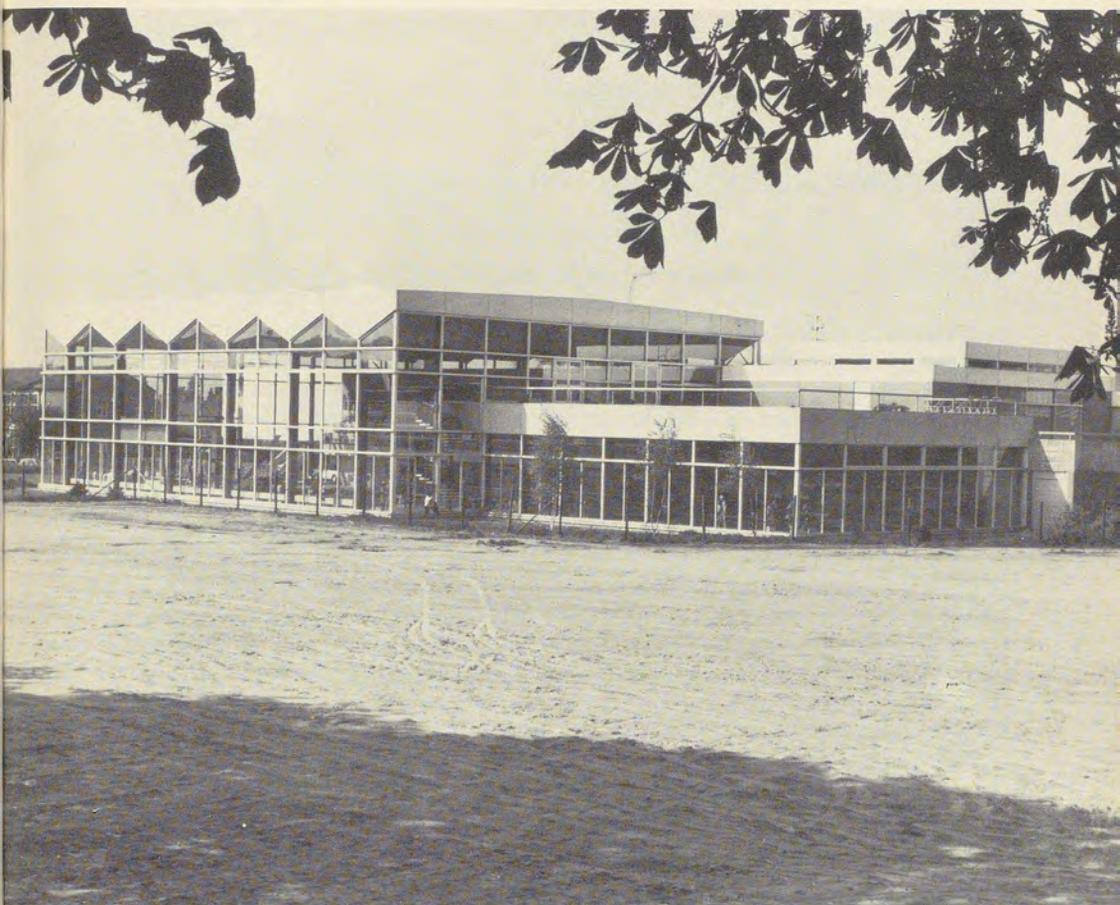
Die Beteiligung weiter Kreise am Planungsablauf wird schon deshalb dringender, weil sich die städtebauliche Entwicklung entgegen dem Ablauf der vergangenen 20 Jahre immer mehr von der weiteren Inanspruchnahme heute noch landwirtschaftlich genutzten Bodens auf die Umstrukturierung oder Neuaufbereitung vorhandener, bebauter Stadtgebiete verlagert. Von jeder planerischen Überlegung werden künftig von Anfang an Wohnungen, Arbeitsplätze und vorhandene Einrichtungen betroffen. Beim Planen „auf der grünen Wiese“ konnten die Interessierten lediglich zur Kenntnis nehmen, was ihnen geboten wurde, wenn alles bereits unkorrigierbar abgelaufen war.

Ein weiterer Grund, möglichst jedes sachliche Argument im Widerstreit der Meinungen öffentlich zu beleuchten, ist die unbestrittene Tatsache, daß die enormen Investitionskosten und die Beschränktheit der vorhandenen Mittel in der Zukunft nur auf der Grundlage abgeklärter und ausgereifter Pläne verantwortbar gemacht werden können. Politik im ursprünglichsten Sinne wird das Leben der Städter in Zukunft bestimmen. 70 Prozent aller Menschen in der Bundesrepublik leben heute schon in Städten oder zumindest in Ballungsräumen. In wenigen Jahrzehnten werden es noch mehr sein. Wir alle können nur wünschen, daß eine von Vernunft und Toleranz getragene Kommunalpolitik, die das Wort des anderen achtet, die Geschicke der Zukunft leiten möge.

Ludwigsburg – eine junge Stadt

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir von einem „Umbruch“ sprechen. Tatsächlich stürmen auf uns täglich neue Probleme ein, die nur das Anpacken aller lösen kann. Wer hatte vor zehn Jahren „Umweltsorgen?“ Zu lange schon machten wir uns zu wenig Gedanken um die Bewältigung der Nebenerscheinungen unseres Wohlstandes. Heute kommen die Lasten um so drückender und kostspieliger auf uns zu. Niemand ahnte nach dem totalen Zusammenbruch vor dreißig Jahren, welche Probleme die bequeme „Einweg“verpackung – um nur ein Beispiel zu nennen – nach sich ziehen würde. Die sinkende Zahl der Arbeitsstunden in der Woche bringt uns mehr Freizeit. Haben wir aber Vorsorge getroffen, das verlängerte Wochenende sinnvoll und erholsam verbringen zu können? Neue gewaltige Aufgaben harren der Lösung. Aufgaben, an die in der Zeit des wirtschaftlichen Aufstiegs niemand dachte, oder die wir doch wissenden Verstandes der Zukunft überließen. Unser dicht bevölkerter und mit Industrie und Gewerbe überlasteter Raum bedarf der Ordnung, die nur mit Blick weit über die Grenzen jeder Gemeinde machbar sein wird.

Ludwigsburg hat die erwähnte Funktion als regionales Zentrum übernommen. Es hat jede Chance, der aus dieser Situation resultierenden Probleme Herr zu werden. Vergangenheit und Zukunft lassen sich integrieren, wenn alle gemeinsam bereit sind, ihren Beitrag zu liefern. Ohne Einschränkungen,



Stadionbad

Größere Beanspruchung, mehr Freizeit fordern Sport- und Erholungsstätten

Opfer und Duldsamkeit wird es nicht gehen. Aber es lohnt sich, die Aufgabe anzufassen. Ludwigsburg steht am Anfang einer Entwicklung, deren Ergebnis niemand von uns voraussagen kann. Die am Eingang dieser Abhandlung gestellte Frage, in welchem Lebensabschnitt diese Stadt steht, ist leicht zu beantworten:

Ludwigsburg steht mitten im Leben, der heutige Umbruch, so provozierend oder auch abgegriffen ein solches Schlagwort klingen mag, ist eine Wende, ist der Beginn eines neuen Lebensabschnittes in der Geschichte der Stadt.

Anm. d. Red.: Dieser Aufsatz wurde im April 1974 verfaßt.

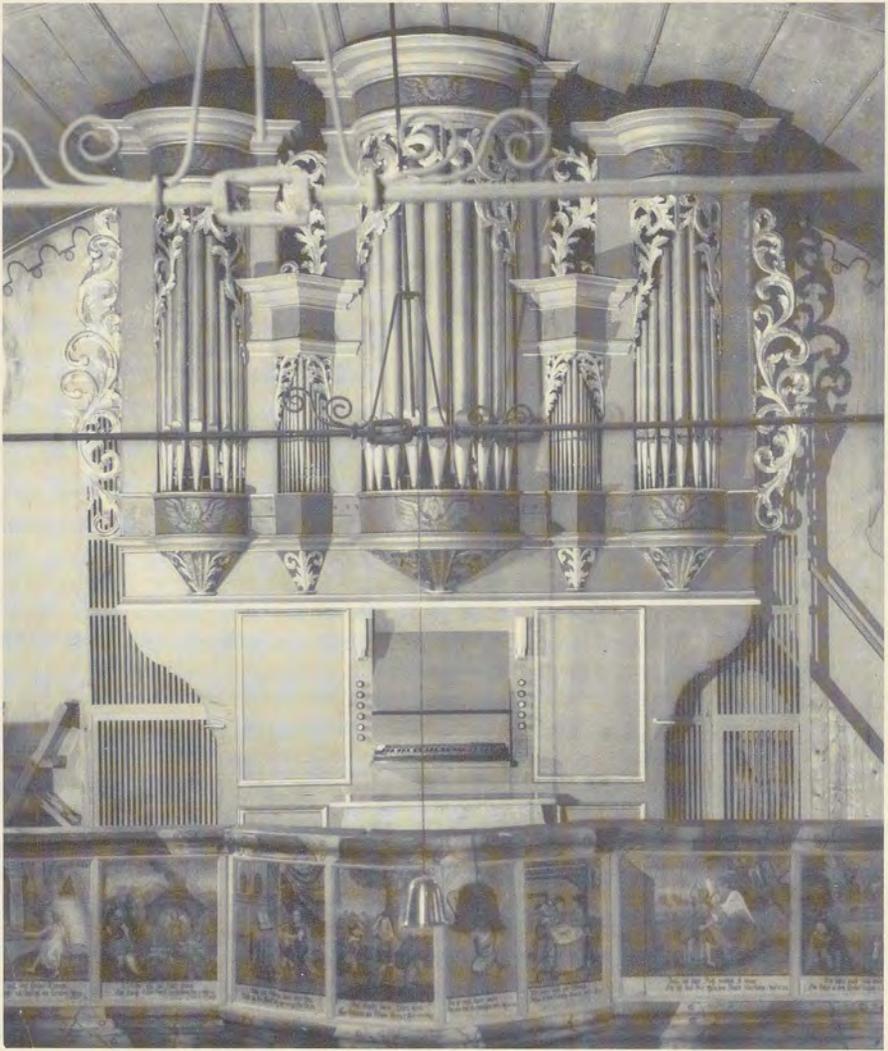
Die neue Orgel in der Bönningheimer Cyriakus-Kirche

Von Elisabeth Zipperlen

Als vor gut 14 Jahren die über zwei Jahre dauernde Renovation der Bönningheimer evangelischen Stadtkirche beendet war, durfte man gerne feststellen, daß das Innere dieses Gotteshauses wieder so hergestellt wurde, wie es einst war, also vor den Erneuerungen von 1865/66 und 1896/97. Diese Arbeiten haben sich gelohnt. Man geht nicht fehl, wenn man behauptet, daß die Bönningheimer Kirche viele Kostbarkeiten birgt; unsere Kirche hat den Vorzug, daß hier die Denkmäler der kirchlichen Kunst an ihrem ursprünglichen Platze stehen, für welche sie seinerzeit sowohl von den Stiftern als auch von den Künstlern geschaffen wurden.

Nur eine Kostbarkeit der Kirche hatte jetzt schwer gelitten, das war die Orgel. Dieses Instrument, welches Fabrikant Immanuel Böhringer im Jahre 1897 durch den Orgelbaumeister Weigle von Echterdingen aufstellen ließ und der Gemeinde gestiftet hatte, wurde 1953 gegen den Holzwurm behandelt, und kleinere Reparaturen wurden zusätzlich vorgenommen. Dann kam die große Kirchenerneuerung. Wohl hatte man die Orgel fürsorglich abgedichtet – aber niemand konnte ahnen, daß noch vom Beschuß der letzten Kriegstage im April 1945 nicht sichtbare Dachschäden der Orgel schwer zusetzten. Die gut funktionierende Ölheizung hat der Orgel auch nicht gutgetan. Der strenge Winter kam, die Heizung erwärmte das Kirchenschiff gut. Besonders am Samstag wurde vorgeheizt, und von minus 5 Grad oben bei der Orgel stieg dann am Sonntag die Temperatur auf plus 25 Grad, um dann über die Woche wieder auf minus 5 Grad abzusinken. Die Orgel begann diese Mißstände durch Heultöne anzuzeigen. Töne kamen heraus, die eigentlich gar nicht erklingen sollten, oder blieben einfach aus, wenn sie erklingen mußten. Die Organisten hatten einen schweren Dienst, Sonntag für Sonntag setzten sie sich auf die Orgelbank mit großen Befürchtungen; mühsam mußten sie prüfen, welche Register überhaupt noch spielbar waren und welche weggelassen werden mußten.

Wahrlich, das waren schwere Sorgen für den Kirchengemeinderat. Orgelbauer Rensch aus Lauffen schrieb am 14. Februar 1963: „Das Holz der Orgel ist derartig ausgetrocknet, daß eine ganze Anzahl Windkanäle gerissen sind und auch an den Windladen überall undichte Stellen auftauchen. Man kann es nicht verantworten, daß in eine solch defekte Orgel noch neue Sachen eingebaut werden.“ Der Orgelsachverständige des Oberkirchenrates wurde hinzugezogen, auch er bestätigte das Urteil des Herrn Rensch. Schweren Herzens mußte sich der Kirchengemeinderat mit diesem vernichtenden Urteil abfinden. Kostenvoranschläge wurden eingeholt, denn man kam überein, daß eine neue Orgel 49 Register bekommen sollte, sieben mehr als bei der



Kemper-Orgel mit Rückpositiv in der Bönningheimer Cyriakus-Kirche

alten. 33 Register konnten nach sachverständigem Urteil der alten Orgel übernommen und umgearbeitet werden. Wegen der ungünstigen Stellung der Orgel oben auf der Empore sollte ein Rückpositiv aufgestellt werden, aber das alte Orgelgehäuse sollte erhalten bleiben. Von den Angeboten entschied sich Kirchengemeinderat und Oberkirchenrat für den Umbau der Orgelbaufirma Emanuel Kemper & Sohn in Lübeck zum Angebotspreis von DM 129 800,-. Pfarrer Emil Hönsch mit seinen Kirchengemeinderäten und dem Organisten Gerhard Eckert-Schwegler haben nicht nur gute Beurteilungen dieser Orgelbaufirma erhalten, sondern haben sich vielfach an Ort und Stelle Orgeln dieser Werkstatt angesehen, wie z. B. in Koblenz und

Mainz, wo 1965 der Orgelbauer Kemper eine der größten Orgeln baute. Zur gleichen Zeit wurde in der Marienkirche zu Lübeck ebenfalls eine Kemper-Orgel erstellt, es ist die größte Schleifladenorgel Europas mit 5 Manualen und 101 Registern. Bönningheim ist nun die erste Gemeinde in Württemberg, die eine Kemper-Orgel erhielt – bis jetzt hat nur noch die Kirchengemeinde Hohenstein-Bönningheim ihre umgebaute Orgel durch die Lübecker Firma erhalten.

Während der Interimszeit von zwei Jahren überbrückte eine kleine Behelfsorgel in der Bönningheimer Kirche die Gottesdienste. Die Kosten für diese neue Orgel betragen dann rund 150 000,- DM. Als Beauftragter der württembergischen Landeskirche entwarf Kirchenmusikdirektor Walther Lutz aus Stuttgart in Zusammenarbeit mit dem örtlichen Organisten Eckert-Schwegler die Disposition und überwachte den Aufbau. Die neue Bönningheimer Orgel besitzt wie seither 3 Manuale und Pedal. Sie ist jetzt auf Schleifladen umgebaut worden mit mechanischer Spieltraktur, elektrisch gesteuerter Registratur und elektrischen Normalkoppeln. Sie umfaßt 49 klingende Register und hat folgende Dispositionen:

II. Manual = Hauptwerk

Gedacktpommer 16'
 Prinzipal 8'
 Grobgedackt 8'
 Spitzgamba 8'
 Oktave 4'
 Nachthorn 4'
 Feldflöte 2'
 Rauschpfeife 2fach
 Mixtur 6fach, 1 $\frac{1}{3}$ '
 Fagott 16'
 Trompete 8'

III. Manual = Schwellwerk

Holzflöte 8'
 Weidenpfeife 8'
 Prinzipal 4'
 Hohlflöte 4'
 Rohrnat 2 $\frac{2}{3}$ '
 Waldflöte 2'
 Terz 1 $\frac{3}{5}$ '
 Siffelöte 1'
 Larigot 2 f, 2' + 1 $\frac{1}{3}$ '
 Mixtur 5fach auf 1'
 Schreipfeife 3fach auf 1 $\frac{1}{7}$ '
 Terzzimbel 3fach auf $\frac{1}{6}$ '
 Dulcian 16'
 Oboe 8'
 Rohrschalmel 4'
 Tremulant

I. Manual = Rückpositiv

Liebl. Gedackt 8'
 Quintade 8'
 Prinzipal 4'
 Rohrflöte 4'
 Prinzipal 2'
 Nonensesqualtera 3fach
 Scharffzimbel 4fach
 Spitzquinte 1 $\frac{1}{3}$ '
 Krummhorn 8'
 Rankett 16'
 Tremulant

Pedal (Hauptlade)

Prinzipalbass 16'
 Subbaß 16'
 Quintbaß 10 $\frac{2}{3}$ '
 Gedacktbass 8'
 Baßzink 4fach auf 6 $\frac{2}{3}$ '
 Hintersatz 6fach auf 2 $\frac{2}{3}$ '
 Posaune 16'

Pedal (Sololade)

Oktavbaß 8'
 Choralbaß 2fach 4' + 2'
 Rohrpommer 4'
 Bauernflöte 2'
 Trompete 8'
 Clairon 4'
 Tremulant zur Sololade

Diese Kemperorgel gliedert sich in Rückpositiv, Hauptwerk, Oberwerk (Schwellwerk), Haupt- und Solopedalwerk, geteilt nach C- und Cis-Seite. Das ganze Werk umfaßt 49 klingende Register, davon sind 30 aus der alten

Weigleorgel. Insgesamt stehen genau 4000 Pfeifen in der Orgel; 303 sind aus Holz, 3180 sind aus Metall und 517 Zungen. Die größte Pfeife Prinzipal- baß 16' ist 5,06 Meter lang und 31 Zentimeter tief, die kleinste Pfeife None $\frac{8}{11}$ ' mißt nur 9 mm bei 3 mm Durchmesser. Sieben Magazinbälge, die vom Elektrogebläse über eine Kanalanlage mit Luft gespeist werden, geben den erforderlichen gleichmäßigen Winddruck an die zugehörigen Windladen weiter. Die Windlade ist der Raum, in dem der Wind für jede Orgelpfeifen- gruppe bereitsteht, die auf der betreffenden Schleiflade montiert ist. Die Schleife ist eine verschiebbare Kunststoffleiste, in der 15 bzw. 61 Löcher ein- gebohrt sind, die in Größe und Anordnung mit denen übereinstimmen, die in der feststehenden oberen Wand der Windlade angebracht wurden. Wenn nun die Register gezogen oder abgestoßen werden, wird die Schleife so be- wegt, daß sich die Löcher entweder übereinanderschieben und den Wind zu den Pfeifen durchlassen, oder aber der Windzugang ganz verschlossen wird. Bei der Schleiflade stehen die Pfeifen, die den gleichen Ton ergeben, alle auf dem gleichen Windraum (Tonkanzelle). Zieht der Organist also drei verschiedene Register und drückt dann eine Taste, öffnet sich das Ventil des betreffenden Tones, der Wind strömt in die Pfeifen ein, und sie klingen nicht nur in genauer zeitlicher Einheit, sondern verschmelzen gleichsam miteinander.

Bei dem Windladensystem unserer alten Weigle-Orgel, der Membranen- lade, wurden nicht die Pfeifen der gleichen Töne verschiedener Klangfarben, sondern alle Pfeifen der gesamten Tonskala des gleichen Registers auf einem Windraum versammelt (Registerkanzelle). Die Wirkung dieser Orgel konnte erst beim Akkord ihren Höhepunkt erreichen, wogegen bei der Schleiflade schon bei einstimmigem Spiel die Klangschönheit der Register voll zum Ausdruck kommt. Der Spieltisch ist als Spielschrank in der Mitte unter dem Hauptwerk eingebaut. Links und rechts der Manuale sind die Registerzüge als Wippen übersichtlich angeordnet. Drei freie Kombinationen und zwei zusätzliche Pedalkombinationen, Jalousieschweller und Registerchweller sind wertvolle Spielhilfen. Das mit der Ausführung der Schleifladenorgel betraute Orgelbauunternehmen Emanuel Kemper & Sohn in Lübeck ist ein Familienunternehmen und ist heute in der dritten Gene- ration im Orgelbau tätig.

Für diese Information der Dispositionen der Kemper-Orgel darf ich dem Orgelbausachverständigen, dem Organisten Eckert-Schwegler und dem da- maligen Geistlichen, Pfarrer Emil Hönsch, danken. Wir konnten noch in Er- fahrung bringen, daß bei all diesen Instrumenten die Erkenntnisse aus dem Studium der alten klassischen Orgel aus den Zeiten Bachs verwertet wur- den. Die Orgelweihe am 17. September 1967 nahm Dekan Friedrich Grosch aus Besigheim vor. Diese neue, größere und auch schönere Orgel, wie sie jetzt in der Cyriakuskirche aufgestellt wurde, ist immer eine Bereicherung des kirchlichen Lebens, und es ist guter alter Brauch, das fertige Instrument vor der Gemeinde in einem Kirchenkonzert festlich erklingen zu lassen. Bei der ersten geistlichen Abendmusik am 24. September 1967 brachte der Orga- nist der Friedenskirche in Stuttgart, Herr Volker Lutz, die neue Orgel in ihren vielerlei Möglichkeiten zu Gehör; er brachte die Klangschönheit mit allen Schattierungen und Nuancierungen in Werken alter und neuer Meister zum Ausdruck. Dem damaligen Landeskonservator Dr. Walter Supper dan-

ken wir den Entwurf des neuen Rückpositivs. Dr. Supper kannte die gute alte Weigle-Orgel und hatte bereits zu deren „Glanzzeit“ Konzerte in der Bönningheimer Kirche gegeben, denn die Orgel ist ein Werkzeug zum Lobe Gottes, ein von Künstlerhand gebautes Musikinstrument. Wie hat doch Gottfried Herder gesagt: „Orgeln sind Wunderbaue, Tempel, von Gottes Hauch beseelt, Nachklänge des Schöpfungsliedes.“

Bald nach der Aufstellung der Orgel in unserer Kirche fand eine Besichtigung durch den Verband evangelischer Kirchenmusiker in Württemberg statt, wozu der Landesobmann dieses Verbandes, Kirchenmusikdirektor Hermann Rau, Kantor an der Kilianskirche zu Heilbronn, alles bestens vorbereitet hatte. Da damals Herr Rau wegen plötzlicher Erkrankung an der Tagung nicht teilnehmen konnte, teilten sich die Kirchenmusikdirektoren Rabsch von der Stiftskirche Backnang und Martin Süße von der Klosterkirche Maulbronn in der Tagungsleitung. Kritisch nahmen diese beiden Experten unsere neue Schleifladen-Orgel unter die Lupe; die Orgel hat diese Prüfung bestanden, alles, was technisch möglich ist, wurde durch diese Herren hörbar gemacht, und man war überrascht, welche Wirkungen dieser Orgel abzugewinnen sind. Beide Experten ließen mit Werken alter und neuer Meister die Klangfülle des Instrumentes voll ertönen. Bei den gewaltigen Klangmassen entstand unter diesen bewährten Händen nie ein undefinierbarer Klangbrei.

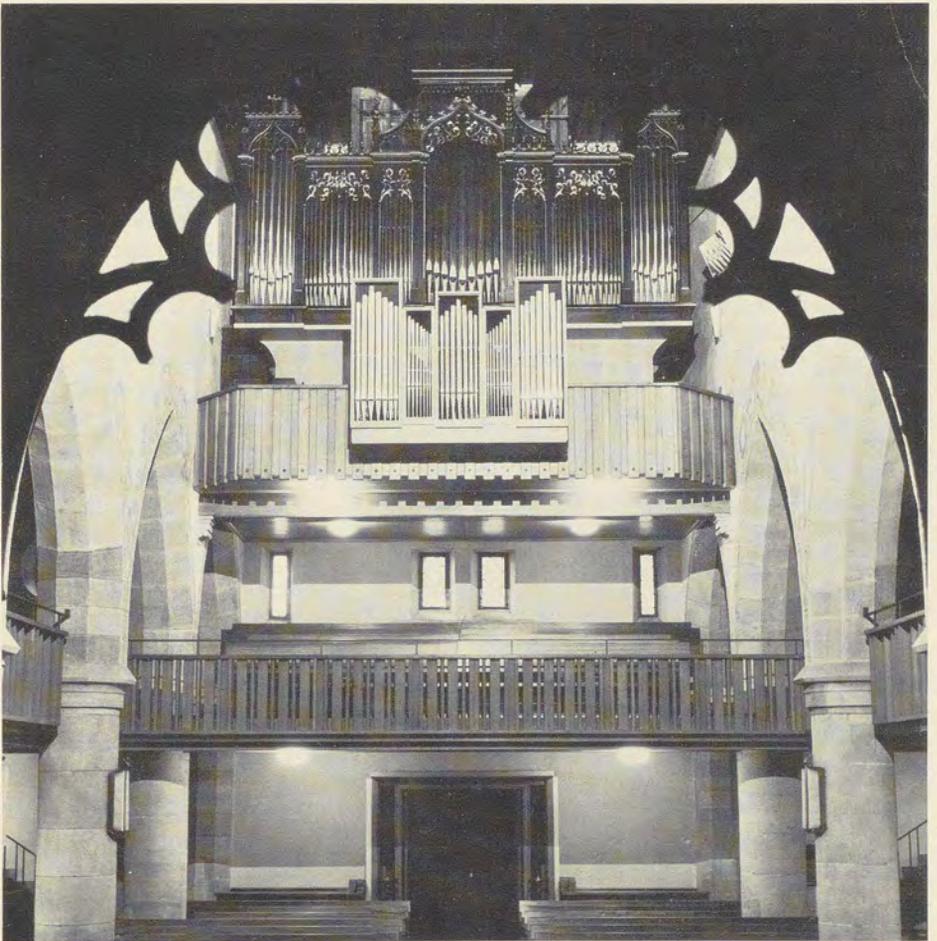
Oft wird die Frage aufgeworfen, wer bei den sonntäglichen Gottesdiensten den Organistendienst versieht. Es sind hier zur Zeit drei Organisten, welche im Turnus den Dienst an der Orgel versehen: Herr Gerhard Eckert-Schwegler, Herr Friedrich Müller und Herr Finkbeiner. Bei dieser Gelegenheit soll aber auch jener Organisten gedacht werden, welche früher den Dienst am „königlichen Instrument“ wahrgenommen haben. Seit 400 Jahren ertönen Orgelklänge in unserer Kirche. Es waren stets die Präzeptoren, die Schulmeister, entweder der Knaben- oder der Mägdeleinschule, und hin und wieder hört man auch, daß der Diaconus (Helfer), also der zweite Geistliche, den Organistendienst ausüben mußte. Im Winter 1887/88 mußte der Junglehrer Konrad Koppenhöfer den Organistendienst sowie den Kirchenchor übernehmen; 13 Jahre versah Koppenhöfer den Dienst im Turnus mit Oberlehrer Strecker, der den Dienst von 1891 bis zu seinem Ableben 1901 an der Orgel versah. Von 1901–1937 war Rektor Konrad Koppenhöfer jeden Sonntag bereit, den Orgeldienst auszuüben. Aus seinen Erinnerungen wissen wir, daß erst von 1897 an der Organistendienst gegen Belohnung erfolgte. Der Organistendienst von Rektor Koppenhöfer dauerte 50 Jahre! Ihm folgte Musiklehrer Robert Holl von 1937–1940 (Holl ist am 29. 4. 1944 gefallen). Oberlehrer E. Biermann war sieben Jahre tätig, von 1940–1947, und zwar in den kritischen Kriegs- und Nachkriegsjahren. Konrektor Karl Müller versah ab 1947 im Turnus mit Gerhard Eckert-Schwegler den Organistendienst, den Herr Müller 20 Jahre ausübte und krankheitshalber ausschied, während Herr Eckert immer noch tätig ist. Von 1962 war die Religionslehrerin Adelheid Kircher bis 1970 mit an der Orgel tätig. 1964 versah Herr Werner Kübler im Turnus den Dienst für einige Jahre, es kamen noch hinzu Herr Finkbeiner aus Lauffen am Neckar; eingesprungen sind auch hin und wieder zwei angehende junge Organistinnen, Fräulein Dorothee Haiges und Fräulein Eva Rosenberger.

Nun wirft sich die Frage auf, seit wann dann überhaupt in der Bönningheimer Kirche eine Orgel steht. Wir wissen, daß die letzten Jahrzehnte vor dem 30jährigen Krieg eine Blütezeit für Kunst und Kultur im ganzen Lande waren, so auch in Bönningheim. Der Wohlstand der Bevölkerung kam nicht zuletzt in frommen Stiftungen zum Ausdruck, wie wir bekanntlich in unserer Kirche noch manche Kostbarkeit vorfinden; auch eine Orgel war da, und diese wurde von einem Bönningheimer Schreiner und Orgelmacher namens Wendel Reuschlin erstellt. Der Vater dieses Wendel Reuschlin mit Namen Jacob stammte aus Walheim. Die erste Frau dieses Orgelmachers mit Namen Barbara war nach zweijähriger Ehe verstorben; am 11. Mai 1575 verheiratete er sich mit Margarethe Rösch aus Kirchheim am Neckar; sie war die Tochter des Maulbronner Klosterpflegers Johannes Rösch, der einen Hof in Kirchheim hatte. Zehn Kinder entstammten dieser Ehe. Wendel verstarb am 9. November 1607. Wir dürfen annehmen, daß um 1585 das Orgelwerk für die Bönningheimer Kirche vollendet war und auf dem Lettner seine Aufstellung bekam. Vom Rat der Stadt wurde beschlossen, daß mit dem Orgelbauer Reuschlin folgender Vertrag eingegangen werden müsse: „Am 1. März 1586 wegen seines gemachten Werkes und positum soll er noch einen Blasebalg auf seine Kosten machen, dann soll er solch Werk die Tag seines Lebens immer richten, was daran mangelhaft wird, den Bau erhalten und immer auf Begehrt selbst darauf schlagen!“ Für diese Arbeit erhielt Reuschlin 124 Gulden, zehn Gulden mußte er aber davon dem Maler geben, der den Kasten angestrichen hatte. Da Reuschlins Arbeit aber gut ausgefallen war, was besonders betont wurde, erhielten sein Weib und seine Kinder noch eine „Verehrung“ von einigen Gulden. Nach Wendel Reuschlin übernahm Präzeptor Matthäus Sandtner von der Lateinschule das Amt des Organisten. Interessant ist, welches Gehalt der Rat der Stadt Bönningheim ihm für diesen Dienst bewilligte. Es heißt: „5. 10. 1592 Matthäus Sandtner, der alte Schulmeister, hat angehalten, nachdem er bisher die Orgel in der Kirchen und fürchin zu versehen gewillt sei, so bitte er um einen halben Eimer Wein und zwei Malter Dinkel Dreingelt.“ Beschluß: „Jährlich aus der geistlichen Verwaltung ein Eimer Wein, ein Malter Roggen und ein Gab Holz und er soll fronfrei sein.“ So sah die gute alte Zeit aus.

Im Jahre 1627 liest man von einer Erneuerung dieser Orgel, denn Baumeister und gemeine Ganerben unserer Stadt gaben zur „Erneuerung der Orgel“ 20 Reichsthaler. Bisher bestand die Ansicht, daß dieses Orgelwerk nach Lauffen am Neckar für die Martinskirche kam; die kirchlichen Konventsbücher zeigen uns nun den „umgekehrten“ Weg auf. Erst die „zweite Orgel“ kam nach Lauffen am Neckar. Diese von Reuschlin erbaute Orgel kam, nachdem sie sich als zu klein für die Bönningheimer Kirche erwies, nach Weiler an der Zaber.

Gute 150 Jahre hat diese Reuschlin-Orgel die Gottesdienste in unserer Kirche bereichert, dann kam sie um 1750 nach Weiler, damals – die Jahreszahl 1751 weist auch darauf hin – erhielt die weit ältere Weiler Kirche ihre noch heutige Form im Innern. Bei der von einigen Jahren renovierten Weiler Kirche wurde auch die unter Denkmalschutz stehende Orgel einbezogen; ihre Erneuerung brachte die Krönung, denn Weiler hat die wohl in dieser Art schönste Dorfkirche im ganzen Unterland.

Und Bönningheim leistete sich ein etwas größeres Orgelwerk. Der „kunst-



Reuchlin-Orgel von 1585 in der Kirche zu Weiler/Zaber

erfahrene Orgelmacher Friedrich Philipp Christian Wiegleb heiratete am 11. Juli 1724 die Bönningheimer Falkenwirtstochter Catharina Ziegler. Der junge Ehemann war bei seinem Vater Johann, einem Orgelmacher aus Holzried, in die Lehre gegangen. Wiegleb wurde im Laufe der Jahre nicht nur als Bürger in Bönningheim angenommen, sondern auch 1752 in den Rat der Stadt gewählt, als „Ratsverwandter“. Neun Kinder gingen aus dieser Ehe hervor, von denen aber keines den Beruf eines Orgelmachers, wohl aber des Schreiners annahm. Herr Wiegleb wurde am 25. März 1758 in Bönningheim begraben (seines Alters 65 Jahre, ein Monat und sieben Tage). Die Wiegleb-Orgel stand zuerst auf dem Lettner, wurde aber bei der Kirchenerneuerung

im Jahre 1865 auf die oberste Empore versetzt. Aber nach und nach bekam sie Altersbeschwerden. Die Orgel genügte den kirchlichen Bedürfnissen nur unvollkommen. Wir hören zuerst von einer größeren Reparatur im Jahre 1803, wo der Orgelbauer Carl Graf aus Mosbach am 17. April, um 40 Gld. die Orgel von Staub und Spinnweben befreit, die Bälge wieder hergerichtet, die durch beschädigtes Dach hervorgerufenen „Wasserschäden“ beseitigt, die ganze Orgel frisch gestimmt hat. Am 11. Mai 1883 verpflichtete sich Carl G. Weigle aus Stuttgart für die Reparatur des Orgelwerkes. Ihm wurde die große Wiederherstellung übertragen, der Orgelrevident genehmigte 663 Mark 30 Pfennig. Wieder wurde die Orgel von den Einflüssen des Staubes, der Insekten und des Witterungswechsels auf Stimmung und Registerwerk gründlich überholt. Inzwischen war bei der Renovierung der Kirche die Orgel 1865/66 auf die zweite Empore gestellt worden. Interessant ist bei diesem Orgelvertrag zwischen dem Stiftungsrath Bönnigheim und dem Orgelbaumeister Carl G. Weigle, Stuttgart, daß auch der Bürgerausschuß seine Zustimmung mit abgab. Neben Kostenvoranschlägen auch von den Orgelbaufirmen Walcker in Ludwigsburg und Schäfer von Heilbronn hatte Weigle von Echterdingen-Stuttgart den Vorzug erhalten.

Oberlehrer Strecker und Lehrer Konrad Koppenhöfer bereicherten das kulturelle Leben in unserer Stadt, beide Herren waren gute Organisten. Aber die gute alte Wiegleb-Orgel genügte den kirchlichen Bedürfnissen nur noch unvollkommen. Dies zeigte sich bei den Festgottesdiensten oder den Konzerten, oder bei Aufführungen mit dem Kirchenchor, den Herr Koppenhöfer leitete. Am 2. Februar 1897 wurde mit dem Orgelbaumeister Weigle in Stuttgart ein Vertrag über die Erstellung der neuen Kirchenorgel um M. 14 000,— ohne Gehäuse abgeschlossen und unterschrieben. Zugleich wurde auch der vom Holzwurm befallene Hochaltar nach Stuttgart zur Restauration geschickt und weitere Umbauarbeiten wie auch Malerarbeiten in der Kirche vergeben. Da entschloß sich der der Kirche wohlgesinnte Fabrikant Privatier Imanuel Boehringer in hochherziger Weise, nicht nur die Kosten für die Renovierung der Kirche zu übernehmen, sondern auch für die neue Orgel eine beträchtliche Summe zur Verfügung zu stellen. So konnte die Orgelbaufirma Weigle die vom Orgelrevident Prof. Lang aus Stuttgart entworfene Orgel mit drei klingenden Registern, drei Manualen, einem Pedal und mit 2132 Pfeifen bauen. Aber für diese neue und größere Orgel mußte die obere Empore erweitert, die Decke durchbrochen und erhöht werden. Um den Blasebalg auf der unteren Empore unterbringen zu können, mußte auch diese erweitert werden. Die Einweihungsfeierlichkeiten waren am vierten Adventssonntag, dem 19. Dezember 1897. Die Orgel war ein Meisterwerk in des Wortes vollster Bedeutung; auch bei dieser Orgel fand am 27. Januar 1898 ein Orgelkonzert durch den Stuttgarter Stiftsorgelrevidenten Prof. Lang statt, der die Bönnigheimer zu einem solch kostbaren Stück herzlich beglückwünschte. Rektor Konrad Koppenhöfer berichtet noch ausführlich darüber. Ihm war diese schöne Orgel immer ein Liebling, denn er hat bis 1937 an ihr von Beginn an den Dienst getan.

Am 25. Februar 1898 hat Stiftsorganist Prof. Lang als Revident einen achtseitigen Bericht über die Revision abgegeben, in dem es u. a. heißt: „ . . . schon für das Auge stellt sich das Werk in seinem reich ausgestatteten, stillvoll in höchster Gediegenheit ausgeführten Gehäuse als Prachtstück einer

schönen Orgel dar . . . was die Klangwirkung der Orgel betrifft, darf man sagen, daß er keine Orgel von gleicher, geschweige geringerer Registerzahl kennt, die ihn klanglich mehr befriedigte als das neue Bönningheimer Orgelwerk . . . die Gesamtwirkung ist sehr voll und weich, für den Raum der großen Kirche durchaus nicht zu stark, überaus wohltuend und edel, ohne irgend welche Beimischung von Sprödigkeit, Härte und Rauheit im Tone, dabei doch mächtig und glanzvoll . . . mit seiner Errichtung hat der Orgelbaumeister seinem künstlerischen Können und der Gediegenheit seiner Leistungen, dem edlen Stifter aber seiner hochherzigen Liebe zu seiner Vaterstadt und Kirche ein Denkmal gesetzt, wie sich's beide nicht besser wünschen können . . . "

Was geschah nun mit der alten Wiegleb-Orgel? Sie wurde in verschiedenen Blättern zum Verkauf ausgeschrieben. Es heißt unterm 2. Juli 1897: „für unsere Orgel haben sich trotz vielfältigen Ausschreibens ganz wenig Liebhaber eingestellt. Orgelbaumeister Weigle, der sie zu M. 800,- angeschlagen, hat sich auf Drängen des Architekten bereit erklärt Mark 200,- dafür zu haben, die Kirchengemeinde Lauffen will sie für M. 250,- haben und in der Martinskirche aufstellen . . . ". Interessant ist der Ausschnitt aus dem Lauffener Conventsbuch, welches der inzwischen verstorbene Pfarrer Kurz zur Verfügung stellte. In den ersten Apriltagen des Jahres 1945 wurde durch Beschuß die Martinskirche schwerst betroffen, auch die Orgel wurde zerstört, einige Pfeifen waren wohl vom ganzen Wiegleb-Werk übrig geblieben, die man 1949 zum Bau einer neuen Orgel nicht mehr verwenden konnte.

Es wurde sodann für die neue Bönningheimer Orgel auch die Stelle eines zweiten Orgeltreters ausgeschrieben, und es wird eine Belohnung von Mark 25,- in Aussicht gestellt. Schuhmacher Wilhelm Binder wird als Orgeltreter eingestellt.

In den Jahren 1909, 1911 werden weitere Verbesserungen an der Orgel vorgenommen, eine motorische Windbeschaffung wird angeschafft. Alle zehn Jahre wird die Orgel in allen Teilen gründlich nachgesehen und gereinigt, da durch das Dichtliegen des Staubes auf allen Orgelteilen sämtliche Holzteile und das Leder sehr Not leiden und die Intonation sämtlicher Register sonst verdorben wird. Eine weitere Verbesserung der Pneumatik kommt hinzu. Rektor Koppenhöfer ersucht, den Orgeltretern mehr Geld zukommen zu lassen. Im ersten Weltkrieg werden verschiedene Pfeifen ausmontiert für Heereszwecke. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde diese herrliche Orgel das Sorgenkind, Wunden über Wunden wurden ihr geschlagen, bei einer Renovierungsarbeit wurden unvorsichtigerweise durch einen ausländischen Arbeiter 50 Pfeifen vom Oberwerk total zerstört. Monatelang arbeiteten die Orgelbauer Richard Rensch aus Lauffen und Firma Weigle, Echterdingen, um die Schäden zu beheben, aber es war alles vergebens.

Übriggeblieben von diesem Orgelwerk eines warmherzigen Stifters ist das Orgelgehäuse, in welchem die Kemperorgel untergebracht ist. Dank einer vorzüglichen Intonation, die inzwischen weich und geschmeidig und der Mensurierung nach alten Vorbildern, klingen auch gewagte Verbindungen moderner Meister gut, und die neue Kemperorgel mit dem alten Gehäuse gibt dem großen Kirchenraum eine erhabene Weihe.

Zum ev. Pfarramtsbereich Bönningheim II gehört auch die ev. Kirchengemeinde

meinde Hohenstein. Im Jahre 1963 begann man auch hier mit einer gründlichen Renovierung, die sich über mehrere Abschnitte erstreckte und zuletzt auch die Orgel erfaßte, die, wie auch die Orgel in der Bönningheimer Stadtkirche, unter Denkmalschutz steht.

Seit wann hat nun die Hohensteiner Kirche eine Orgel? Eng verbunden war der kleine Ort stets mit den Adelsgeschlechtern, die im Schloß zu Hohenstein wohnten. Eine Orgel stiftete der Schloßherr Andreas Heinrich Freiherr von Schütz, Herr zu Hohenstein und Winzerhausen, hochfürstlich württembergischer Staatsrat, im Jahre 1758. Diese Orgel stand nach den Angaben der Oberamtsbeschreibung Besigheim 1853 störend eingezwängt im Chor der kleinen Kirche. Im Innern der Kirche war es früher immer sehr feucht, und da darf man vermuten, daß diese Orgel keine lange Lebensdauer haben konnte; denn bei einer Renovierung der Kirche 1892 wurde die Kirche vergrößert, und eine Orgel kam auf die neu errichtete Empore. Im Laufe der Jahrzehnte hat aber der Holzwurm an der Orgel ein vernichtendes Werk vollbracht. Die Kirchengemeinde entschloß sich, eine neue Orgel anzuschaffen. Das Amt für Denkmalspflege sah aber, daß die „alte Orgel“ mit ihrem lieblichen Klang in allen Teilen doch erhaltungswürdig war, und so wurde die Orgelbaufirma Kemper in Lübeck beauftragt, eine erneuerte Orgel auf Schleiflade zu bauen. Da wurde nun im Innern des Gehäuses eine Schrift entdeckt, worin steht; daß diese Orgel im Jahre 1832 im Monat Januar durch A. Laukhoff, Orgelbauer, gefertigt und im Jahre 1892 in der Kirche zu Hohenstein aufgestellt wurde, und zwar durch Orgelbauer Karl Schäfer in Heilbronn. Es heißt, daß diese von Andreas Laukhoff aus Bretzfeld erbaute Orgel einst in einem Nebenchor der Heilbronner Kilianskirche als Beistellorgel gestanden habe.

Die erneuerte Hohensteiner Orgel verfügt über neun Register, ein Pedal und ist einmanualig. Sie hat eine mechanische Traktur und eine Pedalwindlade. 526 Pfeifen besitzt diese Orgel, von denen die größte 2,5 m und die kleinste 8 mm groß ist. Am 1. Advent 1969 hat auch hier Dekan Grosch, Besigheim, die Orgelweihe vorgenommen. Interessant ist noch zu hören, daß der Orgelbauer Andreas Laukhoff (1798–1871) sich mit der Tochter Catharina des Orgelbauers Johann Eberhard Walcker vermählte, er war am 7. Mai 1820 von Walcker eingestellt worden im Walckerschen Orgelbetrieb zu Cannstatt. Die Kosten der Erneuerung der Hohensteiner Orgel betragen 26 000,- DM.

Die Bönningheimer wie auch die Hohensteiner Orgel wurden zu neuen sakralen Instrumenten umgebaut, welche ihre Klangfülle durch die Gotteshäuser ausschütten zur Erhöhung der Gottesdienste, aber auch zu musikalischen Feierstunden von Geschlecht zu Geschlecht.

Elisabeth Zipperlen

Quellenverzeichnis:

Oberamtsbeschreibung Besigheim 1853.

Akten aus dem Archiv der Pfarrämter I und II Bönningheim-Hohenstein.

Gotthilf Kleemann: „Die Orgelmacher und ihr Schaffen im ehemaligen Herzogtum Württemberg.“

Elisabeth Zipperlen: „Ludwigsburger Geschichtsblätter XV 1963 und XVI 1964.“

Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Kreis Ludwigsburg

Fortsetzung des Schrifttumsverzeichnisses in Ludwigsburger Geschichtsblätter 25 (1973) 125–131. Zusammengestellt von Günter Stegmaier.

Allgemeine Vorbemerkung: Die Berichtszeit schließt an das letzte Verzeichnis an und endet am 31. Oktober 1974. Abkürzungen ersehe man aus Heft 22 (1970) Seite 111 dieser Geschichtsblätter.

Allgemeines

Bibliographie

- 1 Stegmaier, Günter: Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Kreis Ludwigsburg. Lbg. Gbl. 25 (1973) 125–131.

Kartographie

- 2 Ludwigsburg. Kreis- und Freizeitkarte 1 : 75 000. 5. Aufl. Stuttgart: Städteverl. 1973.
Topographische Karten: S. Nr. 36, 37 (Bietgiheim), 154 (Vaihingen).
Stadt- und Ortspläne: S. Nr. 32 (Asperg), 35 (Besigheim), 41 (Ditzingen, Hirschlanden), 43 (Freiberg), 45 (Gerlingen), 56 (Korntal), 57 (Kornwestheim), 61 (Ludwigsburg), 107 (Münchingen).

Statistik

- 3 Landkreis Ludwigsburg. Hrsg. v. Innenministerium und Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg. Stuttgart: Statist. Landesamt Baden-Württemberg [1972?]. 35 S. (Die Stadt- und Landkreise in Wort und Zahl. 57.)

Naturkunde

- 4 Weinland, Karl: Zum Bau der Pleidelsheimer Mulde, der Asperg-Scholle und des Bönnigheimer Grabens. Jahreshefte d. Gesch. f. Naturk. i. Württ. 128 (1973) 83–117.
S. auch Nr. 24, 25 (Stromberg), 92 (Marbach-Rielingshausen), 109 (Münchingen).

Landesplanung

- 5 Regionalplan 1972. Stand Juli 1973. Stuttgart: Regionaler Planungsverband Mittlerer Neckar 1973. 51 S., 5 Ktn, 1 Beil.-Kte.
- 6 Steeb, Günther: Die Stadt-Umland-Konzeption für den mittleren Neckarraum. Kommunalpol. Bl. 25 (1973) 734–735.
- 7 Der Mittlere Neckar. Stuttgarter Zeitung 29 (1973), Nr. 269.
- 8 Regionales Rechenzentrum Mittlerer Neckarraum. Ausbau- und Zeitplan. Stuttgart: Regionaler Planungsverband Mittlerer Neckar 1973.

- 9 Kaiser, Klaus, und Manfred von Schawen. Stuttgart und die Region Mittlerer Neckar. Stuttgart: Kohlhammer 1973. 228 S. (Zahl und Leben. 13.)

Allgemeine Landeskunde

- 10 Rombach, Otto, und Martin Blümcke. Im Herzen Württembergs. Neckarland zwischen Stromberg und Ludwigsburg, Enz- und Bottwartal. Stuttgart, Aalen: Theiss 1973. 179 S., 117 Taf.-Abb.

Orts- und Flurnamen

S. Nr. 92 (Marbach-Rielingshausen), 111 (Münchingen), 146 (Sachsenheim-Hohenhaslach).

Ur- und Frühgeschichte

S. Nr. 93 (Marbach-Rielingshausen), 110 (Münchingen), 128 (Murr), 131 (Neckargröningen), 152 (Steinheim).

Burgen- und Siedlungsgeschichte

S. Nr. 93 (Marbach-Rielingshausen), 112, 113 (Münchingen), 131 (Neckargröningen), 151 (Schwieberdingen).

Geschichte

Geschichtsschreibung: S. Nr. 58 (Kornwestheim). Mittelalter: S. Nr. 94 (Marbach-Rielingshausen), 115 (Münchingen). Neuzeit: 95 (Marbach-Rielingshausen), 116 (Münchingen). Bauernkrieg: 59 (Löchgau), 135 (Oberriexingen). Zeitgeschichte: S. Nr. 104 (Marbach-Rielingshausen), 117–118 (Münchingen), 147 (Sachsenheim-Hohenhaslach).

Bevölkerung

S. Nr. 29, 30 (Affalterbach), 98 (Marbach-Rielingshausen), 120, 121 (Münchingen).

Sitten und Gebräuche

S. Nr. 100 (Marbach-Rielingshausen), 119 (Münchingen), 155 (Vaihingen-Roßwag).

Recht und Verwaltung

Rechtsgeschichte: S. Nr. 42 (Erligheim), 55 (Ingersheim), 75 (Ludwigsburg-Geisingen). Moderner Strafvollzug: 34 (Asperg). Kreis- und Verwaltungsreform: S. Nr. 133 (Neckarweiningen), 139 (Sachsenheim), 49 (Gerlingen).

- 11 Richter, Gregor: Historische Bemerkungen zur Kreisreform von 1973 und zum Gebiet des Großkreises Ludwigsburg. Lbg. Gbl. 25 (1937) 7–21.

Sozial-, Wohlfahrts- und Gesundheitswesen

- 12 Pressestimmen zum Kreissozialplan Ludwigsburg. Blätter d. Wohlfahrtspflege 120 (1973), 3. 85.
- 13 Klaiber-Bunnigmann, Irmgard. Kariesstatistische Untersuchungen mit einer Fluorzahnpaste an 7–9jährigen Kindern im Kreis Ludwigsburg. Tübingen, Univ. Fachber. klin. Med. Diss. 1973. 51 S.
- 14 Klaiber, Gerhard. Kariesstatistische Untersuchungen mit einer Fluorzahnpaste an 11–13jährigen Kindern im Kreis Ludwigsburg. Tübingen, Univ. Fachber. klin. Med. Diss. 1973. 57 S.
- 15 Kober, Dieter. Kariesstatistische Untersuchungen mit einer Fluorzahnpaste an 12–14jährigen Schülern im Kreis Ludwigsburg. Tübingen, Univ. Fachber. klin. Med. Diss. 1973. 51 S.

Wehrwesen

- 16 Hornickel, Karl: Rekrutenausbildung mit Hindernissen. „Bauern vom Land bekommt der Militärdienst besser als den Städtern.“ HgW. 24 (1973) 38–40.

Wirtschaft und Verkehr

- 17 Bericht. . . der Industrie- und Handelskammer Mittlerer Neckar. [Ausg. Ludwigsburg.] Stuttgart 1973. (Mittlerer Neckar. Sonderh. Ludwigsburg.)
Wirtschaftsgeschichte: S. Nr. 29, 30 (Affalterbach), 63, 69 (Ludwigsburg). Landwirtschaft: S. Nr. 101 (Marbach-Rielingshausen), 120 (Münchingen). Weinbau: S. Nr. 138 (Sachsenheim). Wald- und Forstwirtschaft: S. Nr. 75 (Ludwigsburg-Geisingen), 122 (Münchingen), 138 (Sachsenheim). Jagd- und Fischereiwesen: 19 (Bottwartal), 20 (Kirbachtal), 27 (Stromberg). Handwerk, Gewerbe und Industrie: S. Nr. 50 (Gerlingen), 102 (Marbach-Rielingshausen), 132 (Neckarweiningen). Energieversorgung: S. Nr. 77 (Marbach). Postgeschichte: S. Nr. 63 (Ludwigsburg).

Kirchengeschichte

- 18 Angerbach, Wolfram: Die Zeit der Kapuziner auf dem Michaelsberg. Zeitschr. des Zabergäuvereins 1973. 49–58. Betr. seelsorgerl. Betreuung der Katholiken in der Herrschaft Bönnigheim.
S. Nr. 39, 40 (Bönnigheim), 96 (Marbach-Rielingshausen), 123, 124, 126, 157 (Münchingen), 144 (Sachsenheim-Häfnerhaslach), 148 (Kloster Rechentshofen), 155 (Vaihingen-Roßwag).

Schulgeschichte

S. Nr. 106 (Markgröningen), 97 (Marbach-Rielingshausen).

Kultur- und Geistesleben

S. Nr. 64 (Ludwigsburger Studenten 1780), 73 (Ludwigsburg, Kulturzentrum), 80–90 (Marbach; Deutsches Literaturarchiv).

Kunst- und Baudenkmäler

S. Nr. 22 (Kirbachtal), 38 (Bissingen), 44 (Freiberg-Beihingen), 53 (Hemmingen), 65 (Ludwigsburg), 76 (Marbach), 126 (Münchingen), 151 (Schwieberdingen).

Vereinswesen

S. Nr. 31 (Aldingen), 51 (Gerlingen), 54 (Hirschlanden), 59 (Löchgau), 103 (Marbach-Rielingshausen), 127 (Münchingen), 140–142 (Sachsenheim), 153 (Steinheim).

Ortsgeschichte

Einzelne Landschaften

Bottwartal

- 19 Conrad, Otto: Jagen und Fischen – einst das Recht der Freien. Die uralte Pirsch zwischen Bottwar-, Schozach- und Neckartal. HgW. 24 (1973), 33–35.

Kirbachtal

- 20 Wißmann, Friedrich: Der Tiergarten im Kirbachtal. Fröner aus sieben Ämtern mußten an dem großen Zaun arbeiten. HgW. 24 (1973) 35–37.
- 21 Zipperlen, Elisabeth, [und] Maria Koch: Das Kirbachtal in der Vergangenheit. Heimatforschung in belegten Daten, Überlieferung, Dichtung und Sage. Grüne Weihnachtszeitung (s. Nr. 120). 81.

- 22 Zipperlen, Elisabeth: Das „Kibannele“ im Kirbachtal. Zeitschrift des Zabergäuvereins 1973. 59–61.

Strohgäu

- 23 Schmid, Otto: Strohgäu – Originale Anekdoten. Heimatbuch Münchingen (s. Nr. 108). 355–362.

Stromberg

- 24 Linck, Otto: Aus der Geologie des Strombergs. Grüne Weihnachtszeitung (s. Nr. 121). 41–42.
- 25 Wild, H.: Neue Erkenntnisse über Genese und Lagerung des Salzes im Mittleren Muschelkalk in Süddeutschland [Betr.: Forschungsbohrungen auf dem Heuchelberg und Stromberg]. Jahresberichte und Mitteilungen des oberrheinischen geolog. Vereins. N. F. 55 (1973).
- 26 Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Umwelt Baden-Württemberg. Forstlicher Erholungsplan Stromberg. Hrsg.: Forstdirektion Stuttgart. (Bearb.: Dieter Dobler, Dieter Neuhauser.) Stuttgart 1973. 45 S., 1 Kte.
- 27 Wißmann, Friedrich: Jagd-Frondienste und Hundelegen. Auszug aus den Forstlagerbüchern des Forstes Stromberg. HgW. 24 (1973) 45–46.

Zabergäu

- 28 Angerbauer, Wolfram: Theodor Bolay. Ehrenmitglied des Zabergäuvereins. Zeitschrift des Zabergäuvereins. 1973. 62.

Einzelne Orte

Affalterbach

- 29 Sauer, Paul: Soziale und wirtschaftliche Verhältnisse eines alt-württembergischen Dorfes [Affalterbach] in der frühen Neuzeit. Arbeitskr. f. Landes- u. Heimatgesch. i. Verband d. Württ. Geschichts- u. Altertumsvereine. Protokoll [der Sitzung v. 24. 11. 1973] Nr. 42, 1–14.
- 30 Sauer, Paul: Zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Affalterbachs. Vornehmlich im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Lbg. Gbl. 25 (1973) 67–90.

Aldingen

- 31 75 Jahre Turnverein Aldingen 1898 e. V. 13. Gauturnfest Turngau Neckar/Enz. 13. 7. 1973. Aldingen: Turnverein 1973. 28 S.

Asperg, Stadt

- 32 Asperg. Stadtplan 1 : 7500. 6. Aufl. Stuttgart: Städteverl. 1974.
- 33 Adreßbuch der Stadt Asperg. Gerlingen: Blaicher 1973. 226 S.
- 34 Lehmann, Andreas: Retten, was noch zu retten ist . . . Sozialtherapeutischer Strafvollzug: Licht und Schatten über dem Hohenasperg Stuttgarter Nachr. v. 16. 3. 1974.

Beihingen

S. Freiberg, Ortsteil Beihingen.

Besigheim

- 35 Besigheim. Stadtplan 1 : 7000. 7. Aufl. Stuttgart: Städteverl. 1974.

Bietigheim, Stadt

- 36 Bietigheim. 7020. Topographische Karte 1 : 25 000. Hrsg. v. Württ. Stat. Landesamt 1897. Stuttgart: Landesvermessungsamt. Ausg. 1973.
- 37 Bietigheim. 7020. Vergrößerung der topogr. Karte 1 : 25 000 in 1 : 10 000. Berichtigt 1970. Redaktionelle Änderung 1973. Stuttgart: Landesvermessungsamt 1973. 4 Bl.: SO, NO, SW, NW.

Birkach

Abgeg. Ort auf der Gemarkung Münchingen. S. Münchingen Nr. 113.

Bissingen

Ortsteil Untermberg:

- 38 Otto, Markus: Rund um die Ruine Altsachsenheim. Betrachtungen über die alten Bauwerke bei Untermberg. Bietigheimer Ztg. v. 8. 9. und 9. 8. 1973.

Bönnigheim

- 39 Zipperlen, Elisabeth: Das kirchliche und klösterliche Leben in Bönnigheim vor der Reformation. Zeitschr. d. Zabergäuvereins. 1973. 33–46.
- 40 Dies.: Zum kirchlichen und klösterlichen Leben in Bönnigheim vor der Reformation. Lbg. 25 (1973), 51–65. S. auch Nr. 16. [Betr. d. Betreuung der Katholiken in der Herrschaft Bönnigheim.]

Ditzingen, Stadt

- 41 Ditzingen. Stadtplan mit Ortsplan Hirschlanden. 1 : 15 000. 5. Aufl. Stuttgart: Städteverl. 1973.

Enzweihingen

S. Vaihingen, Stadtteil Enzweihingen.

Erligheim

- 42 Zipperlen, Elisabeth: Das Hochgerichtsrad von Erligheim. Ein seltenes Flurdenkmal im Kreis Ludwigsburg. Marbacher Zeitung v. 26. 1. 1974.

Freiberg

- 43 Freiberg a. Neckar. Ortsplan. 1 : 10 000. Stuttgart: Städteverl. 1974. Ortsteil Beihingen
- 44 Wiedermann, Fritz: Bauplastik und heraldischer Schmuck. HgW. 25 (1974), S. 14–15.

Geisingen

S. Freiberg, Stadtteil Geisingen.

Gerlingen, Stadt

- 45 Plan der Stadt Gerlingen [vielmehr: Markungskarte]. 1 : 10 000. – [ohne Straßenverzeichnis]. Stuttgart 1973 [Beil. z. Adreßbuch Gerlingen].
Nebenkarte: Übersichtskarte [Stuttgart – Leonberg – Ludwigsburg] 1 : 170 000.
- 46 Adreßbuch der Stadt Gerlingen. Mit amtl. Stadtplan. Gerlingen: Bleicher 1973.
- 47 Stützel, Eberhard, und Dietrich Schönfelder: Informationen zur Struktur Gerlingens heute und morgen. Adreßbuch der Stadt Gerlingen. 1973. 16–19.
- 48 Zeittafel zur Geschichte der Stadt Gerlingen 1945–1973. Adreßbuch der Stadt Gerlingen. 1973. 21–24.

- 49 Eberhard, W.: Gerlingen im Vorfeld Stuttgarts – neu im Landkreis Ludwigsburg. Adreßbuch der Stadt Gerlingen. 1973. 7–8.
- 50 Porträt eines Weltunternehmens [Firma Robert Bosch GmbH]. Adreßbuch der Stadt Gerlingen. 1973. 14–15.
- 51 40 Jahre D[eutsches] R[otes] K[reuz] – Ortsverein Gerlingen. 29. und 30. Juni 1973. Gerlingen: DRK-Ortsverein 1973. 40 Bl.

Großingersheim

S. Ingersheim, Ortsteil Großingersheim.

Großsachsenheim

S. Sachsenheim, Stadtteil Großsachsenheim.

Gündelbach

S. Vaihingen, Stadtteil Gündelbach.

Häfnerhaslach

S. Sachsenheim, Stadtteil Häfnerhaslach.

Hemmingen

- 52 Hemmingen – Gemeinde mit Tradition und Zukunft. Beil. der Stuttgarter Nachrichten v. 11./12. 4. 1974.
- 53 Wohnpark Schloßgut Hemmingen. Bizarre Kulisse im Strohgäu. Stuttgarter Zeitung v. 2. 3. 1974.

Heutingsheim

S. Freiberg, Ortsteil Heutingsheim.

Hirschlanden

Ortsplan, s. Nr. 41 (Ditzingen).

- 54 50 Jahre Schützenverein Hirschlanden, 1923–1973. Stuttgart – Zuffenhausen 1973: Ruf. 32 S.

Hoheneck

S. Ludwigsburg, Stadtteil Hoheneck.

Hohenhaslach

S. Sachsenheim, Stadtteil Hohenhaslach.

Horrheim

S. Vaihingen, Stadtteil Horrheim.

Ingersheim

Ortsteil Großingersheim.

- 55 Burkhardt, Felix: Die Goldstücke aus dem Bettstroh. Ein Bürger zeigte sich ungehorsam, er ging mit der Wahrheit spazieren. HgW. 24 (1973). 47–48. [Betr. Rechtspflege, 17. Jh.]

Kleinsachsenheim

S. Sachsenheim, Stadtteil Kleinsachsenheim.

Korntal, Stadt

- 56 Korntal. Stadtplan 1 : 6000. 5. Aufl.

Kornwestheim, Stadt

- 57 Kornwestheim, Stadtplan 1 : 10 000. 10. Aufl. Stuttgart: Städteverl. 1973.
- 58 Boelcke, Willi A.: Über Geschichtsschreiber und Geschichtsschreibung zur neueren Geschichte Kornwestheims, insbesondere die Leistungen und Verdienste von Ch. L. Kerner und G. Rümelin. Lbg. Gbl. 25 (1973). 91–110.

Leinfelden

Abgeg. Ort auf der Gemarkung Münchingen. S. Münchingen Nr. 113.

Löchgau

- 59 Burkhardt, Felix: Löchgauer Teilnehmer am Bauernaufstand. HgW. 24 (1973). 23.
- 60 Gesangverein Liederkranz Löchgau e. V. Jubiläumskonzert aus Anlaß des 125-jährigen Bestehens. Sonntag, 21. Oktober 1973. Programm. Löchgau 1973. 28 S.

Ludwigsburg, Stadt

- 61 Ludwigsburg. Stadtplan. Kleine Ausg. Stuttgart: Städteverl. 1973.
- 62 Residenz auf Abruf. Borst, Otto. Stuttgart – Geschichte einer Stadt. Stuttgart und Aalen 1973. 142–151; auch: HgW. 25 (1973). 6–8, 13.
- 63 Bauskandale vor 250 Jahren. Korruption und Preistreiberei beim Schloßbau in Ludwigsburg. Remszeitung v. 22. 9. 1973.
- 64 Rees, Hans. Die Postmeister von Ludwigsburg. Freiberg a. N.: Memminger 1974. 371 S.
- 65 Burkhardt, Felix: Ludwigsburger Studenten in alter Zeit. In „Reisen durch Schwaben“ anno 1780: Ludwigsburg der rechte Ort für eine Universität. HgW. 25 (1974), 22–24.
- 66 Rupp, Sieghard: Über protestantischen Kirchenbau in Württemberg. Schwäbische Heimat 25 (1974), 123–136 [Betr. u. a. Kasernenkirche in Ludwigsburg].
- 67 Hudelmaier, Walter: Ludwigsburg – Barock-, Blumen- und Industriestadt. Baden-Württemberg 2 (1973), 299–302.
- 68 Ulshöfer, Otfried: Ludwigsburg auf dem Weg in die Zukunft. Baden-Württemberg 2 (1973), 301–306.
- 69 Pfeiffer, Georg: Ludwigsburger Porzellan seit 215 Jahren. Baden-Württemberg 2 (1973), 303–316.
- 70 Rücker, Karlheinz: 20 Jahre „Blühendes Barock“ in Ludwigsburg. Deutsche Gartenbauwirtschaft 5 (1974), 128–129.
- 71 Schönenberg, Norbert: Deutscher Gartenbautag 1974. Ludwigsburger Rückblende. Deutsche Gartenbauwirtschaft 5 (1974), 274–276.
- 72 Schuhholz, Anneliese: Hotel „Monrepos“, Ludwigsburg. Baden-Württemberg 2 (1973), 333.
- 73 Schiller, Karl-Heinz: Kulturzentrum Ludwigsburg. Drei Jahre Erfahrungen mit einem Mehrzweckbau. Öffentliche Bibliotheken in Baden-Württemberg. Stuttgart 1973. 79–87.
- 74 Korte, Wolfgang: Giftschränkbrand in der Ludwigsburger Osterholzschule. Brandbriefe 1973. 187–188.
- Stadtteil Geisingen
- 75 Hudelmaier, Walter: Geld statt Laubrechen im Unteren Park. Verkauf des Geisinger Kommun- und Gerechtigkeitswaldes. HgW. 24 (1973), 37–38, 46–47.
- Stadtteil Hoheneck
- S. Nr. 119 (Neckarweihingen).

Marbach, Stadt

- 76 Munz, Eugen: Mittelalterlicher „Wohnturm“ verfällt der Spitzhacke. Marbacher Zeitung v. 12. 10. 1973.
 - 77 Weste, Ernst: Kleine Geschichte der Elektrizitätsversorgung von Marbach am Neckar. Stuttgart: Technische Werke 1973. 75 S.
 - 78 Wie anders, so anders war es da. Wie früher für Schiller-Feiern geworben wurde. Marbacher Zeitung v. 10. 11. 1973.
 - 79 Die Schillerglocke wird von Hand geläutet. Marbacher Zeitung v. 10. 11. 1973.
 - 80 Drews, Jörg: Sammeln, forschen, ausstellen. Schiller-Nationalmuseum – Deutsches Literaturarchiv in Marbach a. N. Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel 1973, Nr. 65, 302–1304.
 - 81 Filbinger, Hans: (Ansprache [beim] Festakt zur Eröffnung des Deutschen Literaturarchivs [. . .]). Jahrb. d. Dt. Schillerges. 17 (1973), 597–600.
 - 82 Freudenberger, Hermann: Mit Schiller hat es angefangen. Das neue Deutsche Literaturarchiv in Marbach am Neckar. Platz für 300 000 Bände. Südwest-Presse v. 10. 3. 1973; Kreiszeitung, Böblinger Bote, v. 8. 3. 1973; Marbacher Zeitung v. 10. 3. 1973, Mühlacker Tagblatt v. 10. 3. 1973.
 - 83 Hagelstange, Rudolf: (Ansprache [beim] Festakt zur Eröffnung des Deutschen Literaturarchivs [. . .]). Jahrb. d. Dt. Schiller-Ges. 17 (1973), 612–613.
 - 84 Heinemann, Gustav W.: (Ansprache [beim] Festakt zur Eröffnung des Literaturarchivs [. . .]). Jahrb. d. Dt. Schiller-Ges. 17 (1973), 593–596.
 - 85 Hoffmann, Wilhelm: (Ansprache [beim] Festakt zur Eröffnung des Deutschen Literaturarchivs [. . .]). Jahrb. d. Dt. Schiller-Ges. 17 (1973), 591–592.
 - 86 Müller-Seidel, Walter: Geschichte der Germanistik zur Begründung einer Arbeitsstelle in Marbach am 14. April 1972. Jahrb. d. Dt. Schiller-Ges. 17 (1973), 584–588.
 - 87 Zeller, Bernhard: Das Deutsche Literaturarchiv und seine Aufgaben (Ansprache zur Eröffnung des Deutschen Literaturarchivs [. . .]). Jahrb. d. Dt. Schiller-Ges. 17 (1973), 601–608.
 - 88 Zeller, Bernhard: Die Aufgaben des Deutschen Literaturarchivs. Ludwigsburger Kreiszeitung v. 17. 5. 1973.
 - 89 Zeller, Bernhard: Aus der Arbeit eines Literaturarchivars. Zwischen Poesie und Administration. Der Rotarier. 1974, Heft 2.
 - 90 Zeller, Bernhard: Jahresbericht der Deutschen Schillergesellschaft. 1972/73. Jahrbuch d. Dt. Schiller-Ges. 17 (1973), 614–632.
- Stadtteil Rielingshausen
- 91 Bauser, Thomas und Paul Hild. Das Ortsbuch von Rielingshausen. Mit Beiträgen von Fritz Haible, Hermann Seeger und Heinz Erich Walter. 2. Aufl. Ludwigsburg: Walter 1973. 448 S. m. Abb. (Walter-Ortsbuch. 27).
 - 92 Hild, Paul: Markung und Natur. Mit einem Flurnamenverzeichnis von Thomas Bauser. Ortsbuch . . . (S. Nr. 91), 7–22.
 - 93 Walter, Heinz Erich: Frühgeschichte. Ortsbuch . . . (S. Nr. 91), 23–48.
 - 94 Bauser, Thomas: Geschichte im Mittelalter. Ortsbuch . . . (S. Nr. 91), 71–110.
 - 95 Ders.: Geschichte der Neuzeit. Ortsbuch (S. Nr. 91), 71–110.
 - 96 Ders.: Kirchliche Gemeinde. . . . mit Ergänzungen von Paul Hild. Ortsbuch . . . (S. Nr. 91), 111–130.
 - 97 Ders.: Gemeinde und Schule. . . . mit Ergänzungen von Paul Hild. Ortsbuch . . . (S. Nr. 91), 131–164.

- 98 Ders. und Ernst O. Holzwarth, Paul Hild und Christoph Schulz: Familienkunde. Ortsbuch . . . (S. Nr. 91), S. 166–196.
- 99 Hild, Paul, und Heinz Erich Walter: Persönlichkeiten. Ortsbuch . . . (S. Nr. 91), S. 198–224.
- 100 Hild, Paul: Volkskunde. Ortsbuch . . . (S. Nr. 91), S. 225–268.
- 101 Bauser, Theodor, und Paul Hild: Landwirtschaft. Ortsbuch . . . (S. Nr. 91), 269–304.
- 102 Hild, Paul: Arbeit und Wirtschaft. Ortsbuch . . . (S. Nr. 91), 305–324.
- 103 Geschichte der Vereine. Ortsbuch . . . (S. Nr. 91), 325–357.
- 104 Hild, Paul: Bis zur Gegenwart. Mit einer Einleitung von Thomas Bauser. Ortsbuch . . . (S. Nr. 91), 359–416.
- 105 Rielingshäuser Chroniken im Turmknopf der Kirche. Ortsbuch . . . (S. Nr. 91), 417–432.

Markgröningen, Stadt

- 106 Breitenfeld, Ingrid: 100 Jahre Mädchenbildung Markgröningen – 20. Mai 1973. Ludwigsburger Kreiszeitung v. 19. 5. 1973.

Mauer

Parzelle der Gemarkung Münchingen. S. Münchingen Nr. 125.

Münchingen

- 107 Münchingen. Ortsplan 1 : 75 000. 3. Aufl. Stuttgart: Städteverl. 1974.
- 108 Heimatbuch Münchingen. Hrsg. v. d. Gemeinde Münchingen. (Gesamtred. Wolfgang Irtenkauf.) Münchingen 1973. 380 S.
- 109 Schönleber, Franz: Erd- und Landschaftsgeschichte. Heimatbuch . . . (S. Nr. 108), 88–94.
- 110 Schmid, Otto, und Wolfgang Irtenkauf: Aus grauer Vorzeit. Heimatbuch . . . (S. Nr. 108), 103–111.
- 111 Schopf, Helmut, Flurnamen auf der Gemarkung Münchingen. Heimatbuch . . . (S. Nr. 108), 348–354.
- 112 Schopf, Helmut, [und] Willi Müller: Zur Münchinger Siedlungsgeschichte. Heimatbuch . . . (S. Nr. 108), 112–121.
- 113 Müller, Willi, [und] Helmut Schopf: Die abgegangenen Dörfer Vöhingen, Leinfeldern und Birkach. Heimatbuch . . . (S. Nr. 108), 164–175.
- 114 Irtenkauf, Wolfgang, [und] Otto Schmid: Münchingen im frühen und hohen Mittelalter. Heimatbuch . . . (S. Nr. 108), 122–130.
- 115 Schmid, Otto, [und] Helmut Schopf: Münchingen im späten Mittelalter. Heimatbuch . . . (S. Nr. 108), 131–148.
- 116 Schmid, Otto, [und] Helmut Schopf: Münchingens Übergang zur Neuzeit. Heimatbuch . . . (S. Nr. 108), 173–180.
- 117 Schmid, Otto: Kriegsende 1945 in Münchingen. Heimatbuch . . . (S. Nr. 108), 181–187.
- 118 Seiler, Walter: Die Entwicklung der Gemeinde nach dem zweiten Weltkrieg. Heimatbuch . . . (S. Nr. 108), 13–87.
- 119 Schmid, Otto: Sitten und Gebräuche. Heimatbuch . . . (S. Nr. 108), 312–332.
- 120 Schmid, Otto: Das Bauerndorf Münchingen. Heimatbuch . . . (S. Nr. 108), 283–311.
- 121 Donowitz, Theresia, und Anton Pfeiffer: Zsambeker in Münchingen. Heimatbuch . . . (S. Nr. 108), 188–191.

- 122 Moosbrugger, Hans Ulrich: Der Münchinger Gemeindewald. Heimatbuch . . . (S. Nr. 108), 95–102.
- 123 Kirschbaum, Friedrich: Die evangelische Kirchengemeinde Münchingen. Heimatbuch . . . (S. Nr. 108, 192–230. S. auch Nr. 144 (Flattich, Johann Friedrich).
- 124 Brauer, Bernhard: Die Katholische Kirchengemeinde Münchingen. Heimatbuch . . . (S. Nr. 108), 231–234.
- 125 Irtenkauf, Wolfgang: Mauer – Kirche und Kloster? Heimatbuch . . . (S. Nr. 108), 150–160.
- 126 Schahl, Adolf: Münchingen in seinen Bau- und Kunstwerken. Heimatbuch . . . (S. Nr. 108), 285–291.
- 127 Die Münchinger Vereine. Heimatbuch . . . (S. Nr. 108), 363–380.

Murr

- 128 Zinßer, Richard: Urgeschichte der Gemeinden Murr und Steinheim. Marbacher Zeitung v. 4. 5. 1973.
- 129 Seiler, Alois: Streiflichter aus der Geschichte von Murr an der Murr. HgW. 24 (1973), 41–43; 25 (1974); 1–3, 9–11.

Neckargröningen

- 130 Rohm, Karl: „Damals und heute.“ Neckargröninger Geschichtsblätter. Bd. 1. Weil der Stadt: Nußbaum 1965–1974. 374 S., m. Abb.
- 131 Rohm, Karl: Alamannengräber und Frühbesiedlung in Neckargröningen. Lbg. Gbl. 25 (1973), 23–49.

Neckarweihingen

- 132 Bolay, Theodor: Vom Bauern- und Weingärtnerdorf zur Industriegemeinde. HgW. 25 (1974), 3–4, 11–12, 20–21.
- 133 Bolay, Theodor: Sie wollten nicht im Amt Ludwigsburg bleiben. HgW. 24 (1973), 38.

Nippenburg

S. Schwieberdingen.

Oberriexingen, Stadt

- 134 Wißmann, Friedrich: Die Stadt Oberriexingen. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts als Stadt bezeichnet. HgW. 25 (1974), 15–16.
- 135 Meinel, Richard: Oberriexingen. Drei Herren von Riexingen wurden im Bauernkrieg ermordet. Blätter d. Schwäb. Albvereins 80 (1974), 83–84.

Ochsenbach

S. Sachsenheim, Stadtteil Ochsenbach.

Ottmarsheim

S. Besigheim, Stadtteil Ottmarsheim.

Rechentshofen

Abgeg. Zisterzienserkloster auf der Gem. Hohenhaslach. S. Sachsenheim, Stadtteil Hohenhaslach, Nr. 148.

Rielingshausen

S. Marbach, Stadtteil Rielingshausen.

Riet

S. Vaihingen, Stadtteil Riet.

Roßwag

S. Vaihingen, Stadtteil Roßwag.

Sachsenheim, Stadt

- 136 Grüne Weihnachtszeitung. Hrsg. v. d. Stadt Sachsenheim. 18 (1973/74). Zugleich 1. Stadtausgabe.
- 137 Bachteler, Kurt: Die Stadt Sachsenheim stellt sich vor. 60 Jahre Kleintierzuchtverein Großsachsenheim (S. Nr. 141).
- 138 Forstwirtschaft. Grüne Weihnachtszeitung (S. Nr. 136), 42–43. Weinbau. Grüne Weihnachtszeitung (S. Nr. 136), 46–48.
- 139 Bachteler, Kurt: Der Zusammenschluß postalisch gesehen. [Betr. Poststempel.] Grüne Weihnachtszeitung (S. Nr. 136), 87.
- 140 Die Vereine berichten. Grüne Weihnachtszeitung (S. Nr. 136), 55–79.
S. auch Nr. 38 (Bissingen. Baudenkmäler).
- Stadtteil Großsachsenheim
- 141 60 Jahre Kleintierzuchtverein Großsachsenheim und Umgebung e. V. 1913–1973. Festschrift zum 60jährigen Jubiläum. Kleintierzüchterverein Großsachsenheim e. V. 8. bis 11. Juli 1973. Bearb. u. zusammengest.: Hugo Appl. Bietigheim, Gläser & Kümmerle 1973. 40 ungez. Bl.
- 142 Bachteler, Kurt: Geschichte des Kleintierzuchtvereins Großsachsenheim. 60 Jahre Kleintierzuchtverein (S. Nr. 141).
Stadtteil Häfnerhaslach
- 143 Stadtteil Häfnerhaslach. Grüne Weihnachtszeitung (S. Nr. 136), 52–54.
- 144 Bolay, Theodor: Das Ende der Beginenklause und der Liebfrauenkirche in Häfnerhaslach. HgW. 24 (1973), 43–44.
Stadtteil Hohenhaslach
- 145 Stadtteil Hohenhaslach. Grüne Weihnachtszeitung (S. Nr. 136), 28–34.
- 146 Meinel, Richard: Hohenhaslach. Gerichtsplatz oder Haselbuschwerk standen bei der Namensgebung Pate. Blätter d. Schwäb. Albvereins. 80 (1974), 144.
- 147 Wißmann, Friedrich: Hohenhaslach im Fluß der Jahrhundertwende. HgW. 25 (1974), 24.
- 148 Wißmann, Friedrich: Das ehemalige Kloster Rechentshofen bei Hohenhaslach. HgW. 24 (1973), 7–8.
Stadtteil Ochsenbach
- 149 Stadtteil Ochsenbach. Grüne Weihnachtszeitung (S. Nr. 136). 35–38, 51.
Stadtteil Spielberg
- 150 Stadtteil Spielberg. Grüne Weihnachtszeitung (S. Nr. 136), 54, 49–51.

Schieberdingen

- 151 Müller, Willi: Die Nippenburg. Heimatbuch Münchingen (S. Nr. 136), 161–163. S. Münchingen, Nr. 113 [Betr. abgeg. Ort Vöhringen].

Steinheim, Stadt

- S. Murr, Nr. 128 [Betr. Urgeschichte].
- 152 Gerhardt, Thomas: Notgrabung bei Steinheim an der Murr: 2500 Jahre alter Toter an der Autobahn ausgegraben. Hohenloher Zeitung. 10. 10. 1973.

- 153 100 Jahre freiwillige Feuerwehr Steinheim/Murr. Jubiläum vom 7.–9. 7. 1973. Steinheim/Murr: Freiw. Feuerwehr 1973. 96 S.

Untermberg

S. Bissingen, Ortsteil Untermberg.

Unterriexingen

S. Nr. 38 (Bissingen, Ortsteil Untermberg).

Vaihingen, Stadt

- 154 Vaihingen a. d. Enz. 7019. Topogr. Karte 1 : 25 000. Hrsg. v. Württ. Statist. Landesamt 1901. Berichtigt 1973. Red. Änderungen 1973. Stuttgart: Landesvermessungsamt Aug. 1974. S. Nr. 172 (Grafen von Vaihingen) Ortsteil Roßwag. S. Nr. 172 [Betr. Grafen von Vaihingen].

Ortsteil Roßwag

- 155 Wißmann, Friedrich: Roßwag hatte einst eine Wallfahrtskirche. St. Nikolaus geweihte Kapelle wurde nach 1556 abgebrochen. HgW. 25 (1974), 8.

Personengeschichte

Ertingen, Hubertus Graf Leutrum von

Dipl.-Landw. Geb. am 3. 12. 1897 auf der Nippenburg bei Schwieberdingen und dort am 13. 4. 1974 gestorben.

- 156 Zum Heimgang von Hubertus Graf Leutrum von Ertingen. Württ. Wochenbl. f. Landwirtsch. v. 20. 4. 1974.

Flattich, Johann Friedrich

Ev. Pfarrer in Münchingen, Pädagoge. Geb. am 5. 10. 1713, gest. am 1. 6. 1797.

- 157 Schmid, Otto: Johann Friedrich Flattich. Heimatbuch Münchingen (S. Nr. 108), 333–347.

[Weiteres zur Biographie:] Siehe Nr. 123 (Münchingen).

Gmelin, Julius Hermann Gotthelf

Ev. Pfarrer in Großaltdorf und Großgartach, Historiker. Geb. am 28. 4. 1859 in Ludwigsburg, gest. am 29. 8. 1819 in Großgartach.

- 158 Wunder, Gerd: Julius Gmelin. Württ. Franken 1973. 306–308.

- 159 Eilers, Rolf: Julius Hermann Gotthelf Gmelin (1859–1919). Die Familie Gmelin. Neustadt a. d. Aisch 1973. 60–62.

Gmelin, Moriz Friedrich

Großherzogl. badischer Archivrat in Karlsruhe. Geb. am 20. 7. 1839 in Ludwigsburg, gest. am 14. 12. 1879 in Karlsruhe.

- 160 Eilers, Rolf: Moriz Friedrich Gmelin (1839–1879). Die Familie Gmelin. Neustadt a. d. Aisch 1973. 58–60.

Kerner, Christoph Ludwig

Oberamtmann in Ludwigsburg mit dem Titel Regierungsrat, zuletzt Klosteramtmann in Maulbronn. Vater des Dichters, Arztes und Naturforschers Justinus Kerner. Geb. am 5. 5. 1744 in Hechingen, gest. 1799 in Maulbronn.

S. Nr. 58 (Kornwestheim).

Kerner, Justinus

Oberamtsarzt in Weinsberg, Dichter. Geb. am 18. 9. 1786 in Ludwigsburg, gest. am 21. 2. 1862 in Weinsberg.

- 161 Kerner, Justinus: Die Seherin von Prevorst. Stuttgart 1973. [Enthält biographisches Vorwort von Joachim Bodamer, 5–18.]
- 162 Seeber, Kurt: Neugestaltung der Kernergräber. Mitteilungen. Justinus-Kerner-Verein und Frauenverein Weinsberg. 11 (1974), 22–23.
- 163 Seeber, Kurt: Zwei Ahnenbilder Justinus Kerners. Mitteilungen. Justinus-Kerner-Verein und Frauenverein Weinsberg. 11 (1974), 24–28. Und: Schwaben und Franken 19 (1973), Nr. 10 (13. 10. 1973).
- 164 Seeber, Kurt: Weinsberger Vögte unter Justinus Kerners Ahnen. Justinus-Kerner-Verein und Frauenverein Weinsberg. 11 (1974), 29–30.

Mörrike, Eduard (Ed. Friedrich)

Ev. Pfarrer in Cleversulzbach, später Professor am Katharinenstift in Stuttgart, Dichter. Geb. am 8. 9. 1804 in Ludwigsburg, gest. am 4. 6. 1875 in Stuttgart.

- 165 Doerksen, Victor G.: Die Mörrike-Literatur seit 1950. Literaturbericht und Bibliographie. Deutsche Vierteljahresschrift f. Literaturwiss. u. Geistesgesch. Sonderh. Forschungsreferate. 47 (1973), 343–397.
- 166 Hagen, Walter: Legenden um Mörrike. Lbg. Gbl. 25 (1973), 111–124.
- 167 Heydebrand, Renate von: Zur Anordnung der Gedichtsammlung Mörrike. Welchen Anteil daran hatte Hermann Kurz wirklich? Jahrb. d. Dt. Schillerges. 17 (1973), 384–394.

Paret, Oscar

Dipl.-Ing., Dr. phil., Hon.-Universitätsprofessor. Hauptkonservator des Württ. Landesmuseums a. D., Landesarchäologe a. D. Geb. am 14. 6. 1889 in Dachtel bei Calw, gest. am 27. 6. 1972 in Ludwigsburg.

- 168 Schütz, Werner: Oscar Paret. Jahresh. d. Ges. f. Naturkunde in Württemberg. 128 (1973), 32–33.

Reyscher, August Ludwig

Professor des deutschen und württembergischen Rechts in Tübingen, später Landtags- und Reichstagsabgeordneter. Geb. am 10. 7. 1802 in Unterriexingen, gest. am 10. 7. 1880 in Cannstatt.

- 169 Rückert, Joachim: August Ludwig Reyschers Leben und Rechtstheorie 1802–1880. Berlin: Schweitzer 1974. LXVI, 413 S. (Münchener Universitätschriften. Abhandl. z. rechtswiss. Grundlagenforsch. 13.)

Rümelin, Gustav von

Professor, Staatsrat, Kanzler der Universität Tübingen. Geb. am 26. 3. 1815 in Ravensburg, 1855 Abgeordneter des Kreises Ludwigsburg, gest. am 28. 10. 1889 in Tübingen.
S. Nr. 58 (Kornwestheim).

Schott von Schottenstein, Friedrich Karl Albrecht

Städt. Forstmeister in Frankfurt a. M. Geb. am 25. 5. 1812 in Großsachsenheim, gest. am 20. 5. 1895 in Frankfurt a. M.

- 170 Ebert, Werner: Frankfurter Stadtwald – Wirkungsstätte des Schott von Schottenstein. Grüne Weihnachtszeitung (S. Nr. 136), 58.

Strauß, David Friedrich

Kritischer Theologe und Literaturhistoriker. Geb. am 27. 1. 1808 in Ludwigsburg und dort am 8. 2. 1874 gest.

171 Gengnagel, Helga: David Friedrich Strauß zum Gedächtnis. HgW. 25 (1974), 5-6.

172 Haug, Hellmut: Aufklärer im Zwielficht. Zum 100. Todestag des Theologen David Friedrich Strauß. Stuttgarter Zeitung v. 8. 2. 1974.

Vaihingen, Grafen von

Bereits im 10. Jh. in Vaihingen a. d. E. ansässiges Grafengeschlecht, 1364 ausgestorben.

173 Abfahl, Gerhard: Ein Würzburger Bischofslehen der Grafen von Vaihingen. Jahrb. f. schwäb.-fränk. Gesch. 27 (1973), 181-220.

Varnbüler, Karl Freiherr von und zu Hemmingen, ritterschaftlicher Abgeordneter, dann Minister des Auswärtigen (1864-70), Reichstagsabgeordneter (1873-1881). Geb. 13. 5. 1809 in Hemmingen, gest. 26. März 1883.

174 Nanninga, Folkert: Zur „deutschen“ Politik des Außenministers von Varnbüler. Zeitschr. f. Württ. Landesgesch. 32 (1973), 113-149.

Berichte, Besprechungen und Notizen

Die Veranstaltungen des Historischen Vereins im Jahre 1974

1. Vorträge im Rahmen des Winterprogramms 1973/74 im Kulturzentrum der Stadt Ludwigsburg

Am 17. Januar fand der vierte Vortrag des Winterprogramms statt. Dem Vortrag ging die jährliche Mitgliederversammlung voraus, zunächst mit dem üblichen Tätigkeitsbericht, Kassenbericht und der Entlastung des Vorstands. Sodann wurde der Versammlung die von Rechtsanwalt Dr. Bollacher im Einvernehmen mit dem Ausschuß ausgearbeitete neue Satzung des Vereins (die alte stammte noch aus der Zeit der Militärregierung nach dem Krieg und war somit veraltet) vorgelesen und von den Anwesenden einstimmig genehmigt. Auch bei der notwendigen Neuwahl von Vorstand und Ausschuß wurden sämtliche Personen in ihrer bisherigen Tätigkeit einstimmig bestätigt. Der Vortragende des Abends, Dr. Robert Koch aus Heilbronn, sprach über „Glaskunst der Antike und des Mittelalters“. Die hochinteressanten Ausführungen dieses versierten Kenners einer selten dargebotenen Materie wurden durch reiches und farbenprächtiges Lichtbilder-Material eindrucksvoll illustriert.

Anstelle eines eigenen fünften Vortrags im Februar nahm der Verein an der am 8. Februar im Kulturzentrum veranstalteten Gedenkfeier der Stadt Ludwigsburg zum 100. Todestag von David Friedrich Strauß teil. Im Mittelpunkt des von schöner Kammermusik umrahmten Abends stand der Vortrag von Prof. Dr. Ernst Benz, Marburg, der seiner großen Bedeutung zufolge in diesem Heft wiedergegeben ist. Ein besonderes Lob des Redners erntete übrigens die Kustodin des Ludwigsburger Heimatmuseums, Frau Helga Gengnagel, Mitglied des Ausschusses des Hist. Vereins, mit der gleichzeitig im Kulturzentrum gezeigten Ausstellung über Leben und Werk David Friedrich Strauß'.

Den Abschluß des Winterprogramms bildete der Vortrag von Dr. Karl Hillebrand, Pforzheim, am 14. März. Thema: „Von den Hafnern und ihrer Kunst“. Mit Spannung und Interesse verfolgten die Anwesenden die Ausführungen des Amateursammlers, der zum Experten wurde. Er erläuterte anhand einer Fülle schöner Farbdias von allerhand kunstreicher Keramik die Entwicklung der Töpferkunst, wobei besonders eine Menge origineller Kacheln erfreute, deren z. T. deftige Sprüche und Zeichnungen große Heiterkeit erregten.

2. Die Studienfahrten im Sommer 1974

Seit dem Bestehen des Deutschen Literaturarchivs in Marbach war es der Wunsch des Historischen Vereins, dieses einzigartige Institut in nächster Nähe Ludwigsburgs kennenzulernen. So trat man denn auf der ersten Halb-

tagesfahrt am 27. 4. den kurzen Weg nach Marbach an, wo der Empfang in freundlichster Weise vorbereitet war. Zunächst wurde die „Keimzelle“ der bedeutsamen Forschungsstätte, das Schillermuseum, besichtigt. Dr. Migge, vorzüglicher Spezialist und langjähriger Mitarbeiter des Museums, verstand es, mit knappen und dennoch von großer Sachkenntnis und Liebe getragenen Worten die Entstehung des Museums zu schildern und unsere schwäbischen Dichter jeweils zu charakterisieren. Er gab mit seinen Ausführungen den Besuchern eine wertvolle Anleitung für das Anschauen des so reichlich vorhandenen Ausstellungsmaterials. Anschließend präsentierte Prof. Dr. Zeller das neue Deutsche Literaturarchiv. In seinem Einführungsvortrag erläuterte er zunächst den Zweck dieses großartig aufgezogenen Instituts, das schon allein als architektonisches Kunstwerk den Besucher fasziniert. Beim Gang durch das genial konzipierte Gebäude, das alle Räume um einen zentralen, saalartigen Kernraum mit Kartei und Bibliothek angeordnet zeigt, lernte man dieses stille Refugium der Literaturwissenschaft mit seinen riesigen Beständen an Literatur (darunter die schriftlichen Nachlässe zahlreicher Autoren) als Stätte intensiver Forschung kennen. Tief beeindruckt von den Ausführungen Prof. Zellers und von dem Geschauten begab man sich anschließend nach Rielingshausen zum gemütlichen Ausklang der Fahrt, bei dem unserem Vorstand, Dr. Willi Müller, Gelegenheit gegeben war, Wissenswertes über den Ort seiner ehemaligen Lehrtätigkeit zu berichten.

Ziel der Ganztagesfahrt am 9. Juni war, nach dem Besuch der Bistumstädte Speyer, Konstanz und Würzburg in den vergangenen Jahren, Worms, die letzte ehemalige Bischofsstadt, deren Gebietsgrenzen unseren Kreis Ludwigsburg berührten. Als historisch besonders eindrucksvoll bot sich dabei die Anfahrt über Ladenburg und Lorsch an, eine Reiseroute, die bereits vor vielen Jahren schon einmal mit Prof. Paret eingeschlagen worden war. Zum Reiseführer hatte sich freundlicherweise Prof. Dr. Decker-Hauff bereit erklärt, und dieser berühmte Name hatte zu Folge, daß – wohl einmalig in der Geschichte der Studienfahrten des Hist. Vereins! – die Fahrt bereits vor der üblichen Anmeldefrist annähernd ausgebucht war. Dies hat leider in einigen Fällen zu Verstimmungen Anlaß gegeben. Es sei daher zur Erklärung folgendes gesagt: Der Charakter unserer Fahrten als Studienfahrten bedingt im Unterschied von sonstigen „Vereinsausflügen“ eine gewisse Begrenzung der Teilnehmerzahl. Es ist sowohl im Interesse der Teilnehmer als auch des Dozenten erforderlich, die Zahl auf die Besetzung eines Busses – natürlich des größtmöglichen (also mit ca. 60 Sitzplätzen) – zu beschränken, aus drei wesentlichen Gründen. Erstens werden meistens schon während der Fahrt vom Exkursionsleiter wichtige Erklärungen abgegeben, welche nur die Insassen seines Busses hören können. Zweitens läßt die Eigenart der besuchten Objekte meistens keine Führung von mehr als maximal 60 Personen in einem Durchgang zu. Schließlich können die Ausführungen des Erklärenden von einem größeren als dem genannten Kreis erfahrungsgemäß nicht mehr genügend verstanden werden. Es blieb daher auch in diesem besonderen Fall nur übrig, die Anmeldungen nach dem Datum ihres Eingangs zu berücksichtigen, da die Fahrt mit zwei Bussen von Anfang an als unmöglich ausgeschlossen war.

Als der durch rasch eingebaute Notsitze übervolle Bus auf Reisekurs ging, waren bald alle Teilnehmer von der persönlichen Atmosphäre erfaßt, die

der beliebte Reiseführer von Anfang an zu verbreiten verstand. Zur Fahrt nach Ladenburg wurde die Autobahn gemieden und auf Anraten Prof. Decker-Hauff's die Straße durchs Neckartal gewählt, und sicher war es die kurzweiligste Neckartalfahrt, die man je erlebt hatte! Wie ein ständig sprühendes Feuerwerk begleiteten die Informationen über die Sehenswürdigkeiten am Wege die bunte und stets wechselnde Szenerie. Ernst und Scherz, harte Geschichte, farbige Kunstgeschichte und amüsante Anekdoten lösten sich ab, und im Nu fuhr man in Heidelberg über die große Neckarbrücke mit Kurs auf Ladenburg. Erster Halt im uralten, bereits in keltischer Zeit besiedelten Ladenburg, dem römischen Lopodunum, in dem Prof. Decker-Hauff neben geschichtlichen Erläuterungen reizvolle alte Bauwerke und Straßenzüge zu zeigen wußte und mit besonderer Liebe die Architektur der alten St. Galluskirche aufzeigte, unter deren heutigem Bau ältere Kultanlagen bis zurück zu einer römischen „Basilika“ nachgewiesen wurden. Die Reste des einst so bedeutsamen Benediktinerklosters Lorsch mit seiner wohlerhaltenen und einmalig schönen karolingischen Tor- oder „Königs“-Halle gaben dem Vortragenden Gelegenheit, die Blütezeit dieses Klosters und die damals dort „verkehrenden“ Persönlichkeiten lebendig werden zu lassen, wobei unter anderem auch des berühmt gewordenen Lorsch Codex gedacht wurde. Nach dem „römischen Ladenburg“ und dem „karolingischen“ Lorsch ging es nun in das „mittelalterliche“ Worms mit seinem Juwel, dem romanischen Dom. Es war eine gute Idee Decker-Hauff's, die Sehenswürdigkeiten der Stadtanlage nicht auf einem beschwerlichen Fußmarsch, sondern im Rahmen einer Stadtrundfahrt zu erläutern. Dabei waren alle erstaunt, wie gut sich bis heute die Struktur der alten Stadt sichtbar erhalten hat. Der Dom, als „Endstation“ der Exkursion, gab reichlich Anlaß zu wertvollen historischen und kunstgeschichtlichen Betrachtungen, die dieses herrliche Bauwerk den Zuhörern auf feine Weise nahebrachten. Mit dem Besuch der Bischofskirche, dem eigentlichen „Herzen“ des Bistums, war das letzte Ziel der Fahrt erreicht, die allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben wird.

Die Herbst-Halbtagesfahrt, am 5. Oktober, hatte, in Verfolgung der Besuche des erweiterten Kreisgebiets, wieder einige neue Kreisorte auf dem Programm. Die kunstgeschichtlich ausgerichtete Fahrt stand unter der Führung von Ausschußmitglied M. Otto. Erstes Ziel war Hemmingen, das mit einer Sensation besonderer Art aufwarten kann. Bei der Anfahrt von Schwieberdingen springt ganz besonders hart und erschreckend ein neuer Ortsteil als „Betongebirge“ dem Gast ins Gesicht, eine Steinwüste, die trotz bunter Bemalung sich nicht mit dem alten Dorf und seinen Bauten vertragen kann. „Visuelle Umweltverschmutzung“ nannte kürzlich ein Witzbold solche modernen Gebilde. Man wandte dem Monstrum gern den Rücken und besichtigte ausführlich die alte Laurentiuskirche, deren auffallend massiger Westturm wohl ursprünglich ein Teil der Befestigungsanlage des alten Burgbereiches war. Bauliche Veränderungen der Renaissance- und Barockzeit gaben der Kirche eine originelle Form. Die reiche Ausmalung von Chor und Schiff sowie einige schöne Grabmäler (Nippenburg und Varnbüler) gaben Anlaß zu kunstgeschichtlichen und ikonografischen Betrachtungen. Hochdorf besitzt eine als Baukörper besonders beachtenswerte Chorturmkirche. Ihre Baugeschichte wurde anläßlich einer Restaurierung in neuester Zeit in vorbildlicher Zusammenarbeit des Amtes für Denkmalpflege mit dem damaligen

Ortspfarrer Joachim Duwe untersucht und von letzterem beschrieben. Dabei wurde die Datierung von Balkenresten am Turm auf Grund physikalisch-chemischer Untersuchungsmethoden vorgenommen und damit wieder einmal der Beweis erbracht, daß unsere Chorturmkirchen wohl fast ausnahmslos in ihrem Kern zu den ältesten kirchlichen Bauwerken des Landes gehören. Letztes Ziel war das malerisch auf der Höhe gelegene Nußdorf. Hier galt der Besuch zunächst dem Schloß der Freiherrn v. Reischach. Mit ihm sollten die Fahrtteilnehmer eine besonders sehenswerte Schöpfung der Neugotik kennenlernen. Baronin v. Reischach-Scheffel empfing die Besucher in der Eingangshalle des Schlosses, dessen untere Räume extra für die Gäste geheizt worden waren. Sie gab zunächst einen Überblick über die Geschichte des uralten Adelsgeschlechts und führte dann in den „Rittersaal“, ein hervorragendes Beispiel neugotischer Raumkunst, in dem sie Bilder und Bücher aus Familienbesitz zur Ansicht aufgelegt hatte. Man fühlte sich in dieser Atmosphäre direkt in die Zeit des Dichters Viktor v. Scheffel, des Großvaters der Schloßherrin, zurückversetzt! Diese Begegnung mit der Neugotik war für alle ein besonderes Erlebnis, nicht zuletzt durch den so freundlichen Empfang, der uns auf Schloß Nußdorf zuteil wurde. Von der eigentlichen Ortskirche St. Martin steht seit ihrer Zerstörung im letzten Krieg nur noch der Turm als Gefallenendenkmal. Ein Glück, daß die Friedhofkirche, ehemals Wallfahrtskirche „zum Heiligen Kreuz“, wenigstens noch im Chor erhalten blieb, so daß sie nach dem Kriege als neue Ortskirche hergerichtet werden konnte. Die Kirche besitzt eine hervorragende Chorausmalung, darunter einen großangelegten Passionszyklus vom Ende des 15. Jahrhunderts. Leider wurde die gesamte Chorbemalung im Zeitalter der Neugotik sehr eigenwillig restauriert, eine Anfechtung für den Denkmalspfleger! Dennoch ist der Bestand sehr sehenswert und wurde von den Besuchern mit großem Interesse besichtigt. Ein abschließendes gemütliches Beisammensein in Riet beschloß das Sommerprogramm des Historischen Vereins.

3. Die ersten Vorträge des Winterprogramms 1974/75

1. Donnerstag, 17. 10. „Eberhard im Bart, Württembergs geliebter Herr“. Vortrag von Dr. Wolfgang Irtenkauf, Ditzingen. Dr. Irtenkauf, Mitglied unseres Vereins, ist uns schon durch mehrere Vorträge als gründlicher Wissenschaftler, der sein Wissen in eindrücklicher Weise mitzuteilen versteht, bereits bestens bekannt.

2. Donnerstag, 14. 11. „Frühzeit der Alemannen, kaiserzeitliche Funde aus dem Neckarraum“. Vortrag von Dr. Robert Koch, Heilbronn, der sich als versierter Kenner frühzeitlicher Forschungen und Befunde bei uns ebenfalls schon hören ließ.

3. Donnerstag, 12. 12. „Sebastian Schertlin 1496–1577, Schwiegervater Hans von Stammheims zu Geisingen, Lebensskizze eines Landsknechtsführers“. Vortrag von Studiendirektor i. R. Heinrich Gaese, Altheim. Wir freuen uns, mit diesem Vortrag unseren früheren Vereinsvorstand einmal wieder unter uns begrüßen zu dürfen und ihn über ein interessantes Thema sprechen zu hören.

Der zweite Teil des Winterprogramms, der ins Jahr 1975 fällt, wird im nächsten Heft der Geschichtsblätter referiert werden.

M. Otto

Ein Bildband für den neuen Kreis Ludwigsburg

Ende November 1973 wurde von Verleger Dr. Konrad Theiss das erste Exemplar eines großformatigen Bildbandes für unseren neuen und größer gewordenen Landkreis dem Landrat übergeben. „Im Herzen Württembergs – Neckartal zwischen Stromberg und Ludwigsburg, Enz- und Bottwartal – von Otto Rombach und Martin Blümcke – Fotos von Albrecht Brugger und Wilhelm Röckle – Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen“, so sagt die Titelseite. Sie sagt damit gleichzeitig, daß kein reiner Bildband vorliegt, sondern daß auch zusammenhängende Textbeiträge zu finden sind. So hat Rombach seinen einleitenden Teil „Land um den Hohenasperg – Über das Strohgäu zum Stromberg und Neckar“ überschrieben, der mit 13 Abbildungen illustriert ist. Wesentlich umfangreicher ist der den Band abschließende Text „Porträts der Städte und Gemeinden“ von Blümcke. Er hat damit eine schwierige und durchaus nicht dankbare Aufgabe übernommen, ist es doch praktisch schier unmöglich, sich aus eigener Anschauung oder aus vielfältiger und zerstreuter Literatur in relativ kurzer Zeit vor allem über neue historische Erkenntnisse erschöpfend zu informieren – und dies in einem so groß gewordenen Landkreis mit so vielen Orten und Örtlichkeiten. Wir wollen nun aber keine diesbezüglichen Details herauspicken – im Gegenteil sei betont, daß Blümcke sich seiner Aufgabe im ganzen mit Bravour entledigt hat.

Der eigentliche Corpus einer derartigen Veröffentlichung sind und bleiben die Bilder. Es sind deren 120 mit dreisprachigen Unterschriften, und da muß man sagen, daß ganz fabelhafte fotografische Leistungen vorliegen. Das fängt schon mit dem Bild auf dem Umschlag von Röckle an. Auch der Geschichtsfreund kommt gerade von der Thematik der Motive her sogar auf einen vollen Genuß, wenn es auch die diversen Optiken der Fotografen ermöglichen, historische und supermoderne Bauten, die teils kilometerweit auseinanderliegen, bildhaft so zusammenzuziehen, daß dies hin und wieder ein wenig auf Kosten der ersteren geht. Als typisches Beispiel dafür sei nur die Abbildung 82 erwähnt.

Diese kleine kritische Anmerkung soll jedoch keineswegs die hervorragende bildnerische Leistung herabmindern, die in diesem Werk vorgeführt wird. Im Gegenteil: Es muß dankbar anerkannt werden, wie verhältnismäßig stark doch das historische Element bei der Auswahl und Gestaltung des ganzen Bildbandes mitgewirkt hat. Andererseits: Wer dies umgangen hätte, wäre nicht in der Lage gewesen, ein echtes Bild unseres Kreises darzubieten, der nicht nur im Herzen Württembergs liegt, sondern der auch zu den geschichtsträchtigen Räumen dieses Landes zählt.

Alles in allem gesagt: Mit diesem Bildband wurde eine erste repräsentative Dokumentation unseres Kreises in Bild und Wort geschaffen – „Bebilderte Visitenkarte des neuen Großkreises Ludwigsburg“ sagte die Presse –, die, auch wenn sie einseitig vom historischen Standpunkt aus gesehen würde, ausgesprochen erfreulich ist (Preis DM 38,-). Dr. W. M.

„Jahrbuch für schwäbisch-fränkische Geschichte“

Der bald 100jährige Historische Verein Heilbronn hat 1973 den Band 27 seiner Jahrbücher herausgegeben. Das vorausgehende Jahrbuch erschien anno 1969. Der neue Band umfaßt (mit Vereinsbericht und Mitgliederverzeichnis) 364 Seiten, an die sich ein Bildteil mit 79 Abbildungen anschließt. Die Schriftleitung hatten Dr. Helmut Schmolz und Hubert Weckbach.

Die Thematik der Veröffentlichung ist sachlich und zeitlich so breit gestreut, daß der Band 27 im einzelnen hier nicht besprochen werden kann, doch sei wenigstens eine Übersicht über die Verfasser und ihre historischen und volkskundlichen Arbeiten gegeben. – Mit römischen Ziegelstempeln aus Heilbronn-Böckingen befaßt sich Dietwulf Baatz. Ursula Koch behandelt fränkische Reihengräber aus Horkheim. Über Absatzgebiete merowingischer Töpfereien des nördlichen Neckargebiets schreibt Robert Koch. Über Grundprobleme der frühen Geschichte der Stadt Heilbronn äußert sich Helmut Schmolz. Manfred Tripps schreibt über Handwerk und Kunst der mittelalterlichen Stadt. Baugeschichtliche Entdeckungen beim Abbruch und Neubau der evangelischen Kirche in Hausen an der Zaber beschreibt Eugen Maurer, über herrschaftlichen Besitz in Lauffen handelt Günter Cordes und über ein Würzburger Bischofslehen der Grafen von Vaihingen Gerhard Aßfahl. Peter Hertner behandelt die Straßburger Einwanderung in süddeutsche Städte an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert. Das Brauchtum der „Leich“ in der Reichsstadt Heilbronn im 18. Jahrhundert betrachtet Hubert Weckbach. Die zentralörtliche Bedeutung dieser Stadt im Wandel der letzten 200 Jahre bis zum heutigen Oberzentrum schildert Herbert Hellwig. Karl-Heinz Mistele berichtet über die Geschichte des Luftangriffs auf Heilbronn am 4. Dezember 1944, und Esra Ben Gershom schreibt über Irrwege der Versöhnung mit den Juden.

Dr. W. M.

„Bönningheim – Stadt zwischen Neckar und Stromberg“

Man ist versucht zu sagen: In aller Stille ist im Jahre 1970 ein Heimatbuch für Bönningheim unter dem obigen Titel herausgebracht worden, auf das wir durch einen Zufall gestoßen sind. Es soll auch jetzt noch nicht übersehen werden. Mit seinen 96 Seiten ist es eigentlich nur ein Büchlein, und wenn es dabei etwa 80 (teils ganzseitige) Abbildungen aufweist, so wird klar, daß die Veröffentlichung eher als kleiner Bildband anzusprechen ist. Zwar wird im Textteil (von Elisabeth Zipperlen und Dieter Schille) immer wieder versucht, an die Historie anzuknüpfen. Der Schwerpunkt liegt jedoch ganz klar auf der Selbstdarstellung der heutigen Stadt einschließlich Hohensteins. Die Initiative zur Schaffung des kleinen Werks ging vom Gewerbeverein aus und wurde von der Stadtverwaltung aufgegriffen. Beide zeichnen dann auch für die Herausgabe bei Druckerei und Verlag E. Wachter, Bönningheim, verantwortlich.

Es liegt hier völlig fern, die Veröffentlichung einer kritischen Betrachtung zu unterziehen, aber etwas muß doch erwähnt werden: Hätte es nicht auch noch zu einer Inhaltsübersicht reichen können?

Bönningheim möchte man eine schöne und gediegene Ortsgeschichte in Wort und Bild wünschen. Zum einen ist die Geschichte der Ganerbenstadt ungemein farbig und interessant, und zum andern liegt eine Menge Vorarbeiten für ein umfassendes größeres Werk bereits vor.

Dr. W. M.

IN MEMORIAM



KURT AIGNER

* 3. Juli 1894 † 7. April 1974

2. Vorsitzender und Ehrenmitglied
des Historischen Vereins
für Stadt und Kreis Ludwigsburg

Walter Hudelmaier †

Im Alter von 76 Jahren ist der Journalist Walter Hudelmaier in der Nacht vom 16. auf 17. November 1974 verstorben. Wir erfuhren dies erst nach Redaktionsschluß dieses Geschichtsblatts Nr. 26, wollen aber nicht versäumen, dem Verbliebenen einige Worte des Gedenkens zu widmen. Zwar war er erst seit wenigen Jahren Mitglied des Historischen Vereins und konnte altershalber nicht oft an unseren Veranstaltungen teilnehmen, aber Walter Hudelmaier hat sich um die Geschichte unserer Heimat große Verdienste erworben. Der Schreiber dieser Zeilen hat an der Seite des Verstorbenen – damals noch in Erdmannhausen – Planung und Aufbau der Heimatbeilage „Hie gut Württemberg“ der Ludwigsburger Kreiszeitung miterlebt und dabei mitarbeiten dürfen – eine Beilage, für die es in unserem Lande kaum ein qualitativ und quantitativ vergleichbares Beispiel gibt. Ein Vierteljahrhundert lang bemühte sich Walter Hudelmaier um dieses Werk, das inzwischen auf einen beachtlichen Umfang angewachsen ist. Noch kurz vor seinem Tode war es dem verantwortlichen Redakteur ein Anliegen, die am 2. 11. erschienene Nummer der Beilage herauszubringen. Das Schicksal vergönnte es ihm nicht, den 25. Jahrgang der Heimatbeilage zu komplettieren.

Nicht vergessen soll auch die Tatsache sein, daß Walter Hudelmaier das Ludwigsburger Standardwerk „Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten“ von Christian Belschner neu bearbeitet, bis zur Gegenwart weitergeführt und in dritter Auflage 1969 mit fast 600 Seiten Umfang und zahlreichen Abbildungen veröffentlicht hat. Man kann die Heimatbeilage vielleicht zu dem vergänglicheren Schrifttum rechnen – mit dem „neuen Belschner“ aber hat Walter Hudelmaier ein Werk von dauerhaftem Wert und bleibender Wichtigkeit geschaffen.

Kein Freund der Heimatgeschichte wird Walter Hudelmaier vergessen.
Dr. W. M.

Anschriften der Verfasser

Professor D. Dr. Ernst Benz, 355 Marburg/Lahn, Lutherstraße 7 a
Rektor a. D. Theodor Bolay, 7144 Asperg, Panoramastraße 71
Regierungsbaumeister Dr.-Ing. Erich Faßl, 714 Ludwigsburg, Postfach 249
Oberstudienrat Siegfried Greiner, 7271 Rotfelden, Lerchenweg 18
Dr. Robert Koch, 71 Heilbronn, Hist. Museum, Kramstr. 1
Dr. Willi Müller, 7141 Schwieberdingen, Schulberg 23
Apotheker Markus Otto, 712 Bissingen/Enz, Enzapothek
Oberlehrer a. D. Karl Rohm, 714 Ludwigsburg-Pflugfelden, Balinger Straße 8
Dr. Günter Stegmaier, 7 Stuttgart 71, Isolde-Kurz-Straße 16
Stadtarchivarin Elisabeth Zipperlen, 7124 Bönnigheim, Goethestraße 6

Bildernachweis

S. 5: Mit frdl. Genehmigung durch die Kreissparkasse Ludwigsburg
Koch, Sporn: alle vom Verf.
Bolay, Asperg: 2 Stadtverwaltung Asperg, 1 Ludwigsburger Heimatmuseum
Rohm, Sprenger: alle vom Verf.
Benz, Strauß: beide Ludwigsburger Heimatmuseum
Greiner, Gundert: vom Verf.
Faßl, Ludwigsburg: von der Stadtverwaltung Ludwigsburg – außer Wüstenrot und
Stadionbad: von Wolfgang Walter
Zipperlen, Orgel: von der Verf.
In memoriam Aigner: von der Familie

SATZUNG

des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Ludwigsburg

§ 1 Name und Sitz des Vereins

1. Der Verein führt den Namen „Historischer Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V.“
2. Der Verein ist in das Vereinsregister des Amtsgerichts Ludwigsburg eingetragen.
Er hat seinen Sitz in Ludwigsburg.

§ 2 Zweck des Vereins

1. Der Historische Verein stellt sich die wissenschaftliche Pflege der Geschichts- und Altertumskunde vorwiegend im Bereich des Landkreises Ludwigsburg zur Aufgabe.
Er will damit die geschichtlichen und kulturellen Grundlagen der engeren Heimat auch für die Aufgaben der Gegenwart und die Gestaltung der Zukunft unter Berücksichtigung erhaltenswerter Tradition wirksam machen. Es soll dadurch ein sachgerechter und zeitgemäßer Beitrag für die Gesellschaft und ihre Umwelt geleistet werden.
2. Die wichtigsten Mittel zur Erfüllung dieser Zwecke sind:
 - a) Eine vereinseigene Veröffentlichung,
 - b) Vorträge, Führungen, Ausstellungen, Studien- und Lehrfahrten,
 - c) sachverständige Beratungen und Stellungnahmen zu wichtigen, mit der Arbeit des Vereins zusammenhängenden Tagesfragen, auch in Presse und Rundfunk.
3. Der Historische Verein verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne der Gemeinnützigkeits-Verordnung vom 24. 12. 1953, und zwar insbesondere durch Förderung der Volksbildung und der Denkmalpflege.

§ 3 Mitgliedschaft

1. Mitglieder des Vereins können natürliche Personen (persönliche Einzelmitgliedschaft) und juristische Personen (körperschaftliche Mitgliedschaft) werden.
2. Über die Aufnahme eines Mitglieds entscheidet der Vorstand.
3. Zu Ehrenmitgliedern kann der Vorstand Personen ernennen, die sich um den Verein und seine Ziele besonders verdient gemacht haben.

4. Die Mitgliedschaft endet durch Austritt, Ausschluß oder Tod.
5. Der Austritt ist nur auf Ende eines Geschäftsjahres möglich; er muß dem Verein mindestens 3 Monate vorher schriftlich erklärt werden.
6. Ein Mitglied kann vom Vorstand ausgeschlossen werden
 - a) wenn es dem Zweck des Vereins zuwiderhandelt oder das Ansehen des Vereins gefährdet,
 - b) wenn es mit der Entrichtung des Jahresbeitrags trotz schriftlicher Mahnung im Rückstand bleibt.

§ 4 Beitrag

1. Jedes Mitglied hat einen Jahresbeitrag zu zahlen. Seine Höhe wird von der Mitgliederversammlung festgesetzt. Der Jahresbeitrag von körperchaftlichen Mitgliedern wird durch Selbsteinschätzung bestimmt, er soll aber mindestens das Zweifache des Jahresbeitrages der persönlichen Einzelmitglieder ausmachen.
2. Der Beitrag wird zu Beginn des Geschäftsjahres fällig.
3. Die Ehrenmitglieder sind von der Beitragspflicht befreit.

§ 5 Geschäftsjahr

Geschäftsjahr ist das Kalenderjahr.

§ 6 Organe des Vereins sind:

1.
 - a) die Mitgliederversammlung,
 - b) der Vorsitzende und sein Stellvertreter,
 - c) der Vorstand.
2. Die Tätigkeit der Vorsitzenden und der anderen Organe des Vereins ist ehrenamtlich. Notwendige Aufwendungen, insbesondere Reisekosten, können erstattet werden.

§ 7 Mitgliederversammlung

1. Die Mitgliederversammlung findet jährlich mindestens einmal statt.
2. Sie hat die Aufgabe,
 - a) den Vorsitzenden und seinen Stellvertreter zu wählen;
 - b) den Kassenverwalter und den Schriftführer zu wählen, die zusammen mit dem Vorsitzenden und seinem Stellvertreter den engeren Vorstand bilden;
 - c) den Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden, den Kassenbericht des Kassenverwalters und den Prüfungsbericht des vom Vorstand bestimmten Kassenprüfers entgegenzunehmen und dem Vorstand Entlastung zu erteilen;

- d) über Satzungsänderungen und die Auflösung des Vereins zu beschließen;
 - e) die Höhe des Mitgliedsbeitrags festzusetzen;
 - f) über sonstige wichtige Angelegenheiten des Vereins und über Anträge der Mitglieder zur Tagesordnung zu beschließen.
3. Die Mitgliederversammlung ist vom Vorsitzenden mindestens 10 Tage vorher unter Angabe der Tagesordnung schriftlich oder in der Ludwigsburger Kreiszeitung bekanntzugeben.
 4. Anträge der Mitglieder zur Tagesordnung sind spätestens sieben Tage vor der Versammlung dem Vorsitzenden schriftlich anzuzeigen.
 5. Der Vorsitzende hat eine außerordentliche Mitgliederversammlung einzuberufen, wenn die Belange des Vereins es erfordern, oder wenn mindestens 10% der Mitglieder die Einberufung schriftlich unter Angabe des Zwecks verlangen.
 6. Die Mitgliederversammlung beschließt mit der einfachen Stimmenmehrheit der erschienenen Mitglieder, Satzungsänderungen bedürfen einer Dreiviertel-Mehrheit der erschienenen Mitglieder.

§ 8 Vorsitzender

1. Der Vorsitzende und sein Stellvertreter werden von der Mitgliederversammlung auf die Dauer von drei Jahren gewählt.
2. Vorstand im Sinne von § 26 DBG sind der Vorsitzende und sein Stellvertreter. Jeder ist allein vertretungsberechtigt.
3. Der Vorsitzende lädt zu den Sitzungen des Vorstands sowie zur Mitgliederversammlung ein und leitet sie.
4. Der Vorsitzende erledigt mit Hilfe des Schriftführers und des Kassenverwalters die laufenden Geschäfte, soweit sie nicht satzungsgemäß anderen Organen vorbehalten sind.

§ 9 Vorstand

1. Der Vorstand besteht aus dem engeren und dem erweiterten Vorstand.
2. Dem engeren Vorstand gehören außer dem Vorsitzenden und seinem Stellvertreter der Kassenverwalter und der Schriftführer an. Diese werden von der Mitgliederversammlung auf die Dauer von drei Jahren gewählt.
3. Der engere Vorstand beruft die Mitglieder des erweiterten Vorstandes. Der Vorstand soll mindestens 10 und höchstens 15 Personen zählen. Zum erweiterten Vorstand gehören je ein Vertreter der Stadtverwaltung Ludwigsburg und des Landratsamtes Ludwigsburg.
Die Berufungen in den erweiterten Vorstand bedürfen der Bestätigung der Mitgliederversammlung.
4. Der Vorstand beschließt über alle Angelegenheiten des Vereins, die

nicht der Mitgliederversammlung, dem Vorsitzenden oder dem engeren Vorstand vorbehalten sind. Der engere Vorstand berät den Vorsitzenden bei der Führung der laufenden Geschäfte.

§ 10 Niederschrift

Über die Sitzungen des Vorstands und über die Mitgliederversammlung sind Niederschriften aufzunehmen, die mindestens die gefaßten Beschlüsse enthalten müssen. Der Protokollführer und der Versammlungsleiter beurkunden die Beschlüsse.

§ 11 Auflösung des Vereins

Über die Auflösung des Vereins kann nur eine zu diesem Zweck einberufene Mitgliederversammlung entscheiden, wenn mindestens 20% der Mitglieder anwesend sind. Ist dies nicht der Fall, so muß eine neue Mitgliederversammlung unter Einhaltung einer Frist von mindestens einem Monat einberufen werden, die dann ohne Rücksicht auf die Zahl der erschienenen Mitglieder beschlußfähig ist. Für den Beschluß selbst ist eine Mehrheit von vier Fünftel der erschienenen Mitglieder erforderlich.

§ 12 Gemeinnützigkeit

1. Etwaige Gewinne dürfen nur für die satzungsmäßigen Zwecke verwendet werden. Die Mitglieder erhalten keine Gewinnanteile und in ihrer Eigenschaft als Mitglieder auch keine sonstigen Zuwendungen aus Mitteln des Vereins.
2. Es darf keine Person durch Verwaltungsausgaben, die den Zwecken des Vereins fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigt werden.
3. Bei Auflösung oder Aufhebung des Vereins oder bei Wegfall seines bisherigen Zwecks fällt das Vermögen des Vereins je zur Hälfte an die Stadt und an den Landkreis Ludwigsburg für solche Zwecke, die denjenigen des aufgelösten Vereins entsprechen.

§ 13 Inkrafttreten

Mit dem Inkrafttreten dieser Satzung – Tag der Eintragung ins Vereinsregister beim Amtsgericht Ludwigsburg – erlischt die Satzung vom 15. 1. 1965. Diese Eintragung ist am 5. November 1974 beim Amtsgericht Ludwigsburg erfolgt.

gez. Dr. Willi Müller
1. Vorsitzender

gez. Dr. Wolfgang Bollacher
2. Vorsitzender

Lieferbare Hefte der „Ludwigsburger Geschichtsblätter“

Heftnummer	Jahr	Seiten	Herausgeber
5	1909	115	Christian Belschner
6	1911	88	dto.
7	1913	57	dto.
8	1916	48	dto.
9	1923	119	dto.
10	1926	107	dto.
12	1939	46	dto.
13	1957	140	Oscar Paret
14	1960	66	dto.
15	1963	162	Heinrich Gaese
16	1964	203	dto.
17	1965	207	dto.
18	1966	192	dto.
19	1967	164	dto.
20	1968	196	dto.
21	1969	92	Willi Müller
22	1970	116	dto.
23	1971	195	dto.
24	1972	272	dto.
25	1973	141	dto.
26	1974	141	dto.

Lieferbar ist ebenfalls noch: Hermann Stroebel, Ludwigsburg, die Stadt Eberhard Ludwigs – Ein Beitrag zur Geschichte der landesfürstlichen Stadtbaukunst um 1700 · Ludwigsburg 1918

Bestellungen nimmt die Geschäftsstelle des Historischen Vereins entgegen:
 714 Ludwigsburg, Brenzstraße 21 (Tel. Vorwahl 0 71 41 – 6 12 90)
 Ferner: Buchhandlung Aigner, 714 Ludwigsburg, Arsenalplatz

